de Mahieu

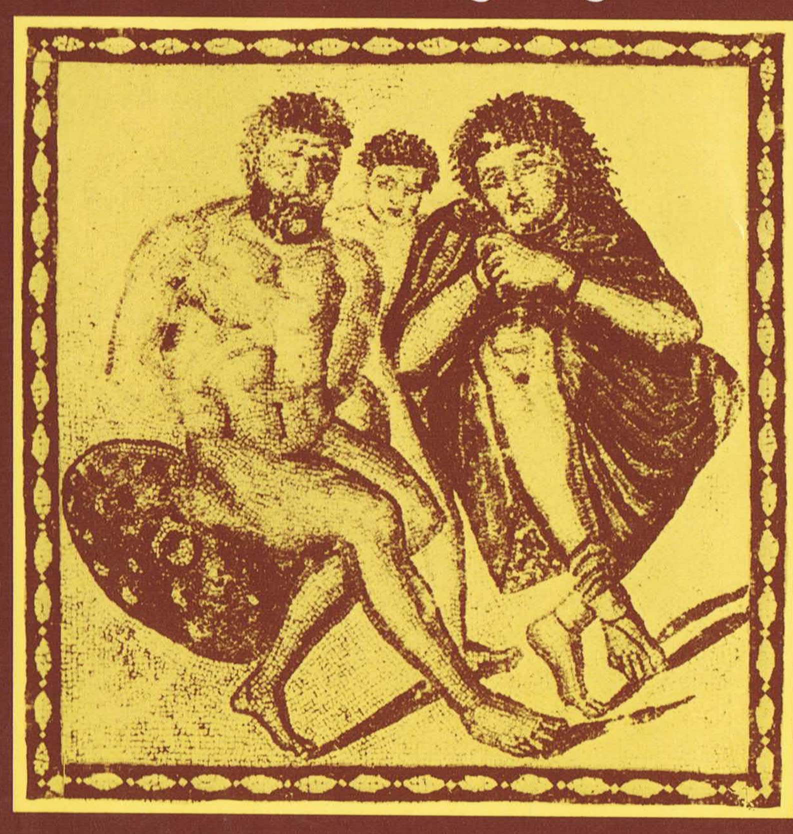
Die Flucht der Trojaner



Jacques de Mahieu

Die Flucht der Trojaner

Wie ihre Hochkultur über Afrika und die Kanarischen Inseln nach Amerika gelangte



GRABERT

Prof. Dr. Jacques de Mahieu

DIE FLUCHT DER TROJANER

Amerikas Hochkulturen sind viel älter als seine angebliche »Entdeckung« durch Kolumbus. Ihre Geburt liegt mehr als drei Jahrtausende zurück und ist eng verbunden mit der europäischen Vorgeschichte des zweiten vorchristlichen Jahrtausends, die der Verfasser einleitend in einem Überblick nach den neuesten Forschungen schildert. Die Überlebenden des von Homer besungenen Trojanischen Krieges gelangten auf ihrer Flucht um das Jahr 1200 v. d. Zw. auf die Kanarischen Inseln, von wo sie nach kurzem Aufenthalt in die Neue Welt weiterzogen. Als Ergebnis seiner mehr als dreißigjährigen Forschungsarbeit in Lateinamerika legt Prof. de Mahieu überzeugende Beweise für die schon in seinem vorhergehenden Werk (»Die Erben Trojas«, Tübingen 1982) vertretene Hypothese vor, daß die Hochkulturen Altamerikas ein Vermächtnis der Trojaner sind. Seine mit wissenschaftlicher Sorgfalt vorgetragene und mit mehr als 100 Abbildungen und Fotos belegte Beweisführung läßt ein erregendes Kapitel der Menschheitsgeschichte abrollen: das Zusammenleben der nordischen Hyperboreer und Libyer beim Übergang vom Neolithikum zur Bronzezeit in Troja, ihr Zug übers Meer, ihre neue Hochkultur zunächst in Mexiko, deren Ausbreitung nach Nord und Süd, ihr Blühen über viele Jahrhunderte hinweg und ihr schließliches Verwelken bis zur Ankunft der Spanier.

GRABERT - VERLAG - TÜBINGEN

de Mahieu

Die Flucht der Trojaner







Die Flucht der Trojaner

Weitere Werke von Prof. Dr. Jacques de Mahieu,
die seit 1972 im Grabert-Verlag, Tübingen erschienen

DES SONNENGOTTES GROSSE REISE
Die Wikinger in Mexiko und Peru

DES SONNENGOTTES TODESKAMPF
Die Wikinger in Paraguay

DES SONNENGOTTES HEILIGE STEINE
Die Wikinger in Brasilien

WER ENTDECKTE AMERIKA?
Geheimgeographie vor Kolumbus

DER WEISSE KÖNIG IPIR
Die Wikinger in Amambay

DIE TEMPLER IN AMERIKA oder
DAS SILBER DER KATHEDRALEN

DAS WIKINGERREICH VON TIAHUANACU
Geschichte eines nordischen Imperiums
in Südamerika

DIE ERBEN TROJAS
Auf den Spuren der Megalithiker
in Südamerika

JACQUES DE MAHIEU

Die Flucht der Trojaner

Wie ihre Hochkultur über Nordafrika und die Kanarischen Inseln nach Amerika gelangte

Aus dem Französischen von
Wilfred von Oven



1985

GRABERT-VERLAG

TÜBINGEN–BUENOS AIRES–MONTEVIDEO

Satz und Druck: Gulde-Druck GmbH, Tübingen
Buchbindearbeiten: Großbuchbinderei Lachenmaier, Reutlingen
Filme: Rudolf Künstle, Offset-Reproduktion, Tübingen
Schutzumschlag: Creativ GmbH, Stuttgart

Diese Untersuchung entstand unter freundlicher Mitwirkung
von Prof. Dr. Pierre-Antoine Gloor,
Präsident der Schweizerischen Gesellschaft für
Anthropologie und der Archäologen Raymond Camby
und Jacques Gossart von der
Forschungsgruppe KADATH in Brüssel.
Die Karten und Zeichnungen machte Hans-Jürgen Wöhler.
Fotos: Instituto de Ciencia del Hombre,
wenn nicht anders angegeben.

CIP-Kurztitelaufnahme der Deutschen Bibliothek
Mahieu, Jacques de:
Die Flucht der Trojaner / Jacques de Mahieu.
Aus d. Franz. übers. von Wilfred von Oven. –
Tübingen; Buenos Aires; Montevideo; Grabert, 1985.
Einheitssacht.: La fuite des troies ⟨dt.⟩
ISBN 3-87847-077-0

INHALTSVERZEICHNIS

IV. DIE KULTURBRINGER MITTELAMERIKAS

V. DER ZUG NACH SÜDEN

VI. DAS REICH DER EBENE

I.

DIE WEISSEN LIBYER

1. Klima und Fauna

Zur Zeit der großen Regenfälle, die wahrscheinlich den europäischen Vereisungen entsprachen, bedeckte sich Nordafrika vom Roten Meer bis zum Atlantik mit dichten Urwäldern. Im Streifen der Küste und des Tell-Atlas-Gebirges, der im Norden vom Mittelmeer und im Süden von der Sahara begrenzt wird, war die Temperatur etwas niedriger als heute, aber die Luftfeuchtigkeit um so höher. Die grundsätzlich mittelmeerländische Vegetation vermischte sich dabei mit Arten, wie sie in kälteren Zonen Europas üblich waren. In der Sahara-Ebene dagegen ähnelte sie sehr derjenigen, wie sie heutzutage in der Äquator-Gegend des Kongo anzutreffen ist. Ihre Urwälder werden von gewaltigen Flüssen durchzogen, von denen einige wie der Igharghar, der mehr Wasser als die Rhone führt, ins Mittelmeer münden, während die anderen, die von den Gletschern des Atlas gespeist werden, der Tassili und der Ahaggar, dem Niger zufließen. In ihrem Verlauf bilden sie riesige Seen, von

denen einige fast die Ausmaße von Binnenmeeren erreichen.

Als im 15. Jahrtausend v.d.Z. die letzte Eiszeit, die die Geologen mit dem Namen Würm belegt haben, abzuklingen beginnt, lassen die Regen in Afrika beträchtlich nach. Sie bleiben trotzdem reichlich. Der Golfstrom, der sich im Golf von Mexiko bildet, stößt nämlich auf das Hindernis der Großen Antillen – Kuba und Haiti – die damals noch mit der Halbinsel Florida verbunden sind, wie die fossilen Reste von Tieren des amerikanischen Pleistozäns in ihrer Erde beweisen, und wendet seinen Lauf nach Osten. So gelangt er an die Atlantikküste Marokkos, und seine warmen Wasserdämpfe verwandeln sich in Niederschläge über Nordafrika, vor allem über der Sahara, da das Atlas-Massiv einen guten Teil der Wolken abfängt, deren Regen sonst über dem Küstenstreifen niedergehen würde. Dieser wird also klimatisch immer mehr mittelmeermäßig, während die Sahara »äquatorial« bleibt.

Gegen Ende des neunten Jahrtausends v.d.Z. ändert sich diese Lage plötzlich. Die Großen Antillen trennen sich vom amerikanischen Festland. Die Florida-Straße entsteht, und der Golfstrom wendet sich durch diesen sich ihm öffnenden Ausfluß nach Nordeuropa. In dem uns interessierenden Gebiet verringern sich die Niederschläge noch weiter. Einstweilen sorgen noch der große Urwald und die Seengebiete von sich aus für reichliche Regenfälle. Aber trotzdem beginnt ein Vorgang der Austrocknung, weil ein Teil der Verdunstungen vom Wind davongetragen wird. Das ist ein äußerst langsamer Vorgang. Es werden 8000 Jahre und eine

weitere Naturkatastrophe nötig sein, um Nordafrika in den Zustand zu versetzen, in dem wir es heute kennen.

Der Mittelmeerstreifen einschließlich des Atlas-Gebirges hat unter dem Wandel wenig zu leiden. Gewiß erhalten seine Flüsse – mit Ausnahme des Nils – aus den Bergen, wo sich ihre Quellen befinden, weniger Wasser, und die Luftfeuchtigkeit vermindert sich, was ein Ansteigen der Temperatur auf ihren derzeitigen Stand bewirkt. Aber der wesentliche Teil des hier niedergehenden Regens kommt aus dem Meer, das seine Küsten bespült. Jetzt befindet sich also diese Gegend, auch wenn ihr Klima etwas wärmer ist, etwa in der gleichen Lage wie die gegenüberliegende europäische Küste, die freilich viel mehr bewaldet ist als heute. So konnte Homer[1] im 13. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung mit vollem Recht die Reichtümer Libyens besingen, wenn er berichtet, daß dort die Schafe ihre Herden dreimal im Jahr mit Lämmern bereichern und ihren Hirten köstliche und überreiche Nahrung spenden, Fleisch wie auch Milch in Strömen, so daß die Melker keine Ruhe finden. Für die Sahara trifft das nicht zu. Dort verringert sich nicht nur die Wassermenge der Flüsse und Seen, sondern es vertrocknet auch nach und nach ein Teil des großen Urwaldes, an dessen Stelle riesige Grassteppen treten. Die Naturkatastrophe vom Jahr –1226 versetzt dem ganzen Gebiet den Todesstoß.

In jenem Jahr wird die Erde von dem Schweif des Kometen – und zwar sehr nah seinem feurigen Kern – berührt, den die Ägypter Sekhmet und die Griechen Phaeton nennen. Es ist wahrscheinlich derselbe, der seit Anfang des 18. Jahrhunderts nach den eingehenden Untersuchungen des engli-

schen Astronomen Halley dessen Namen trägt. Zumindest auf der nordlichen Erdhälfte steigt die Temperatur plötzlich unerträglich an. Die Flüsse und Quellen trocknen aus. Die Wälder und menschlichen Siedlungen geraten in Brand. Erd- und Seebeben lassen das flache Land an der friesischen Küste und zahlreiche Inseln in der Ägäis im Wasser versinken. Ganze Völkerschaften verschwinden vom Erdboden; andere müssen sich neuen Lebensraum suchen. Nordafrika wird die Auswirkungen der Katastrophe nie ganz überwinden. Die Küstenebenen mit ihren Gebirgszügen jedoch erholen sich verhältnismäßig schnell; sie verdanken das den vom Mittelmeer kommenden Regenfällen und in Ägypten dem Nil, dessen Zuflüsse außerhalb des von der Katastrophe betroffenen Gebietes liegend. Die Sahara dagegen verwandelt sich vollends in eine Wüste. Die verbrannten Wälder werden sich nie wieder begrünen. Was bis heute geblieben ist, sind die Palmen der Oasen, die sich aus der von früher erhaltenen letzten Grundwasserschicht nähren, und einige einzelne Bäume in den Bergen. Von den Flüssen bleiben nur die trockenen *uedi* (Betten), die sich bloß bei den seltenen Gewittern vorübergehend mit Wasser füllen. Auch die ausgetrockneten Seen kommen nicht wieder. Von denen, die die Katastrophe überlebten, wird gerade noch der Fayum an der Westgrenze Ägyptens erhalten bleiben, obwohl er seit damals immer kleiner wird. Einige andere wie die brackigen *chott* des Fessan und des tunesischen Südens sind wesentlich kleiner. Im Tassili-Massiv mitten in der algerischen Sahara überrascht eine Reihe von *guelta* genannten Seen, von denen einige eine Länge bis zu vier Kilometern

und eine Tiefe von zwölf Metern erreichen. Der aus der Erosion des Atlas und der Sahara-Gebirge entstehende Sand wird nach und nach die ganze riesige, einst üppig wuchernde Ebene bedecken und alles organische Leben ersticken.

Diese Beschreibung stützt sich nicht allein auf die Daten, die uns die Klimatologie und die Geologie verschaffen. Sie werden durch alles bestätigt, was wir über die Flora und Fauna im Verlauf des erdgeschichtlichen Vorganges wissen, den wir flüchtig umrissen haben. Lassen wir den Küstenstreifen beiseite, wo sich – wir sagten es schon – bis heute in dieser doppelten Beziehung fast nichts verändert hat: die Vegetation ist, obwohl weniger dicht, mittelmeerländisch geblieben; die Tierarten haben sich erhalten, mit Ausnahme des Wasserbüffels, der mit den Flußläufen verschwand, und des Elefanten, der vom Menschen ausgerottet wurde, während nur das Berberroß und der afrikanische Esel hinzukamen. In der Sahara ging alles ganz anders vor sich. Die dort vorgenommenen Pollen-Untersuchungen geben über die Entwicklung der Flora nur in beschränktem Umfang Auskunft, da sie ja in der von Sand bedeckten Ebene nicht durchgeführt werden konnten. Dagegen gestatten uns die Höhlenzeichnungen in den Gebirgszügen, die Fauna dieses Gebiets in ihrem ganzen Ausmaß zu beschreiben. Betrachten wir diese beiden Gesichtspunkte des Problems zu drei verschiedenen Zeiten, deren jede in gewisser Weise den Mittelpunkt einer Epoche darstellt.

Im Jahr –5000 sind die Gebirgszüge der Zentral-Sahara – Tassili n'Ajjer, Ahaggar, Iforas-Adrar, Tanezruft, Air – in

der Höhe mit Bäumen bestanden, die im Winter das Laub abwerfen, also solchen, wie sie in Europa in ziemlich kalten Gegenden vorkommen: Birken, Eichen, Nußbäume, Linden, Erlen, Ulmen. Ihre Abhänge sind mit Bäumen der mittelmeerländischen Pflanzenwelt bestanden: Aleppokiefern, Wacholder und Lotosbäume, also drei Nadelhölzern, Mastix- und Olivenbäumen. Von der Ebene wissen wir in dieser Beziehung nichts, es sei denn das, was wir nach Klima und Tierwelt vermuten dürfen: daß die Trockensteppe an die Stelle des äquatorialen Urwaldes tritt. Wir begegnen hier dem Elefanten, dem Nashorn, dem Krokodil, dem Wasserbüffel, dem Pavian, der Giraffe, der Gazelle, der Antilope, dem Vogel Strauß, dem Löwen und einem altertümlichen Pferd, dessen Art heute ausgestorben ist. Die Flüsse und Seen wimmeln von Fischen. Die Berge sind das Reich der Wildziegen, die bis heute überlebt haben.

Im Jahr −3000 hat sich die Pflanzenwelt der Gebirge nicht viel verändert. Außer der Eiche sind die Laubbäume verschwunden, während die Koniferen der vorhergehenden Epoche durch Zedern und Zypressen bereichert worden sind; auch Myrte ist anzutreffen. In der Ebene breitet sich die Steppe schnell aus. Noch gibt es eine äquatoriale und tropische Tierwelt. Aber auf den weiten Flächen weiden große Herden von Rindvieh. Hier sind auch Wildhunde zu Hause.

Im Jahr −1000 gehört der große Urwald bereits der Vergangenheit an. Die Steppe ihrerseits trocknet immer schneller aus. Man begegnet nur noch der Giraffe, Gazelle, Antilope und dem Vogel Strauß, welchen Arten sich das vom

Menschen eingeführte Pferd unserer Tage hinzugesellt. Auch im Gebirge wird die Vegetation immer ärmlicher. Nur einige wenige Zypressen haben sich hier bis heute erhalten. Auch die Bergziege bleibt. Später kommt noch die Gazelle hinzu, die aus ihrem natürlichen Wohngebiet durch den Vormarsch der nackten Wüste vertrieben wird.

2. *Afrikanische »Rothäute«*

Die hier gemachte gedrängte Untersuchung der ökologischen Umwandlung Nordafrikas war unerläßlich, um in deren wechselnden Rahmen die drei Menschenrassen stellen zu können, deren Vorhandensein in der uns interessierenden Zeit in diesem Gebiet bezeugt ist.

Gegen Ende der Altsteinzeit, also etwa 30000 Jahre vor unserer Zeitrechnung, begegnen wir in dem Küstenstreifen vom Roten Meer bis zum Atlantik einer Bevölkerung, der wir die Zeugnisse der Aterien-Kultur verdanken. Knochenkundliche Reste von ihr sind nicht vorhanden. Gewisse Anthropologen, unter ihnen auch Carleton S. Coon[2], bringen sie mit dem frühen Menschen von Djebel Ighoud in Verbindung, in welchem andere eine Übergangsstufe zwischen einem vermeintlichen Neandertaler und dem Menschen von Mechta el-Arbi erkennen wollen, von dem wir noch sprechen werden. Eine solche Vermutung ist unzulässig. Coon weist darauf hin, daß die beiden vorhandenen Schädel des fraglichen Menschentyps früheren ähnlich sind, die im Osten und Süden Afrikas gefunden wurden und deren Ei-

gentümlichkeiten diejenigen der alten Buschmänner sind, die es im Norden von Transvaal bis nach dem Jahr 1000 gab, ehe »das mysteriöse Syndrom der Schrumpfung, das die heutigen Buschmänner hervorbrachte«, zu wirken begann. Es gibt zwei Gründe, die uns bewegen, die hier dargelegte Ansicht ohne Einschränkung zu teilen. Der erste ist, daß uns in der gleichen Epoche das Vorhandensein von Ur-Buschmännern in Europa bekannt ist, und der andere, daß die in Afrika lebenden Buschmänner Nachkommen hinterließen.

Der Grimaldi-Mensch, von dem zu Beginn des Jahrhunderts zwei Skelette in den Grimaldi-Grotten an der französisch-italienischen Grenze zwischen Mentone und Bordighera gefunden wurden, weist nach Verneau[3], auf dessen anthropologische Untersuchung wir uns hier beziehen, »negroide Eigenschaften«, insbesondere eine stark ausgeprägte Kieferpartie, auf. Viele Autoren, unter ihnen auch Anthropologen, haben seit damals von der »negroiden Grimaldi-Rasse« gesprochen. Die ausgeprägte Kieferpartie ist jedoch eine Eigenart, die nicht nur die Neger aufweisen. Man begegnet ihr, sogar noch viel ausgeprägter, bei den Buschmännern, die nichts mit dem *Homo afer* zu tun haben. Zweifel wären vielleicht noch verständlich, hätte man nicht in den Grimaldi-Grotten, an verschiedenen Orten in Frankreich, in Mitteleuropa und auf der iberischen Halbinsel gut 50 weibliche Statuetten mit allen Kennzeichen der Steatopygie (starker Fettansatz am Steiß) (Abb. 1) gefunden. Mehr noch: eine solche »Venus«, wie diejenige von Willendorf (Österreich) scherzhaft genannt wird, weist außer gewaltigen Gesäßbacken und Brüsten auch »pfefferkornartig« ge-

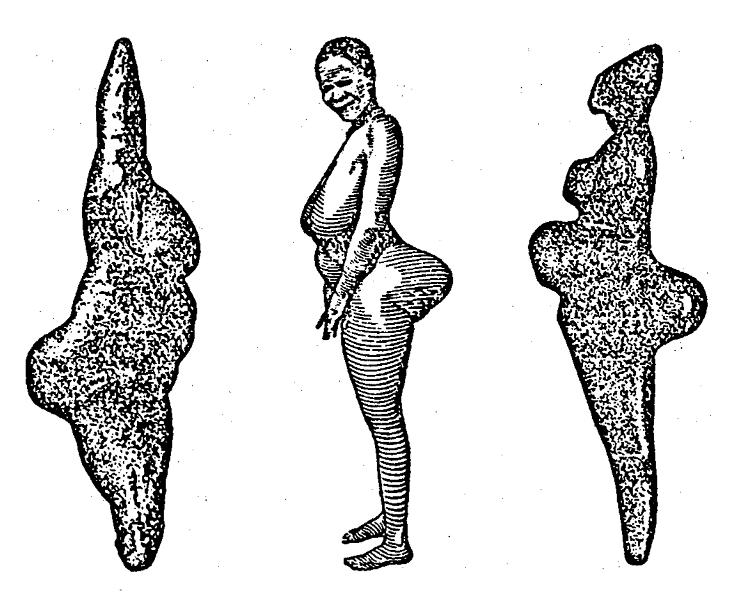


Abb. 1: Links und rechts: »Venus« mit Steatopygie aus der europäischen Altsteinzeit. Mitte: Buschmann-Frau von heute (Zeichnung aus: Salvador Canals Frau: »Prehistoria de América«, Buenos Aires 1950)

flochtenes Haupthaar auf, zwei Eigenarten, die gemeinsam nur bei den Buschmännern und ihren ersten Vermischungen mit Negern auftreten. Fügen wir noch hinzu, daß die Steatopygie ausschließlich bei Frauen auftritt. Nun zeigen uns die paläolithischen Flachreliefs von Laussel (Frankreich) zwei weibliche Gestalten mit eben dieser körperlichen Verformung und einen Jüngling ohne jede Fettleibigkeit. Der Künstler hatte also nicht aus der Phantasie geschaffen, sondern seine Modelle vor sich gehabt.

Machen wir hier eine Pause, um von vornherein einem Einwand zu begegnen, der zwangsläufig erhoben werden muß. Das Mittelmeer war für die Steinzeitmenschen kein unüberwindliches Hindernis. Wir wissen nicht, ob es damals noch die breite Landbrücke zwischen Tunesien und Sizilien gab, die das Mittelmeer in zwei nur durch die Meerenge von Messina miteinander verbundene Becken teilte. Wenn sie schon im Meer versunken war, hätte man die Meerenge von Sizilien ebenso wie die von Gibraltar (die durch Spaniens und Portugals Statuetten als der wahrscheinlichere Weg ausgewiesen wird) mit dem primitivsten Floß durchfahren können. Es gibt außerdem keinen Grund für die Annahme, daß ein an der Küste lebendes Volk von der Kunst der Seefahrt überhaupt keine Ahnung gehabt haben sollte. Jedenfalls ist es ausgeschlossen, daß eine so besondere Menschenrasse völlig gleich an zwei verschiedenen Orten entstanden sein soll. Das zahlenmäßig gewaltige Mißverhältnis zwischen den beiden Menschengruppen und die Tatsache, daß diejenige von Grimaldi in Europa weder Vorfahren noch Nachkommen hatte, lassen keinerlei Zweifel über den gemeinsamen afrikanischen Ursprung der beiden bestehen.

Können wir uns einen Begriff von der körperlichen Beschaffenheit der Ur-Buschmänner machen? Die Skelette aus den Grimaldi-Grotten und die »Venus«-Statuetten zeigen uns, daß sie dolichozephal (langköpfig) mit ausgeprägter Kieferpartie waren, daß sie die »Pfefferkorn«-Haartracht trugen und daß ihre Frauen zu Steatopygie neigten. Andererseits wissen wir, daß ihre Nachkommen in Südafrika einem Vorgang der Schrumpfung unterlagen. Ihre Vor-

fahren müssen also von mittlerer Körpergröße oder vielleicht etwas kleiner gewesen sein. Dagegen gibt es keinen Grund zu der Annahme, daß sich ihre Hautfarbe irgendwie verändert hätte. Sie war also, wie bei den Buschmännern unserer Zeit, von einem rötlichen Grau. Man hat sie durchaus zutreffend mit derjenigen von Herbstlaub verglichen. Ihre althergebrachten Rassemerkmale haben sich erhalten wie diejenigen der Hottentotten in Südafrika und der Nyaturu und Saudawé in Tansanien, und zwar nicht bloß bei ihren letzten reinrassigen Vertretern, sondern auch bei ihrer Vermischung mit Negern. Dagegen sind diese Merkmale verschwunden, wo die Mischung mit Weißen erfolgte. Was in beiden Vorgängen erhalten blieb, war außer der Langschädligkeit die rötliche Färbung der Haut.

Diese Feststellung hat vom anthropologischen Gesichtspunkt aus für die Vorgeschichte und Geschichte Nordafrikas und insbesondere Ägyptens höchste Bedeutung. Die Fresken der Tempel und Grabstätten im Niltal zeigen uns nämlich – wie sich das gehört – die Neger in schwarzer Farbe, die Libyer rosig weiß und die Semiten bräunlich weiß. Aber die Ägypter sind auf diesen bildlichen Zeugnissen in roter Farbe dargestellt. Das ist keineswegs das Ergebnis einer verallgemeinerten Phantasie oder einer Übereinkunft, so oft und so eindringlich man uns das auch einzureden versucht. Es ist eine Tatsache: die Angehörigen der Mehrheitsrasse in Ägypten wurden als *rotu*, »die Roten«, bezeichnet. Es muß also zugegeben werden, daß die Farbe ihrer Haut vielleicht nicht knallrot, aber doch rötlich war. Daraus schließen wir mit Carleton S. Coon[2], daß sie das

Ergebnis einer Vermischung von Ur-Buschmännern, der autochthonen Bevölkerung des Raumes, mit Elementen anderer Rassen waren: Weißen aus Asien und Libyen, Nil-Bewohnern und Negern aus dem Sudan. Trotz verschiedener späterer genetischer Beiträge sind die Fellachen (Landbewohner) und Kopten von heute nicht sehr verschieden von ihren Vorfahren aus der Zeit der Pharaonen.

Ägyptens Ur-Buschmänner veränderten sich also an Ort und Stelle. Das war bei denjenigen Libyens nicht der Fall, denen wir im Jahr 5000 als im Urwald der Sahara fest angesiedelt begegnen, wohin sie schon viel früher gelangt waren. Die ältesten sie betreffenden Zeitbestimmungen gehen bis ins 6. Jahrtausend v.d.Z. zurück. Diese erfolgten allerdings auf Grund von organischen Überresten, die man unter Höhlenmalereien fand, wie es sie vorher im Küstenstreifen nicht gab. Nach ihrer Einwanderung muß also ein langer Vorgang kultureller Entwicklung stattgefunden haben.

Die fraglichen Malereien gehören der ersten Epoche der sogenannten »Rundschädel« an, die Henri Lhote[5] an den Wänden offener Felshöhlen und Grotten in den Gebirgszügen der mittleren Sahara wissenschaftlich aufnahm. Sie liefern leider sehr wenig anthropologische Hinweise. Die meisten der auf ihnen erscheinenden menschenähnlichen Gestalten sind nämlich unwirklich und aus religiösen oder magischen Vorstellungen übernommen: gehörnte Teufelchen und gewaltige Schatten von Gespenstern, die in der Atmosphäre schweben. Alle sind durch einen riesigen runden Kopf gekennzeichnet, der ohne Hals in Form eines Taucherhelms dem Körper aufgestülpt ist. Die wenigen menschli-

chen Wesen, die – stark stilisiert, ja schematisiert – diese Phantasiegebilde begleiten, haben gleichfalls, wie die »Venus« von Willendorf, eine Kugel als Kopf, aber mit einem zeichnerisch angedeuteten Hals. Alles scheint darauf hinzudeuten, daß es sich um eine überlieferte Darstellung religiösen Ursprungs – der Mensch nach dem Ebenbild Gottes – der Angehörigen jener Rasse handelt, zu der auch die ausführenden Künstler gehörten. Als nämlich gegen Ende der Periode einige gezeichnete oder doch angedeutete Gesichter erscheinen, sind ihre Züge stets negroid oder europid. Wahrscheinlich sind die Neger Überbleibsel der autochthonen Urwald-Bevölkerung. Die Weißen dagegen sind die Vorhut einer neuen Einwanderungswelle. Ein Beweis dafür ist, daß die Malereien der folgenden Periode, derjenigen der Kuhhirten, uns ganz klar drei Rassen zeigen: die Ur-Buschmänner, deutlich an ihrer Steatopygie zu erkennen, die ihre Frauen – gemäßigt, aber unverkennbar – aufweisen, Neger und vor allem Weiße oder europide Mischlinge.

Es war wahrscheinlich zu jener Zeit, daß einige Buschmänner, um der weißen Invasion auszuweichen, nach Süden flohen. Ihr Fluchtweg ist zwischen den Gebirgszügen Ostafrikas durch ihre Zeichnungen und Malereien markiert. In den Gegenden, die sie durchzogen, treffen wir noch heute auf Stämme, die ihnen einen guten Teil ihrer Erbanlagen verdanken, z.B. die Turkana, die im Westen des ehemaligen Rudolf-Sees leben, der heute ihren Namen trägt. Weiter südlich, in Tansanien, gibt es sogar immer noch neben den oben erwähnten Mestizen eine kleine von reinen Buschmännern bewohnte Enklave. Der größte Teil der Flüchtlinge

jedoch sollte sich in Südafrika niederlassen, wo ihre Nachkommen noch bis vor kurzem die Felswände verschiedener Gebirgszüge, besonders den Drakensberg, mit Malereien verzierten, wie sie uns vom Tassili oder Ahaggar der Sahara vertraut sind.

Die Ur-Buschmänner, die im Norden verblieben, wurden mit der Zeit von den Weißen aufgesogen. Aus dieser Vermischung entstand eine neue Rasse, deren Vertreter wir noch intakt oder verändert – im Osten durch Gene der Nilbewohner, im Westen durch solche der Neger – in der großen Trockensteppe antreffen, die sich vom Nil bis zum Atlantik zwischen der Wüste und dem äquatorialen Urwald erstreckt, wohin sie die schließliche Austrocknung der Sahara vertrieben hatte. Die nicht negrifizierten Angehörigen dieser Rasse, besonders die Peul des Sahel, also des westlichen Teils der fraglichen Steppe, haben europäische Gesichtszüge, aber eine rötliche Hautfarbe. Sie müssen seinerzeit sehr weit in den Süden gekommen sein, denn ihnen sind wahrscheinlich die Höhlenmalereien im Massiv des Brandbergs in Südwest-Afrika zuzuschreiben, deren menschliche Gestalten außer Negern auch Europäer und Europiden des fraglichen Typs sind. Es sei noch erwähnt, daß nicht alle Bewohner der Sahara das Gebiet verließen, als die Hitze unerträglich wurde. Einige flüchteten in die Oasen, wo ihre Nachkommen, die Haratin, noch heute leben, stark vermischt mit Negern, aber trotzdem durchaus noch als Träger des Erbgutes der Buschmänner zu erkennen. Die Berber wissen schon, warum sie sie *izzagaren,* »die Roten«, nennen. Andere wenige wandten sich gen Norden. In den neoli-

thischen Fundstätten Süd-Tunesiens stieß man auf Schädel, die von ihnen stammen müssen, obwohl sie von einigen Anthropologen leichtfertig als negroid eingestuft wurden. Diodor von Sizilien[6] erwähnt noch im 4. Jahrhundert v.d.Z. das Vorhandensein von »Äthiopiern«, also von Farbigen, in der Gegend.

3. Die weißen Männer

Als die Ur-Buschmänner den Mittelmeerstreifen, in dem sie seit undenklichen Zeiten gelebt hatten, verließen, um sich in das Gebiet zurückzuziehen, das heute die Sahara ist, taten sie das gewiß nicht ohne Not. Denn sie ließen einen äußerst fruchtbaren Boden und ein gemäßigtes Klima zurück, um sich im äquatorialen Urwald niederzulassen, für den sie ganz und gar nicht geschaffen waren. Keine Naturkatastrophe hatte ihren althergebrachten Lebensraum betroffen. Sie waren also entweder gewaltsam vertrieben worden, oder man hatte sie so schlecht behandelt, daß sie es vorzogen auszuwandern. Die übrigen Bewohner Libyens gehörten damals zwei Völkern weißer Rasse an, von denen also eines die Verantwortung für diese erzwungene Auswanderung trägt.

Der Mensch von Mechta el-Arbi oder Mechta-Afalou ist in den Fundstätten der iberisch-maurischen Kultur seit dem 14. Jahrtausend bekundet, wird aber für noch viel älter gehalten. Die Schädelfunde von Dar es-Soltane lassen sogar vermuten, daß sein Ursprung etwa bis auf das Jahr 20000

zurückgeht. Es war ein stämmiger Mensch mit langen Beinen und kurzem Rumpf, bei dem sich hoher Wuchs – durchschnittlich 1,77 m bei den Männern – mit außerordentlicher Stärke verband. Er hatte einen dolichozephalen (langschädligen) Schädel mit kielförmiger Wölbung und sehr ausgeprägten mastoiden Apophysen (Knochenwulst hinter dem Ohr), ein kurzes, breites und orthognathisches (gerade Kiefernstellung) Gesicht, niedrige viereckig rechtwinklig langgestreckte Augenhöhlen – breiter als hoch und an den Seiten des Gesichtes tiefer als in der Mitte –, einen mächtigen Unterkiefer und ein gut ausgebildetes Kinn. Eine Einzelheit, auf die wir noch zurückkommen werden, ist das – durch Ziehen herbeigeführte – Fehlen der beiden mittleren Schneidezähne im Oberkiefer. Mit Ausnahme dieses letzterwähnten Punktes trifft diese Beschreibung, die natürlich diejenige eines Musterexemplars ist, ganz genau auf den Cromagnon-Menschen Europas (*Homo spelaeus,* Lapouge) zu. Da es höchst unwahrscheinlich ist, daß derselbe rassische Biotyp sich an zwei verschiedenen Orten herangebildet hat, erhebt sich die Frage nach dem Ursprung. Kam der Cromagnon-Mensch aus Libyen, oder kam der Mensch von Mechta el-Arbi aus der französisch-kantabrischen Gegend? Zugunsten der erstgenannten Vermutung ist die plumpere Körperform des Afrikaners angeführt worden, wobei man jedoch bedenken sollte, daß die fraglichen Unterschiede zwischen diesen beiden Menschentypen auch nicht größer sind als diejenigen, die man zwischen einzelnen Individuen innerhalb der einen oder anderen Gruppe feststellen kann. Die zweite Hypothese dagegen wird durch die doppelte

Tatsache untermauert, daß der *Homo spelaeus* eine weiterentwickelte Abart des Menschen von Laugerie-Chancelade (*Homo priscus*, Lapouge) – des Magdalénien – ist, von dem es in Nordafrika keine Spuren gibt, und daß sein Vorhandensein während des Neolithikums im Osten Spaniens bekundet ist[7].

Es war im 8. Jahrtausend, daß die zweite der beiden erwähnten Rassen in Erscheinung trat. Wir verdanken ihr die Capsien-Kultur, die die iberisch-maurische ablöste, ohne daß deswegen der Mensch von Mechta el-Arbi verschwunden wäre. Der Ur-Mittelmeerländer, wie er auch genannt wird, war ein Mensch von ebenso hohem Wuchs wie sein Vorgänger und Zeitgenosse, dessen kraftvollen Körperbau er auch – in vielleicht etwas abgeschwächter Form – besaß. Aber er unterschied sich von ihm durch seine Schlankheit, nämlich durch geringeren Leibesumfang und verhältnismäßig schmale Hüften, und vor allem durch die Schädelbildung. Bei ihm verband sich die Dolichozephalie harmonisch mit einem hochgewölbten Schädel, einem rechtwinklig langen und schmalen Gesicht und hohen, mehr kreisförmigen Augenhöhlen. Wir kennen keinen möglichen Vorfahren von ihm in Nordafrika, und die Stätten, an denen seine Reste gefunden wurden, konzentrieren sich zum großen Teil im westlichen Tunesien und im östlichen Algerien, also Sizilien gegenüber, was darauf hinzuweisen scheint, daß er aus Italien kam oder vielleicht auch aus Spanien, an dessen Westseite er im Neolithikum in beträchtlichem Umfang nachweisbar ist[7]. Übrigens läßt alles vermuten, daß auch er eine weiterentwickelte Abart des Menschen

von Laugerie-Chancelade war. Das würde die enge morphologische Verwandtschaft erklären, die ihn mit dem nordischen Menschen verbindet, dem verfeinerten Nachkommen des *Homo spelaeus,* und mit dem mittelmeerländischen – insbesondere dem atlantisch-mittelmeerländischen –, dem verfeinerten Nachkommen des *Homo priscus.*

Während etwa dreier Jahrtausende lebten die Menschen von Mechta el-Arbi, die die Capsien-Kultur angenommen hatten, Seite an Seite mit den Ur-Mittelmeerländern, ohne sich merklich zu vermischen. Sie waren über den ganzen Küstenstreifen Libyens verbreitet, wobei die Erstgenannten im Westen, die anderen im Osten vorherrschten. Das war die Zeit, in der die Ur-Buschmänner dieser Gegend in den Urwald der Sahara verdrängt wurden, während diejenigen Ägyptens, das dichter bevölkert gewesen sein muß, sich in ihrem Raum behaupteten, wobei sie freilich eine libysche Aristokratie in Kauf nehmen mußten, aus der die sechs ersten Dynastien des Reiches am Nil hervorgingen. Die Bildhauerei der Zeit (Foto Nr. 1), die offensichtlich Persönlichkeiten der herrschenden Schicht darstellt, zeigt uns das Vorhandensein von zwei Mischlingstypen, die den genetischen Einfluß des Menschen von Mechta el-Arbi bzw. des robusten Ur-Mittelmeer-Menschen bezeugen. Die politische und gesellschaftliche Überlagerung der Ur-Buschmänner durch die Weißen rief einen gewissen Rassenkampf hervor. Die griechische Mythologie überliefert, daß im 25. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung der Sohn des Belos, der König Danaos, der 50 weiße Töchter hatte, dadurch mit seinem königlichen Bruder in Ägypten in Streit

geriet, daß dieser seine 50 farbigen Söhne mit den weißen Königstöchtern vermählen wollte. Die Verweigerung dieser Massen-Mischehe führte dazu, daß die Libyer nach Griechenland auswanderten.

In der zweiten Hälfte des 5. Jahrtausends wurde die weiße Bevölkerung Libyens von einer neuen Welle von Menschen überspült. Wir haben in unserer vorhergehenden Arbeit[8] dargelegt, daß es sich dabei um Cromagnon-Menschen handelte, die vier Jahrtausende zuvor dem Ren, von dem sie lebten, auf seinem Zug gen Norden gefolgt waren und sich in der angloskandinavischen Ebene, die sich über das Gebiet der heutigen Nordsee erstreckte, und in den angrenzenden Wäldern angesiedelt hatten.

Dort hatten sie sich unter dem Einfluß eines milden, feuchten und nebligen Klimas entfärbt. Gegen das Jahr −4500 hatte die durch das Schmelzen der Gletscher verursachte Überschwemmung der Küstenebene die dort lebende Bevölkerung gezwungen, sich ins Landesinnere zurückzuziehen. Einige der – damals bereits blonden und blauäugigen – Cromagnon-Menschen hatten sich dort endgültig niedergelassen. Wir begegnen ihren nur ganz wenig veränderten Nachkommen in der mittelschwedischen Landschaft Dalarne und im deutschen Westfalen. Andere waren nach Südosten gezogen, von wo einige, durch das Nomadenleben der Steppe verfeinert, gegen −2500 zurückkehrten. Es waren die Skythen, die Eratosthenes von Kyrene zwischen dem Schwarzen Meer und der Nordsee vermutet, an dessen Küste er die Insel Basileia (s. Karte Abb. 2), Mittelpunkt des von Plato beschriebenen Inselreichs Atlantis, liegen läßt.

Aus der Verbindung mit den Erstgenannten entstanden die nordischen Menschen der Bronzezeit. Andere waren auf dem Seeweg nach Süden gefahren: die Erbauer der Großsteingräber, die mit ihren Steinmalen die Küsten des Atlantiks und später auch des Mittelmeers übersäten. Der größte Teil von ihnen blieb in Libyen, wo sie auf Menschen ihrer Rasse gestoßen waren. Ihre Ansiedlung scheint einen Konflikt verursacht zu haben. Diodor[9] berichtet nämlich, wenn auch etwas wirr, von einem Krieg zwischen den Atlantern und den Bewohnern des afrikanischen Nordwestens bis über den See Tritonis hinaus, der später bei einem Erdbeben verschwand und nichts mit einem See gleichen Namens zu tun hat, den Herodot[10] im Osten liegen läßt und der tatsächlich – laut Humboldt[11] – die als Kleine Syrte bekannte Mittelmeerbucht ist. Mit der Zeit jedoch mischte der blonde Cromagnon-Mensch seine Gene mit denen des Menschen von Mechta el-Arbi. Später ergab sich auch eine gewisse Aufsaugung der Ur-Mittelmeer-Menschen durch sie. In den Malereien der dritten ägyptischen Dynastie (−3000 bis −2723) sehen wir entfärbte Gestalten von niedrigem Wuchs, deren rotes Haar darauf hinweist, daß sie nicht reinrassig sind. Aber mit Beginn der vierten Dynastie im 24. Jahrhundert v.d.Z. zeigen uns die Fresken und erwähnen die Inschriften die Tamehu, Menschen von hohem Wuchs mit blonden Haaren und blauen Augen, deren Gesichter jedoch länglicher sind, was auf einen gewissen genetischen Einfluß von Ur-Mittelmeer-Menschen hinzudeuten scheint. Ihr rassischer Einfluß ist innerhalb der ägyptischen Dynastien nicht zu verkennen: Ramses II. beispielsweise

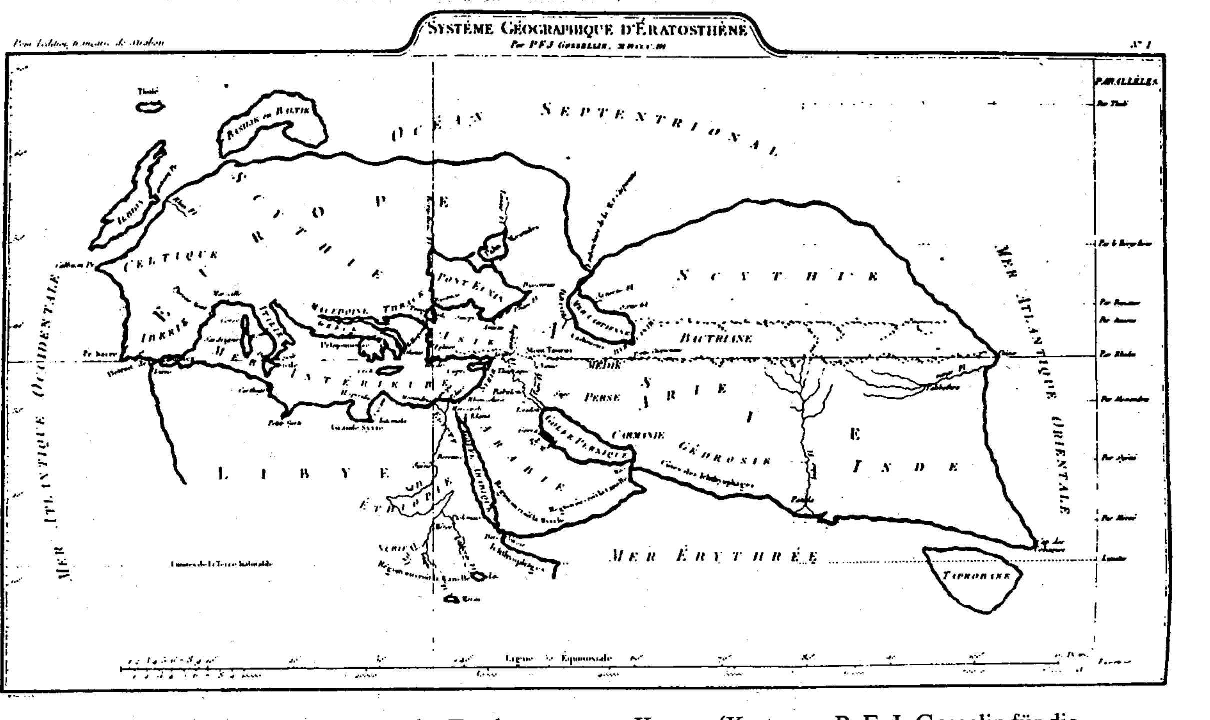


Abb. 2: Geographisches System des Erathostenes von Kyrene (Karte von P. F. J. Gosselin für die französische Ausgabe von Strabon, Paris 1803)

war blond (Foto Nr. 2). Später kamen die nordischen Menschen im rassischen Sinn des Begriffes, wie wir sehen werden. Immerhin hat sich der ursprüngliche Typ in zahlreichen Bevölkerungs-Inseln von der ägyptischen Grenze bis zum Ozean rein erhalten.

Wenn die Megalithiker eine machtvolle Verstärkung für die Menschen von Mechta el-Arbi darstellten, so erhielten die Ur-Mittelmeer-Menschen mehr oder weniger zur gleichen Zeit rassische Unterstützung von einer neuen Wanderungswelle, derjenigen der Mittelmeer-Menschen vom iberisch-insularen Typ: schlank und von kleinem bis mittlerem Wuchs. Ihr Beitrag zur neolithischen Kultur, die die Erbauer der Großsteingräber nach Nordafrika gebracht hatten, war beträchtlich. Sie kamen zweifellos aus Süd-Europa, aus Spanien und vor allem aus Sizilien. Das beweisen zahlreiche kulturelle Elemente, die beiden Gebieten gemein sind: die Keramik, die Obsidian-Bearbeitung, die Rinderzucht von *Bos brachyceros* oder *Bos ibericus*, die in Fels gehauenen würfelförmigen Grabhöhlen, die nicht mit den Dolmen und Ganggräbern der Megalithiker verwechselt werden dürfen, und manches andere mehr.

Diese schlanken Mittelmeermenschen zeigten sich seit ihrem Eintreffen sehr unternehmungslustig. Wir begegnen ihnen nämlich im Jahr −3000 bereits fest angesiedelt in der Steppe und in den Gebirgszügen der Sahara, wo sie sich der Landwirtschaft und vor allem der Aufzucht von Rindvieh widmen. Im Gegensatz zu dem, was ihre Vorgänger im Küstenstreifen taten, vertreiben sie die Ur-Buschmänner nicht, sondern unterwerfen sie sich. In den Höhlenmalerei-

en, mit denen sie diejenigen der Erstgenannten ergänzen oder auch überdecken, werden nämlich beide Menschentypen, denen sie auch einige Neger hinzufügen, mit Genauigkeit und außerordentlichem Kunstempfinden dargestellt. Als die Austrocknung der Sahara ihre Bewohner zwingt, nach Süden zu ziehen, sind die Ur-Buschmänner und die Mittelmeer-Menschen schon zugunsten einer neuen Rasse von »Rothäuten« verschwunden, von der wir bereits weiter oben gesprochen haben.

Obwohl diese Auswanderung wahrscheinlich nicht mit einem Schlag stattgefunden hat, blieben nicht viele Menschen in dem Gebiet, das sich in eine Wüste verwandelt hatte, als gegen Ende des 13. Jahrhunderts v.d.Z. die von den Europa und Libyen verheerenden Naturkatastrophen aus ihrem Lebensraum vertriebenen Nordmeer-Völker Ägypten angriffen, das dank dem Nil weniger schwer betroffen worden war. Auf den Bernsteinstraßen und zur See erreichten die nordischen Stämme der großen Wanderung mit Frauen und Kindern Kleinasien, Syrien und Palästina, während andere das Mittelmeer überquerten, um sich mit ihren libyschen Bundesgenossen zu vereinigen. Eine erste Offensive gegen die Westgrenze des Pharaonenreiches schlug trotz der zeitweiligen Eroberung von Memphis und Heliopolis fehl. Bei der zweiten, einige Jahre später stattfindenden Offensive griffen libysche und nordische Kräfte von Westen und ein mächtiges Heer von Hyperboreern und Hilfstruppen von Osten an, während eine vorher auf Kreta und Zypern zusammengezogene Flotte ins Delta einlief. Alle wurden zurückgeschlagen. Die Nordmänner ließen

sich daraufhin endgültig im Libyen und im Vorderen Orient nieder. Von daher stammt in bezug auf das uns interessierende Gebiet ein neuer beträchtlicher Zustrom blonder Bevölkerung. In den Gebirgszügen der Sahara zeigen uns die Höhlenmalereien der sogenannten Pferde-Periode diese Hyperboreer auf Wagen nordischen Typs, die sich von denen der Ägypter deutlich unterscheiden und die von zwei Pferden in »fliegendem Galopp« gezogen werden. Der größte Teil der (merkwürdigerweise ohne Kopf) dargestellten menschlichen Gestalten ist lang und schlank wie der nordische Typ. Aber es gibt Ausnahmen: Da ist z. B. der Wagenlenker von Tamdjert im Tassili n'Ajjer, der den Körper eines Cromagnon-Menschen und ein gut gezeichnetes Gesicht hat. Es handelt sich wahrscheinlich um den libyschen Wegweiser einer hyperboreischen Expedition in die Wüste. Es ist jedoch auch nicht ausgeschlossen, daß die Nordmeervölker den Libyern im Rahmen der atlantischen Gemeinschaft schon lange vor der großen Wanderung die Kunst, Wagen zu bauen und zu benutzen, vermittelt haben.

Keiner der ausländischen Eroberer, die später nach Libyen kamen, konnte eine wesentliche Veränderung der Bevölkerung herbeiführen. Zur Zeit der Gründung Karthagos waren die Phönizier noch die unvermischten Nachfahren der Sakar, eines der nordischen Stämme, die sich nach der Niederlage in Ägypten im Vorderen Orient angesiedelt hatten[12]. Die Römer schickten nur Beamte und Soldaten nach Nordafrika, und zwar in sehr beschränkter Zahl und immer nur für kurze Zeit. Die Vandalen waren nicht mehr als einige Zehntausende, und auch die Araber waren nicht viel

zahlreicher. Das bedeutet also, daß die derzeitige Bevölkerung des Maghreb aus der Verbindung der fünf genannten Rassen hervorgegangen ist: Menschen von Mechta el-Arbi, kräftige Ur-Mittelmeer-Menschen, blonde Cromagnon-Menschen, schlanke Mittelmeer-Menschen – von denen die degenerierten Brachyzephalen (Kurzköpfe) der Kabylei abstammen[13] – und nordische Menschen. Das ist eine äußerst langsame und immer noch nicht abgeschlossene Mischung. Im 4. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung weist Scylax bei der Beschreibung einer Umschiffung des Mittelmeeres darauf hin, daß die Bewohner der Bucht von Gabés blond und von hohem Wuchs sind. Luciano[14] berichtet, Caesar habe bekundet, an den Ufern des Rheins weniger Blonde als in Nordafrika gesehen zu haben. Noch überzeugender, da sichtbar, ist ein Mosaikbild auf dem Fußboden der romanischen Basilika von Tipasa in Algerien, das eine Familie von gefangenen Eingeborenen zeigt, die typische Cromagnon-Menschen sind (Foto Nr. 3). Trotz ihrer Vielgestaltigkeit unterscheiden sich noch heute die Berber, das Ergebnis der oben erwähnten Vermischung, ohne größere Schwierigkeit von den in Nordafrika ansässigen Arabern. Bei ihnen herrschen die mittelmeerländischen Erbanlagen vor, aber man begegnet vielen Personen mit breitem Gesicht und kräftigen Kinnbacken. Es fehlen nicht die Personen mit blondem Haar und blauen oder grünen Augen, besonders in den Berggebieten, in der Kabylei, im Aurés, Atlas und Rif. Bei einigen Stämmen dieser letztgenannten Region[15] haben 86% der Berber eine rosa-weiße Haut, 23% sind sommersprossig, 25% haben blondes oder kastanienfarbenes Haar und

4% rotes Haar; 24% haben einen blonden und 33% einen rötlichen Bart, 73% Augen in einem bläulich-grünlichen Gemisch, 9% blaue Augen. Die Megalithiker haben also, in bezug auf die Färbung von den nordischen Seevölkern unterstützt, im Maghreb einen beträchtlichen genetischen Beitrag geleistet.

4. Die Welt der Großsteingräberleute

Die Erbauer der Großsteingräber, die aus den überschwemmten Gebieten der einstigen angloskandinavischen Ebene kamen, waren keine Wilden. Wir kommen auf das zurück, was wir schon in unserer vorigen Arbeit schrieben[8]: man hat uns seit Jahrhunderten vorgeredet, das Licht käme von Osten, so daß wir uns mit Verwunderung davon überzeugen, daß es schon vor 5000 und vielleicht mehr Jahren in Europa große Städte mit Häusern aus Stein gab, während die Ägypter gleichzeitig nur solche aus Lehmziegeln kannten, oder daß dieselben Megalithiker schon im 5. Jahrtausend oder vielleicht noch früher Flotten von einfachen, aber seetüchtigen Schiffen bauten, bemannten und mit ihnen den Ozean befuhren. Andererseits trägt die – manchmal willkürliche – Einteilung der Vorgeschichte in Zeiten zur Verwirrung bei. Das Paläolithikum läßt mehr an die behauenen Steine als an die Malereien von Lascaux denken, und das Neolithikum bringt man eher mit polierten Steinen als mit Werkzeug und Waffen aus Kupfer und sogar Bronze in Verbindung, wie sie schon von den Erbauern der Großstein-

gräber oder doch zumindest von einigen derselben verwendet wurden, während die Bronzezeit den Gebrauch von Waffen aus Eisen auszuschließen scheint, obwohl diese schon in den letzten Jahrhunderten des 3. Jahrtausends von den Hyperboreern hergestellt wurden.

Die Bautätigkeit der Großsteingräberzeit, die in ständiger Weiterentwicklung von einfachen Tischen aus Stein über Stonehenge bis zu ganzen Städten wie Basileia, Los Millares und Büdelsdorf reicht, setzt als solche nicht nur bemerkenswerte technische und architektonische Kenntnisse voraus, sondern auch einen Wohlstand, ohne den die gewaltige Zahl der für diese Bauten erforderlichen Arbeitskräfte nicht verfügbar gewesen wäre und den eine primitive Wirtschaft des Überlebens nicht hätte hervorbringen können. Mehr noch: Die Kromleche zeigen uns, daß die Meister, die sie erbauten, unglaubliche Kenntnisse[16] auf dem dreifachen Gebiet der Geometrie, der Geodäsie und der Astronomie besaßen. Sie benutzten für ihre Entwürfe die geometrische Rechnungseinheit Pi und das pythagoräische Dreieck, sie besaßen als Maßeinheit die megalithische Elle von 82,9 Zentimetern, sie berechneten in den Observatorien, die einige ihrer Bauten tatsächlich darstellten, die Sonnen- und Mondfinsternisse dank der Beobachtung der Laufbahnen während eines Zyklus von 56 Jahren, bei dessen Anfang und Ende die Stellungen der beiden Gestirne übereinstimmen. Es könnte gut sein, wie Jürgen Spanuth[14] schreibt, daß Diodor von Sizilien, der ja für seine *Bibliotheca historica* (»Weltgeschichte«) viele heute verloren gegangene alte Werke verwendete, sich auf Tatsachen bezog,

wenn er berichtete: »Sie (die Atlanter) erzählen, daß Uranos als der erste König bei ihnen geherrscht und die zerstreut wohnenden Menschen in den Schutz einer umwallten Stadt zusammengezogen habe. Und die ihm untertänig waren, habe er der Gesetzlosigkeit und dem tierähnlichen Leben entwöhnt, indem er die Benutzung und Zubereitung der Feldfrüchte erfand und auch noch andere nützliche Erfindungen machte. Auch habe er die Herrschaft über die größten Teile der bewohnten Erde gewonnen, zumal über die Länder gegen West und Nord. Die Gestirne hat er sorgfältig beobachtet und vieles vorausgesagt, was am Himmel geschehen werde, und so habe er die Völker das Jahr beobachten gelehrt nach den Bewegungen der Sonne und die Monate nach der des Mondes sowie auch die verschiedenen Jahreszeiten.«

Die Mythologie der Hyperboreer bestätigt das Zutreffen dieses Berichtes. Vor dem Eintreffen – tatsächlich war es eine Rückkehr – der Streitaxt-Menschen, die unter dem Befehl der später in den Rang von Göttern erhobenen Asen, ihrer Kriegsherren und ihres obersten Führers Odin, standen, wurden die Bewohner der nördlichen Länder von den Wanen regiert, den späteren Göttern der Fruchtbarkeit und des Meeres. Es begann damit, daß sich die Erdmutter – Nótt, Freya oder Nerth – mit Er (oder Ir), dem Gott der Himmelssäule, vermählt hatte, den die Edda Njördhr und die Griechen Poseidon nennen sollten. Nach den ägyptischen Texten, die die Priester von Saïs für Solon übersetzten und die dann von Plato übernommen wurden, gingen aus dieser »heiligen Hochzeit« fünf Zwillingspaare hervor, un-

ter ihnen Atlas, der erste König von Atlantis, und Gadeiros, der erste König von Tartessos in Spanien. Die griechische Mythologie hat diesen Stammbaum ein wenig abgewandelt, um ihn mit den Gegebenheiten des Mittelmeers in Einklang zu bringen. Poseidon, der Gott des Meeres, heiratet Libya, die ihm zwei Söhne schenkt, Belos, den ersten König Libyens, und Agenor, den ersten König Phöniziens. Aus all dem geht hervor, daß die Megalithiker schon ein Volk von Akkerbauern und Seefahrern waren, ehe sie gen Süden zogen, und daß die atlantische Gemeinschaft, von der Platon spricht, von ihnen geschaffen wurde. Es war ein Staatenbund von zehn Königreichen, regiert von den Nachkommen der zehn Söhne Poseidons, unter denen der König von Atlantis eine gewisse Vorherrschaft besaß.

Die Vereinigung von Hyperboreern und Libyern, die man schon als historisch einstufen kann, da die Inschriften von Medinet-Habu und einige Papyri von ihr berichten, war also bei Ende des 13. Jahrhunderts v.d.Z. nichts Neues. Dafür liefert uns der Bernsteinhandel einen Beweis, der vielleicht nicht gründlicher, aber doch jedenfalls greifbarer als derjenige der Mythologie ist. Seit Beginn des dritten Jahrtausends, das heißt, seit es Käufer gibt, die kultiviert genug sind, um den Bernstein schätzen, und reich genug, um ihn bezahlen zu können, widmen sich die Cromagnon-Menschen in ihrem Herrschaftsbereich, der Insel Atlantis und den Teilen des Kontinents, die der Überschwemmung der angloskandinavischen Ebene entgingen, der Ausfuhr dieses fossilen Harzes aus den Koniferen-Wäldern des Eozäns. Der Bernstein wird auf zwei Straßen, zum Teil auf dem

Wasserweg, von denen die eine den Rhein und den Po benutzt, um die Adria zu erreichen, während die andere über Weichsel und Donau zum Schwarzen Meer gelangt, zumindest zum großen Teil, nach Pylos auf dem Peloponnes gebracht, wo die Libyer die Ware übernehmen, um sie in Ägypten zu verkaufen. Hier wird Bernstein schon in den Gräbern der sechsten Dynastie gefunden, die aus dem Jahr –2500 stammen. Das bedeutet, daß zwischen den Croma-gnon-Menschen des Nordens und denen Libyens enge Beziehungen schon vor der Bronzezeit bestanden. Diese Beziehungen werden im Lauf der Jahrtausende nicht nur aufrechterhalten, sondern noch vertieft: im Jahr –2200 vereinen die Äolier, die Vorhut der großen Hyperboreer-Expedition nach Indien, ihre Streitkräfte mit denjenigen der Libyer des Dardanos, um sich Trojas zu bemächtigen, der Festungsstadt an den Dardanellen, an einer der Bernsteinstraßen. Hundert Jahre später erwähnen ägyptische Texte nicht nur ein einfaches Bündnis zwischen den Nordmännern und den Libyern, sondern eine Gemeinschaft, die diese wie jene fest umschließt.

Der Krieg gegen Ägypten gibt uns einen Begriff von der Macht und der Kulturhöhe, die die Libyer erreicht hatten. Diese waren es nämlich, die bei dem ersten Angriff die Hauptmacht der angreifenden Truppen stellten, während der Anteil der Hyperboreer unbedeutend war. Nun war aber das Nil-Reich keine leichte Beute. Sein Reichtum war eindrucksvoll, und seine Söldner-Heere waren dazu angetan, Respekt einzuflößen. Wenn seine Nachbarn, die besser als irgendein anderer unterrichtet waren, den Angriff wag-

ten, so, weil sie annahmen, daß die eigenen Kräfte, wenn auch vielleicht nicht überlegen, so doch ebenbürtig waren. Die Inschriften von Medinet-Habu überliefern, daß die ägyptischen Sieger in der ersten Schlacht reiche Beute machten: 9111 Bronzeschwerter. Wir erfahren also, daß die Libyer einerseits ein bedeutendes und gut ausgerüstetes Heer hatten und daß sie andererseits Bronze zu schmelzen und zu bearbeiten verstanden. In den Texten wird genau beschrieben, daß ihre Truppen von dem König Merije oder Mirmaiu, einem Sohn von Did, befehligt wurden, daß sie also ein monarchisches Regime hatten und nicht ein Haufen von Eingeborenen-Stämmen waren. Die Inschriften, die von dem zweiten Angriff und seinem Scheitern berichten, erwähnen, daß die zehn Könige der Gemeinschaft gefangen genommen und von Ramses III. persönlich hingerichtet wurden. Es war genau die Zahl der Söhne des Poseidon. Die zehn Königreiche bestanden also im 13. Jahrhundert v.d.Z., und alles läßt glauben, daß ihre Gründung zeitlich sehr weit zurücklag. Sie muß in der Zeit der megalithischen Ausbreitung stattgefunden haben, in deren Verlauf die ausgebleichten Cromagnon-Menschen alle Küstengebiete Europas und Nordafrikas erobert hatten.

Von der Kultur, die die Erbauer der Großsteingräber in der zweiten Hälfte des 5. Jahrtausends mitbrachten und später weiterentwickelten, sind in Libyen nur die steinernen Male selbst erhalten geblieben. Der größte Teil der Gräber wurde schon längst ausgeplündert, und kein Text ist uns überliefert. Was wir dagegen beweisen können, ist, daß die Dolmen, die Kromleche, die Hügel- und Ganggräber, die

Menhire und Steinsetzungen, darunter so umfangreiche wie die von Bou Merzoug in Algerien, deren Zahl, auf einen Umkreis von nur vier Kilometern verteilt, auf 50000 (wahrscheinlich übertrieben) geschätzt wird, daß all diese Megalithe genau die gleichen wie die in Nord- und Westeuropa sind. An der Atlantikküste Marokkos begegnen wir sogar einer großen Stadt namens Lixus, auf die wir noch zurückkommen werden. Bedauerlicherweise sind nur ganz wenige dieser steinernen Male Gegenstand wissenschaftlicher Ausgrabungen gewesen, und noch weniger wurden wissenschaftliche Erhebungen der verschiedenen Gruppen vorgenommen. Es ist nicht ohne Interesse, hier darauf hinzuweisen, daß die Mastabas im Niltal, aus denen sich die Pyramiden entwickelt haben, jüngeren Datums als die ältesten Hügelgräber Libyens sind und erwiesenermaßen auf diese zurückgehen.

Es ist dieser schöpferische Einfluß der Cromagnon-Menschen auf Ägyptens *rotu* und der – von Auseinandersetzungen nicht freie – Kontakt zwischen den beiden Völkern über Jahrtausende hinweg, denen wir die Kenntnis nicht nur der äußeren Erscheinung der Tamehu verdanken, wie wir gesehen haben, sondern auch ihrer festlichen Kleidung oder doch wenigstens derjenigen ihrer Fürsten. Das ist natürlich nur eine Einzelheit ihrer Lebenshaltung, die jedoch für deren hohen Standard kennzeichnend ist. Er wird durch die Malereien der Sahara-Hirten bestätigt, auf denen die Männer mit einem einfachen Lendenschurz erscheinen, die Frauen dagegen in Luxusgewändern. Nun handelt es sich in diesem letzteren Fall um neu zugewanderte Mittelmeer-

Menschen, die vor allem in der Steppe nicht über Mittel verfügten, die denen der Herren des Landes überlegen gewesen wären. Ebenfalls Ägypten verdanken wir die Bewahrung jener alphabetartigen Schriftzeichen, die die gleichen sind, die gewisse Megalithe Europas aufweisen und die Flinders Petrie[17] an Gegenständen der prädynastischen Epoche und der ersten Dynastien Ägyptens entdeckte, Schriftzeichen, aus denen sich die libysche Schrift entwickelt hat, wie sie noch heute kaum verändert von den Tuareg der Sahara geschrieben wird. Die Tamehu konnten also schreiben. Wenn keiner ihrer Texte erhalten ist, so liegt das wahrscheinlich daran, daß sie – wie die Hyperboreer der Bronzezeit – auf Holztäfelchen schrieben oder auf solche aus Ton wie die Kreter, denen sie im dritten Jahrtausend gleichzeitig wie den Pelasgern Griechenlands und den Kanaanäern des Vorderen Orients einen guten Teil ihrer Kultur vermittelten. Diese Ausstrahlung über das Mittelmeer hinweg bestätigt uns andererseits, daß die Libyer, wie schon der Bernsteinhandel vermuten ließ, eine bedeutende Flotte und also technische Fähigkeiten besaßen, die ein einfaches Volk von Bauern und Hirten nicht hätte haben können.

5. *Vorgeschichtliche Schiffe*

In der angloskandinavischen Ebene mit ihren gewaltig ausgedehnten Küsten, mit ihren Seen und Sümpfen waren die Cromagnon-Menschen zu Seefahrern geworden. Wir haben einen Beweis dafür, da ein großer Teil der Überle-

benden der Flutkatastrophe sich auf dem Seeweg gen Süden rettete, wie die Anhäufung von Megalithen nicht nur an den Küstenstreifen Europas, Nordafrikas und Kleinasiens, sondern auch an den Ufern der wichtigsten Ströme des erstgenannten Kontinents und besonders Frankreichs zeigt. Einige Zeitbestimmungen scheinen sogar auf ihre Anwesenheit in der Bretagne schon vor der Katastrophe hinzuweisen. Jedenfalls steht fest, daß sie schon um die Mitte des 5. Jahrtausends über hochseegängige Schiffe verfügten. Die Reste von Hochseefischen, die in den *kökkenmöddinger* (vorgeschichtlichen Abfallhaufen) an den dänischen Küsten gefunden wurden, zeigen uns, daß die Cromagnon-Menschen später, aber immer noch in der Steinzeit, sehr weit im Atlantik auf Fischfang gingen. Es erhebt sich also die Frage, welcher Art die Schiffe waren, die die Megalithiker benutzten.

Der Mensch ist einer der wenigen Säuger, die nicht instinktiv schwimmen können. Aber er ist dafür auf Grund seiner Intelligenz in der Lage, nicht nur natürliche Hilfsmittel zu gebrauchen, wie das andere Primaten tun, sondern einige solche zu erfinden und herzustellen, die seinen Notwendigkeiten entsprechen. Er lernt, auf dem Wasser zu treiben und sich fortzubewegen, aber seine so erreichte Beweglichkeit ist doch sehr beschränkt. So nimmt er künstliche Vorgänge zu Hilfe, die ihm gestatten, sich auf der Oberfläche des flüssigen Elementes fortzubewegen, wobei er die ihm auf dem gewohnten festen Boden zur Verfügung stehenden Mittel beibehält.

Der Mensch stellt fest, daß Holz schwimmt. Um einen

Fluß zu überqueren, kann er sich an den Stamm eines entwurzelten Baumes klammern, aber er befindet sich dabei in einem Element, das nicht das seine ist und das seine Bewegungsmöglichkeiten verringert. Er kann sich auch rittlings auf ein großes Stück Holz setzen, aber er wird dabei Schwierigkeiten haben, das Gleichgewicht zu bewahren, und seine Manövrierfähigkeit wird fast gleich Null sein. Wenn er dagegen mehrere Stämme oder, wenn solche nicht verfügbar sind, Bündel von Rohr untereinander verbindet, erhält er eine schwimmende Plattform, auf der er sich frei bewegen kann. Es ist das Floß, das er schnell zu bewegen und zu lenken lernt, indem er eine Stange auf den Grund des Flusses oder Sees stemmt oder im Wasser Druck in dieser oder jener Richtung ausübt, wozu er anfänglich die Hände, später ein Brett benutzt. So entsteht das Ruder, das eine Fortbewegung auch in tiefem Wasser, das heißt auf dem Meer, gestattet.

Das Floß ist jedoch schwer, langsam und schwierig zu steuern. Der Mensch sucht daher eine andere Lösung. Man müßte einem einzelnen Stamm die Stabilität verleihen, die ihm fehlt. Er erreicht sie, indem er seinen Stamm unter Zuhilfenahme von Steinaxt oder Feuer aushöhlt. Es ist das Kanu, in dem er sich – wie auf dem Floß – außerhalb des Wassers befindet, das aber – im Gegensatz zu diesem – leicht und schmal ist und sich so unter Benutzung der Hände, zweier Ruder oder eines Paddels mit zwei Schaufeln verhältnismäßig leicht fortbewegen läßt. Viele Rassen sind bis heute dabei stehengeblieben. Andere stellen frühzeitig fest, daß der ausgehöhlte Stamm besser schwimmt als massives Holz,

weil die Schwimmfähigkeit des Fahrzeugs vom Hohlraum, nicht vom Holz, bestimmt wird. Wie kann man einen möglichst großen und möglichst leichten »Hohlraum konstruieren«? Die Schiffbautechnik hat diese Frage zu lösen. Es gibt dafür nur zwei Methoden: den Rumpf des Kanus durch das Aufsetzen von Planken erhöhen, also den bereits vorhandenen Hohlraum vergrößern, oder den Hohlraum, den man zu erhalten wünscht, mit einem wasserundurchlässigen Material umgeben, als welches sich das leichtere und einfacher als Holz zu bearbeitende Leder anbietet. Auf die erste Art entstehen »harte«, fest gefügte Schiffe, die ihre größten Ausmaße im 18. Jahrhundert unserer Zeitrechnung erlangen sollen; die anderen Schiffe mit biegsamer Außenwand sind zwar einfacher zu bauen, aber in Umfang und Dauerhaftigkeit beschränkt; man wird nie ganz auf sie verzichten und in den letzten Jahrzehnten verstärkt auf sie zurückkommen, wobei das Leder als Material durch Kautschuk ersetzt wird.

Das Fassungsvermögen und der Aktionsradius der so gebauten Wasserfahrzeuge hängen gewiß von dem verfügbaren Baumaterial und der erreichten Technik ab, aber auch von der Antriebsart. Das Ruder macht selbst in seiner vervollkommneten Form eine beträchtliche körperliche Anstrengung der Besatzung notwendig, die über nicht mehr als einige Stunden ausgedehnt werden kann. Aber der Mensch stellte bald fest, daß der Wind die Bewegung seines Schiffes beschleunigt oder bremst. Um diese Energiequelle zu nutzen, genügte es, über dem Schiffsrumpf ein Stück Stoff so aufzuspannen, daß es die verfügbare Schubkraft auffinge.

Das Segel war geboren, dank dem die Entfernung kein Hindernis mehr für die Hochseeschiffahrt war.

Diese Betrachtungen waren unerläßlich, um die Mittel bestimmen zu können, über die die Megalithiker bei ihrer Wanderung auf dem Seeweg verfügten, da wir in Ermangelung archäologischer Daten nur auf dem Weg der Deduktion vorgehen können. Wir wissen, daß es in der angloskandinavischen Ebene keine großen Wälder gab. Es ist daher unwahrscheinlich, daß das Floß aus Baumstämmen in allgemeinem Gebrauch war, obwohl man die Möglichkeit nicht ganz ausschließen darf, daß das für seinen Bau unerläßliche Material von dort eingeführt wurde, wo sich später das Festland erstrecken sollte. Andererseits scheint man das Kanu »mit hohem Rand« im Europa der Steinzeit nicht gekannt zu haben. Wir wissen schließlich auch nicht, ob in den Sümpfen der Ebene eine Pflanze ähnlich wie der Papyrus Nordafrikas oder das Rohr Perus gedieh. Aber wir haben festgestellt, daß dort, wo es in der uns interessierenden Zone keine Wälder oder nur wenig Baumwuchs in der Umgebung gab, ständig Schiffe in Gebrauch waren, die so gebaut wurden, daß man – wie die Eskimo ihren Umiak und die Iren ihren Coracle – ein Gerüst aus Walfischrippen oder Flechtwerk mit Fellen überspannte. Ihr Gebrauch durch die Cromagnon-Menschen war also möglich und logisch, aber wir haben keinerlei greifbaren Beweis dafür.

Man muß die Bronzezeit abwarten, um über die Wasserfahrzeuge der nordischen Welt konkrete Angaben zu erhalten, wie sie uns die zahlreichen Felsbilder Skandinaviens vermitteln. Sie liegen mehr als 2000 Jahre nach der Zeit der

megalithischen Wanderung, und der kulturelle Fortschritt auf allen Gebieten während dieser Zeit ist erwiesen. Man darf daher nicht erwarten, daß die Schiffe der Cromagnon-Menschen denjenigen zu Beginn der Bronzezeit überlegen waren. Aber sie können auch nicht beträchtlich minderwertiger gewesen sein, weil sonst die Bewegung großer Bevölkerungsmassen über Tausende von Kilometern einfach nicht möglich gewesen wäre.

Nach den fraglichen Felsbildern haben Fachleute des Marine-Museums in Buenos Aires Modelle von drei Schiffstypen erstellt (Fotos 4 und 6). Das erste, dessen Zeichnung etwa aus dem Jahr −2000 stammt, ist ein Floß aus Baumstämmen, das eine erhöhte Brücke trägt. Dieses System entsprach der geringen Schwimmfähigkeit der europäischen Hölzer. Die Tragfläche wurde von der geringsten Welle überspült und konnte daher nicht für den Transport von wasserempfindlichen Erzeugnissen dienen. Dagegen befanden sich die Ruderer und mögliche Fahrgäste auf der Brücke in Sicherheit, gefährdeten aber durch ihr Gewicht die Stabilität des Gefährtes. Offensichtlich konnte dieses Floß nur ruhige Gewässer befahren, und wir sind berechtigt anzunehmen, daß die Hyperboreer es für den Transport von Bernstein auf den Flüssen benutzten, die den größten Teil der Bernsteinstraßen ausmachten.

Der zweite Schiffstyp ist immer noch ein Floß aus Baumstämmen, aber ohne Brücke. Unmittelbar auf die Schwimmfläche ist ein Rumpf aus zusammengenähten Fellen über einem Gerippe aus Holz aufgesetzt, der den Seefahrern einen gewissen Schutz gewährt und das Schwerge-

wichtszentrum des Gefährtes wesentlich nach unten verlagert. Seine Form, seine Ausmaße und die Tierfiguren an Bug und Heck, die von gleicher Form sind, kündigen bereits den späteren Drakkar der Wikinger an. Alles läßt vermuten, daß es sich bei diesem Typ um eine Angleichung des Binnenwasserfloßes an die Verhältnisse der Schiffahrt auf offenem Meer handelte.

Der dritte Typ hat die Eigenschaft eines Floßes bereits überwunden. Der Rumpf des zuvor beschriebenen Gefährtes hat sich selbständig gemacht. Der von Fellen und Holz umschlossene Hohlraum läßt ihn schwimmen, und ein Kiel sichert seine Stabilität. Jetzt brauchen die Felle nur noch durch Holz ersetzt zu werden, um gegen Ende der Bronzezeit oder zu Beginn der Eisenzeit zu einem Schiff zu gelangen, das vielleicht nicht das Modell des Brandskog (Abb. 3) ist, dessen Zeichnung einige Zweifel bestehen läßt, aber jedenfalls ein solches, wie es die Reliefs von Medinet-Habu als die von den Nordmeer-Völkern beim Krieg gegen Ägypten verwendeten darstellen (Abb. 4). Dieses Schiff hatte ein an fester Rahe aufgezogenes quadratisches Segel. Diese

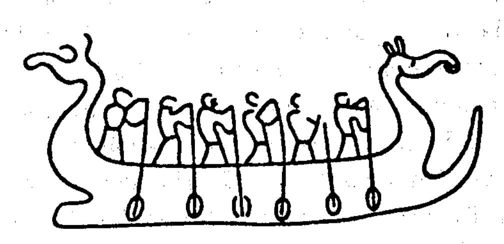


Abb. 3: Hyperboreer-Schiff von Brandskog, Uppland, Schweden (nach Jürgen Spanuth[14])

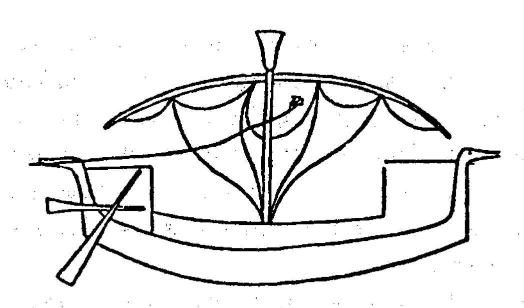


Abb. 4: Schiff der Nordmeervölker. Graphik im Tempel von Medinet-Habu (nach Jürgen Spanuth[14])

Tatsache, deren Entdeckung wir Jürgen Spanuth[16] verdanken, widerspricht allen Arbeiten, die sich mit diesem Problem beschäftigen und behaupten, das Segel sei in den Ländern des Nordens erst in der Zeit der Wikinger aufgetaucht. Das Ruder war für die Fluß- und Küstenschiffahrt besser geeignet, weswegen die »Könige des Meeres« nicht auf es verzichteten. Aber es gestattete keine langen Fahrten auf hoher See. Nun haben wir bereits erwähnt, daß die Cromagnon-Menschen sich zum Fischfang sehr weit in den Ozean hinaus wagten, und wir wissen durch die Inschriften, die sie in der Nähe von Sherbrooke in der Provinz Quebec hinterließen, daß die Hyperboreer Kanada aufsuchten. Die einen wie die anderen mußten daher das Segel kennen. Warum trägt dann keines der Schiffe, das die Felsbilder darstellen, ein solches? Vielleicht weil der Mast damals abnehmbar war wie bei dem Schiff aus dem 13. Jahrhundert v.d.Z., das wir in Medinet-Habu sehen, und weil diese Schiffe mit Rudern und ohne Mast fuhren, wenn sie in die Fjorde einliefen.

Die hier gemachte Darlegung der Angaben, über die wir

verfügen, erlaubt uns nicht, die Frage zu beantworten, die uns wirklich interessiert: Welche Wasserfahrzeuge benutzten die Megalithiker bei ihrer Wanderung? Aber wir können doch jetzt auf dem Weg einer Beweisführung durch Ausscheidung vorgehen. Das Holzfloß mit Brücke scheidet von vornherein aus, da es wegen seines zu hohen Schwerpunktes für die Hochseeschiffahrt ungeeignet war. Das Floß mit einem aus Fellen erstellten Aufbau dürfte in der angloskandinavischen Ebene, in der es keine großen Bäume gab, nicht gebräuchlich, aber doch gewiß bekannt gewesen sein, wenn die Cromagnon-Menschen der Wälder es benutzten. Die Megalithiker waren ja vom Festland aus in See gestochen, wohin sie sich bei Überflutung ihres Gebietes gerettet hatten. Andererseits scheint es erwiesen, daß einige der riesigen Felsblöcke, die zur Errichtung der großen Steinmale in der Bretagne und in England verwendet wurden, auf dem Seeweg dorthin gelangten, was mit Flößen erfolgt sein muß. Es bleibt das mit Kiel versehene Schiff aus Leder. Obwohl die Felsbilder, auf denen es dargestellt ist, nur wegen der auf ihnen wiedergegebenen Szenen und Personen in die Bronzezeit verlegt werden, womit keine wirkliche Gewähr für ihr Alter gegeben ist, und obwohl die drei Schiffstypen nicht unbedingt in zeitlicher Reihenfolge, sondern nur nach der Verschiedenheit ihrer Verwendung dargestellt wurden, haben wir keinerlei Beweis oder auch nur den geringsten Hinweis für ihr Vorhandensein im 5. Jahrtausend. Es ist ganz einfach so, daß wir nichts über die Schiffe jener Zeit wissen, es sei denn, daß sie seetüchtig genug waren, um eine lange Reise auf dem Ozean zu gestatten.

Kehren wir zu dem Problem in dem Augenblick zurück, als die Flüchtlinge nach Nordafrika gelangten. Über welche Schiffe verfügten die Libyer? Die Felsbilder Ägyptens, die in der prädynastischen Epoche entstanden, zeigen uns Papyrus-Flöße, deren Bug und Heck senkrecht aufgerichtet sind (Abb. 5). Wir sehen sie noch in den Fresken und versenkten Reliefs des 3. und 2. Jahrtausends, und kleine Modelle mit Besatzung wurden in vielen Gräbern jener Zeit gefunden. Drei von ihnen erscheinen in kleinen Ausmaßen in einer Höhlenmalerei des Tassili, die aus der Zeit der Kuhhirten stammt und eine Nilpferdjagd darstellt. Diese Art Floß wird übrigens noch heute auf dem Tschadsee benutzt, und vor einigen Jahrzehnten konnte man sie auch auf dem Lucus-Fluß am Fuß der megalithischen Stadt Lixus in Marokko beobachten.

Man weiß, daß Thor Heyerdahl[18] die These vertritt, dieser Schiffstyp, aufgetakelt mit einem trapezoidförmigen Segel am Zweifuß-Mast, sei nicht nur in stillen Gewässern der Seen und Flüsse, sondern auch auf dem Meer benutzt worden. Er stützt sich dabei auf einen Satz des Propheten Jesaja, in dem es heißt, die Ägypter hätten Sendboten in Binsen-Schiffen übers Meer geschickt, und an eine Erwähnung, die Plinius[19] dem Eratosthenes von Kyrene zuschreibt, Schiffe mit »Segel und Takelage wie die vom Nil« seien bis Ceylon und zur Gangesmündung gefahren. Die beiden Versuche, die unser mutiger Ethnologe unternahm, um die Möglichkeit einer Atlantik-Überquerung in einem Binsenfloß vom ägyptischen Typ zu beweisen, fielen jedoch nicht sehr überzeugend aus. Bei dem ersten, mit dem Papyrusboot »Ra«,

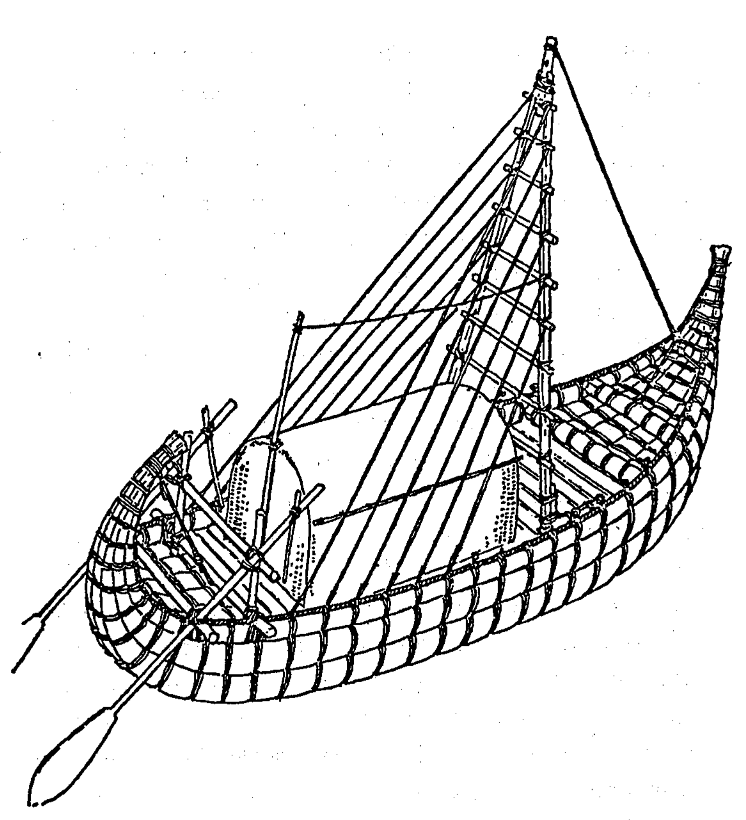


Abb. 5: Ägyptisches Papyrus-Floß (nach Björn Landström in Thor Heyerdahl[18])

erlitt er mitten auf dem Ozean Schiffbruch. Die Wiederholung ließ ihn Barbados, sehr weit südöstlich der Kleinen Antillen, erreichen, aber nur wie durch ein Wunder und mehr unter als über dem Wasser. Das Floß ertrug zwar den Seegang, aber der Papyrus sog sich voll Wasser, so daß das

Gefährt nach einigen Wochen seine Schwimmfähigkeit verlor. Das starre doppelte Steuerruder, wie es auf den ägyptischen Fresken dargestellt ist, brach in beiden Fällen. Bei einer dritten Reise mit einem Floß dieses Typs gelang es zwar, vom Tigris aus den Indus zu erreichen, aber das Boot erwies sich als kaum lenkbar und mußte zweimal in Schlepp genommen werden, um nicht an den Klippen zu zerschellen. Aus dieser dreifachen Erfahrung muß gefolgert werden, daß das Papyrusfloß vielleicht auf kurze Entfernungen und bei gutem Wetter brauchbar ist, daß es jedoch, wie Heyerdahl ehrlich zugibt, auf hoher See oder in einer engen Bucht gegen Wind und Strömung machtlos ist.

Wir wissen nicht, wer dieses Wasserfahrzeug erfunden hat, das in Ägypten schon lange vor dem Eintreffen der Megalithiker bekannt war. Diese übernahmen es ohne Frage, da wir ihm an Orten begegnen – der marokkanischen Atlantikküste, Korfu und Sardinien –, wohin nur sie es gebracht haben können. Es ist jedoch höchst unwahrscheinlich, daß die Libyer es verwendeten, als sie sich zwischen den Jahren −3000 und −2500 über Griechenland, Kreta, die Ägäis und den Vorderen Orient ausbreiteten. Wir wissen nämlich, daß sie schon zu jener Zeit über Schiffe aus Holz verfügten. Eines von ihnen wurde 1968 in einem hermetisch abgeschlossenen Gewölbe in auseinandergenommenem Zustand am Fuß der Cheops-Pyramide, wo es noch drei weitere seiner Art gibt, gefunden und ohne die geringste Schwierigkeit rekonstruiert. Seine Form ähnelt sehr der eines Drakkars der Wikinger. Es konnte jedoch nur ruhige Gewässer befahren, weil sein Rumpf aus groben Zedernbrettern be-

stand, die mit durch Löcher gezogenen Seilen aneinander gebunden waren. Thor Heyerdahl weist mit Recht darauf hin, daß es sich um ein zeremonielles Gefährt handelt. Der Zustand seiner Planken zeigt, daß es benutzt wurde, wahrscheinlich auf dem Nil. Er meint, daß sein Erbauer die Form des Papyrusfloßes nachgemacht habe. Wir sind da nicht so sicher.

Das Cheops-Schiff ist mit seinen 42 Metern viel länger und weniger stabil als jenes. Dagegen ist es – in Holz ausgeführt – eine genaue Kopie des Schiffes aus Leder der nordischen Bronzezeit (Foto 6). Nun wurde es um das Jahr –2700 gebaut, als der Bernsteinhandel bereits einen ständigen Kontakt zwischen den im Norden verbliebenen Cromagnon-Menschen und den Libyern hergestellt hatte. Diese hatten andererseits die Ausweitung ihres Herrschaftsbereiches wiederaufgenommen und die Inseln des Ägäischen Meeres erobert. Im Jahr –2500 waren die Schiffe der Kykladen, deren schlanker Bug die Form eines Fisches hatte, aus Holz und wurden mit Rudern und Segeln fortbewegt. Die griechische Überlieferung berichtet, daß es Danaos war, der zur gleichen Zeit das erste Kriegsschiff baute, den Pentekontor, der von 50 Ruderern angetrieben wurde. Schon lange vor dem Eintreffen der Nordmeer-Völker benutzten die im Libanon ansässigen Libyer, die die Griechen schon damals Phönizier nannten, Holzschiffe mit Segeln (Abb. 6), die ganz und gar denjenigen ähnelten, die die Hyperboreer zu Ende der Bronzezeit hatten, sogar in bezug auf die Bugfigur, einen Pferdekopf wie auf dem Felsbild von Brandskog (Abb. 3). Im Trojanischen Krieg zu Beginn des 13. Jahr-

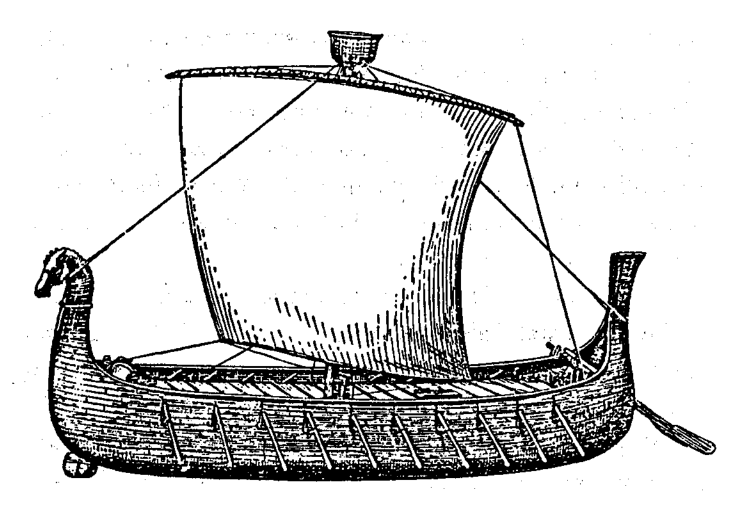


Abb. 6: Phönizisches Kriegsschiff (Zeichnung in Paul Herrmann: 7 vorbei und 8 verweht, Hamburg 1969)

hunderts v.d.Z. war die phönizische Flotte mächtig genug, um allein den Flotten der Achäer und ihrer Verbündeten entgegenzutreten. Selbst die Ägypter folgten auch auf diesem Gebiet dem Beispiel der Libyer: ihre Kriegsschiffe zu Ende des 13. Jahrhunderts v.d.Z. unterscheiden sich kaum von denen ihres hyperboreischen Kriegsgegners, von dem sie sich jedoch nicht unmittelbar haben anregen lassen können. Die atlantische Gemeinschaft benutzte im Mittelmeer wie im Norden erwiesenermaßen denselben Schiffstyp. Das libysche Schiff, das wir auf einer Freske der tunesischen Grabhöhle Kef el-Blida (Abb. 7) sehen, beweist das unwiderlegbar.

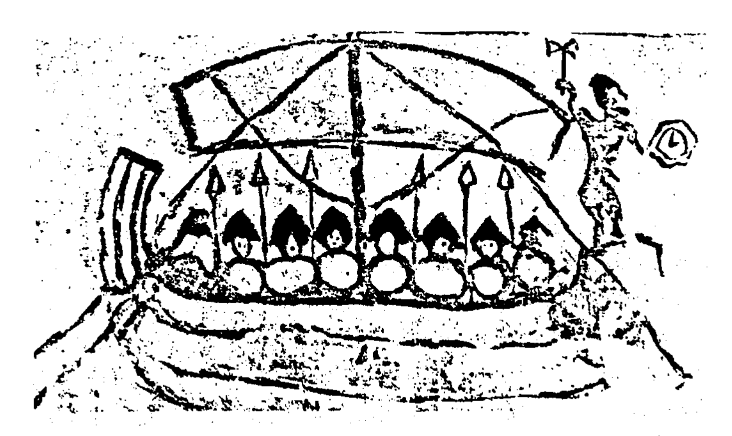


Abb. 7: Libysches Schiff aus der Zeit vor dem V. Jahrhundert v. d. Z. Fresko aus dem unterirdischen Grab von Kef el Blida, Tunesien

6. *Das Afrika der Atlanter*

Wir haben es also mit einem riesigen Gebiet zu tun, dessen Küstenstreifen am Mittelmeer sich über 4500 Kilometer Luftlinie vom Roten Meer bis zum Atlantik erstreckt, das im Norden vom Meer und im Süden von dem großen Urwald der Sahara begrenzt wird, der sich nach und nach in Steppe und danach in Wüste verwandelt. Als die aus dem französisch-kantabrischen Raum kommenden Cromagnon-Menschen hier erscheinen, deren Anwesenheit im 14. Jahrtausend erwiesen ist, und danach, im 8. Jahrtausend, die kräftigen Ur-Mittelmeer-Menschen, ihre aus Sizilien gekommenen nächsten Verwandten, besteht die einhei-

mische Bevölkerung aus Ur-Buschmännern von rötlicher Hautfarbe. Die beiden weißen Gruppen leben nebeneinander, ohne sich zu vermischen. Sie vertreiben die Eingeborenen des großen Maghreb, der im Altertum den Namen Libyen erhalten wird, in den Urwald des Südens und entwikkeln gemeinsam die Capsien-Kultur. In der zweiten Hälfte des 5. Jahrtausends gelangen weitere Cromagnon-Menschen nach Nordafrika. Gegen Ende der Würm-Eiszeit hatte die Überschwemmung ihres Lebensraumes in der angloskandinavischen Ebene sie vertrieben, nachdem sie sich dort, dem Ren auf seinem Zug nach Norden folgend, niedergelassen hatten. Es sind die Erbauer der Großsteingräber.

Die Neueinwanderer, die im Zuge einer viertausendjährigen Entwicklung ihrer Rasse in einem feuchten und nebligen Klima ihre Pigmentierung verloren haben, bringen die Kultur der Jungsteinzeit mit. Sie sind gute Seeleute und außerordentliche Architekten mit überraschenden Kenntnissen auf dem Gebiet der Astronomie. Sie sind dynamischer als ihre Vorläufer und mit politischen Fähigkeiten begabt, die diesen offenbar fehlten. Sie machen nicht nur Libyen zu einem der im atlantischen Staatenbund zusammengeschlossenen Königreiche, dessen Hauptstadt sich auf der von der Naturkatastrophe verschont gebliebenen Insel im Nordmeer befindet, sondern sie auferlegen Ägypten, dessen zu dichte eingeborene Bevölkerung nicht vertrieben werden konnte, ihre eigene Aristokratie, aus der die ersten Dynastien der Pharaonen hervorgehen werden.

Außer diesen – freilich grundlegenden – allgemeinen Ver-

hältnissen wissen wir von der Geschichte Libyens so gut wie gar nichts. Die karthagischen Archive, die uns vielleicht etwas darüber hätten berichten können, wurden – wie auch die Bibliothek von Alexandrien – von den Römern zerstört. Es bleibt uns nicht viel mehr als die Namen einiger Herrscher, die in ägyptischen Inschriften mit Bezug auf die Angriffe ihrer Nachbarn, insbesondere zur Zeit der Nordmeer-Völker, und auf die 200 Jahre der Sheshonk-Dynastie erwähnt werden, die sich im 10. Jahrhundert v.d.Z. der Macht im Nil-Reich bemächtigte. Außerdem vermittelt uns auch die griechische Mythologie wichtige ethnogonische Angaben, aber man muß sie aus den Überlieferungen herauszulesen verstehen. Auf archäologischem Gebiet sind wir dank den unzähligen über den ganzen großen Maghreb verstreuten Megalithe, den Felsbildern in den Gebirgszügen der Sahara, den prälibyschen Schriftzeichen auf Gegenständen der prädynastischen Periode und der ersten Dynastien des Nil-Reiches und den auf ägyptischen Fresken erhalten gebliebenen Abbildungen von Tamehu besser unterrichtet. Die Anthropologie schließlich gestattet uns die genaue Kenntnis der Bevölkerung des Landes vom Paläolithikum bis in unsere Tage und insbesondere des Vorhandenseins und Überlebens der blonden und blauäugigen Cromagnon-Menschen.

Diese letzteren waren nicht nur Ackerbauer und Baumeister, sondern auch Seefahrer, wie wir gesehen haben. Wir wissen nichts über die Seefahrzeuge, über die sie bei ihrer Wanderung verfügten. Wir wissen nur, daß diese hochseetüchtig waren. Handelte es sich um Schiffe aus Leder, wie

sie die Hyperboreer der Bronzezeit verwendeten? Das ist möglich, aber nicht erwiesen. Besser sind wir über die späteren Schiffe unterrichtet. Dasjenige, das zu Füßen der Cheops-Pyramide gefunden wurde und aus dem Jahr −2700 stammt, ist aus Holz. Seine Form nähert sich schon derjenigen eines Drakkar der Wikinger und kann daher nur von den Libyern stammen. Das ist der Punkt, auf den es bei unserer Untersuchung ankommt.

II.

DIE SÄULEN DES HERAKLES

1. Das Königreich Tartessos

Dank den Ägyptern wissen wir, daß sich die atlantische Gemeinschaft des zweiten Jahrtausends v.d.Z. nicht auf die Insel beschränkte, die in der skandinavischen Mythologie Asgard genannt wird und der die verschiedenen Autoren, die sie erwähnen, die verschiedensten Namen gegeben haben: Elektris (Apollonius), Phäakenland (Homer), Basileia (Plato) und Abalus (Pytheas). Sie umfaßte nicht nur zahlreiche weitere Nordsee-Inseln und die angrenzenden Gebiete des Kontinents, sondern auch Europa bis Tyrrhenien einschließlich, das Land der Gardirianer (Cádiz) an der Mittelmeerküste der Iberischen Halbinsel und Libyen bis zur Grenze mit Ägypten, das nicht dazugehörte. Diese Gebiete waren in zehn Königreiche unterteilt, von denen vier namentlich bekannt sind: die nordische Hauptstadt Atlantis, Tyrrhenien (Etrurien), der Süden Iberias und Libyen. Die sechs anderen müssen Schottland, England, Irland, die Bretagne und zwei Gruppen westlicher Mittelmeer-Inseln ge-

wesen sein. Es handelt sich bei ihnen allen um Gebiete, in denen sich große Anhäufungen von Megalithmalen befinden.

Das einzige dieser Königreiche außer der Insel im Norden, über das wir einige historische Kenntnisse besitzen, ist das Land der Gardirianer, Tartessos für die Griechen, Tarschisch für die Hebräer. Das ist verständlich, weil zwischen der Gemeinschaft und den beiden Völkern, die schriftliche Zeugnisse hinterlassen haben, Handelsbeziehungen bestanden. Nun vollzog sich der Bernsteinhandel zwischen Basileia und Griechenland auf dem Flußweg, der Westeuropa nicht berührte. Andererseits besaß Libyen keinerlei Rohstoffe, die es hätte ausführen können. Deswegen erwähnen die Ägypter es fast nur im Zusammenhang mit den bewaffneten Auseinandersetzungen, die sich zwischen den beiden Ländern ergaben. Tartessos dagegen unterhielt enge Handelsbeziehungen – welcher Art, werden wir noch sehen – mit Griechenland und dem Nahen Orient.

Beschreiben wir zunächst das Gebiet des Königreichs. Es umfaßt im Südwesten der Iberischen Halbinsel die heute portugiesischen Provinzen Estremadura und Algarve, im Süden des derzeitigen Spaniens die Provinzen Andalusien und Granada und im Südosten den südlichen Teil der Provinz Murcia (s. Karte Abb. 8). Natürlich sind seine Landgrenzen nicht ganz genau festgelegt. Wahrscheinlich schließen sie halbselbständige örtliche Fürstentümer ein, während sich die Autorität des Königs auch über diese Grenzen hinaus in unabhängigen Gebieten bemerkbar macht, die seinem politischen und vor allem wirtschaftlichen Einfluß

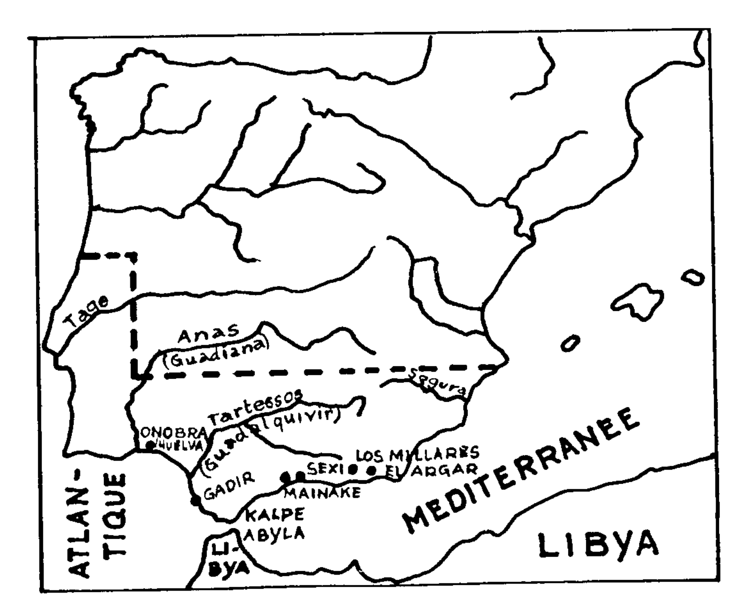


Abb. 8: – – – Grenze des Gebietes unter direkter oder indirekter Oberhoheit von Tartessos

unterliegen. Die Meerenge von Gibraltar hält Tartessos von Norden her unter Kontrolle und beherrscht sie zur See auch von Westen und Osten aus, so daß ihm der freie Zugang zum Atlantik und zum Mittelmeer gesichert ist.

Diese Stellung ist gewiß nicht auf den Zufall zurückzuführen. Als die depigmentierten Cromagnon-Menschen um das Jahr –4500 ihre überschwemmte Heimat in der angloskandinavischen Tiefebene auf dem Seeweg verlassen mußten, gelangten sie zunächst in die Bretagne, wo sich einige von ihnen schon früher niedergelassen hatten, wie gewisse dort

gemachte Zeitbestimmungen vermuten lassen. Auf ihrem weiteren Weg nach Süden kamen sie an den französischen Landes vorbei, die mit ihren Wanderdünen nicht gerade zum Verweilen einluden. Hier wurden tatsächlich keinerlei Megalithe gefunden. Dagegen weisen Kantabrien und Portugal unzählige dieser auf sie zurückzuführenden Steinmale auf. So kam es, daß sie im Zug einer Reise, die – wie wir sehen werden – viele Jahrhunderte dauerte, nach Gibraltar, an die Einfahrt zu einem unbekannten Meer, gelangten. Daher ihre Niederlassung in Andalusien und Libyen. Während sie jedoch im Süden ein Gebiet antrafen, das sich nur für Ackerbau und Viehzucht eignete, entdeckten sie im Norden bald ein Land, das außerdem noch Reichtümer anderer Art barg: unzählige Metallerz-Vorkommen. Diese Jungsteinzeit-Menschen lernten schnell das Schürfen und Verarbeiten von Kupfer und später im Lauf der Jahrhunderte auch von Gold, Silber, Zinn, Blei und Antimon, das sie in ihrem Gebiet fanden oder sich weiter im Norden, den Guadalquivir und den Guadiana stromaufwärts, besorgten.

Diese Betätigung in Bergbau und Metallbearbeitung schloß keineswegs die weitere Verwendung von Stein für Waffen und Werkzeug aus. Und noch viel weniger beeinträchtigte sie die Bautätigkeit der Megalithiker, so daß Andalusien mit seinen angrenzenden Gebieten eine der an Monumenten dieser Art reichsten Gegenden und eine der drei in der ganzen Welt wurde, wo die Ruinen einer Festungsstadt aus jener Zeit entdeckt wurden. Es ist Los Millares, 14 Kilometer nördlich von Almería, im Osten der Meerenge. Auf einem flachen Gelände von etwa fünf Hek-

tar im hügligen Küstengebiet am Ufer des Flusses Gador gelegen, besteht die Anlage aus kreisförmigen Häusern und ist mit Graben und Mauer umgeben, die einige runde Türme trägt. Weiter weg, am Abhang des Gebirgszuges befinden sich, von fünf erhöht angelegten Befestigungen beschützt und über eine Fläche von etwa 50 Hektar verstreut, an die hundert Gemeinschaftsgräber in Tumulus-Form.

Wenn auch die Wohnhäuser fast völlig verschwunden sind, so haben sich doch auf dem Friedhof einige Baudenkmäler in so gutem Zustand erhalten, daß aus ihnen die außerordentliche Bautechnik hervorgeht, die hier angewendet wurde. Trotz der Plünderung, deren Opfer die meisten der Gräber wurden, konnten in ihnen immer noch bedeutende Gebrauchsgegenstände aus Stein und Kupfer gefunden werden und vor allem kleine Figuren, die die *Magna Mater* mit dem Eulenkopf darstellen, und Kultbeile von der gleichen Art wie diejenigen, die im Norden und Westen Europas ausgegraben wurden, aber auch Stücke aus Bernstein und Marmor, um von der Töpferware ganz zu schweigen. Viele andere megalithische Konstruktionen des gleichen Typs erscheinen im ganzen Raum. Unter dem in ihnen gefundenen Hausrat gibt es mit Fortschreiten der Jahrhunderte immer mehr gewerbsmäßig hergestellte Gegenstände. Erwähnen wir hier diejenigen von Antequera (Málaga): die Höhle von Romeral, ein Ganggrab, dem – wie Spanuth [16] feststellt – das »Schatzhaus des Atreus« von Mykene außerordentlich ähnelt, und die Höhle von Manga, deren Totenkammern mit einem Steinblock von etwa 170 Tonnen Gewicht, gestützt auf mächtige Steinpfeiler, gedeckt sind.

Dann entstand die Kultur von El Argar, wie Los Millares in der Nähe von Almería gelegen, deren Einzelgräber silberbeschlagene Bronzeschwerter, manchmal mit goldenem Griff, Schmuck aus Silber und Gold und aus Ägypten, Kreta und Phönizien eingeführte Luxuswaren enthielten. Mit der Zeit erreichte das Juweliergewerbe von Tartessos ohne jeden orientalischen Beitrag einen sehr hohen technischen und künstlerischen Stand, wie Ähnliches nur in Mykene und Kreta anzutreffen ist.

Die ältesten megalithischen Baudenkmäler von Tartessos sind diejenigen von Los Millares. Die Zeitbestimmungen nach der Kohlenstoff-14-Methode führen sie auf das Jahr –2900 zurück. Es handelt sich dabei um Mindestangaben, da das fragliche Verfahren ausschließlich auf organische Stoffe angewandt werden kann, die man in möglicherweise viel älteren Häusern und Gräbern fand. Ohne die Gefahr eines Irrtums dürfen wir also annehmen, daß die ersten Bauten der Stadt aus dem Ende des 4. Jahrtausends stammen, also aus einer Zeit von etwa 1400 Jahren nach der Überschwemmung der angloskandinavischen Tiefebene. Natürlich waren die Megalithiker zu jener Zeit schon seit Jahrhunderten in dem Gebiet ansässig. Eine befestigte Stadt von dieser Bedeutung setzt eine zentralisierte politische Ordnung, eine zahlreiche und disziplinierte Arbeiterschaft und beträchtliche Vorräte an Nahrungsmitteln voraus. Wir wissen außerdem, daß die blonden Cromagnon-Menschen in Libyen die Grenzen Ägyptens schon vor dem Jahr –3000 erreichten und damals bereits hinreichend organisiert waren, um es mit ihrem mächtigen Nachbarn aufzunehmen, und sich später,

als dies Unternehmen gescheitert war, getrauten, Griechenland, Kreta und den Vorderen Orient zu erobern. Andererseits deutet alles darauf hin, daß ihre erste Niederlassung im Süden der Iberischen Halbinsel nicht an der Küste des Mittelmeers, sondern an derjenigen des Atlantiks stattfand, wo sich die Stadt befand, deren Namen das Königreich trug.

Die in den Grabstätten von Los Millares gefundenen Knochenreste sind nie gründlich untersucht worden. Es gibt darüber nur eine kleine Arbeit von Fusté[20], die sich mit einem einzigen Grab beschäftigt. Unter dem hier gefundenen osteologischen Material herrscht das vom zarten mittelmeerländischen Typ stammende vor, während das vom kräftigen Mittelmeer-Menschen nur in der Minderzahl vorhanden ist. Aber benachbarte Fundstätten [21] haben uns zur Cromagnon-Rasse gehörende Individuen geliefert, deren Anwesenheit während der neolithischen Zeit im ganzen Süden der Halbinsel erwiesen ist[22, 23]. In Argar[24] leben die Vertreter dieser Rasse neben den zarten Mittelmeer-Menschen und haben sich mit ihnen weitgehend vermischt. Wie in Nordafrika sind einige dieser letztgenannten brachyzephal (kurzköpfig) und stellen also eine Abart als Ergebnis einer Entwicklung dar, die uns zwar in ihren Erscheinungen, aber nicht in ihren Ursachen bekannt ist. Um die Brachyzephalie dieser Exemplare zu erklären, scheint es uns nicht notwendig, die Grenelle-Hélie-Rasse in Anspruch zu nehmen, deren Vorhandensein schon mit Vorsicht zu beurteilen ist. Das für unsere Untersuchung Wichtige wird in einem einzigen Satz eines privaten Briefes von Victor Jacques[25] treffend zusammengefaßt: »Die Vertreter der alten Croma-

gnon-Rasse hatten einen vorherrschenden Einfluß auf die Bevölkerungen der Bronzezeit im Südosten Spaniens.«

Wir haben weiter oben gesehen, daß auf dem Friedhof von Los Millares durchgeführte Ausgrabungen unter anderen Sachen auch solche aus Bernstein zutage förderten, jenem fossilen Harz der Nord- und Ostsee, und wir finden auf einer aus diesem Stoff hergestellten Schüssel das gleiche Bild der Erdmutter wie auf einem dänischen Gefäß, das etwa auf das Jahr –2000 datiert wird (Abb. 9). Notwendiger- und logischerweise müssen also die Megalithiker und Tartessos in Berührung mit dem von der Überflutung nicht betroffenen nordischen Kulturbereich gewesen sein. Die ägyptischen Texte berichten uns außerdem, daß sich die zehn Könige der atlantischen Gemeinschaft alle fünf oder sechs Jahre auf der Insel Basileia versammelten, um Angelegenheiten von gemeinsamem Interesse zu beraten. Die auf dem Seeweg Ausgewanderten verfügten über – im Lauf der Jahrhunderte noch vervollkommnete – Schiffe, die ihnen

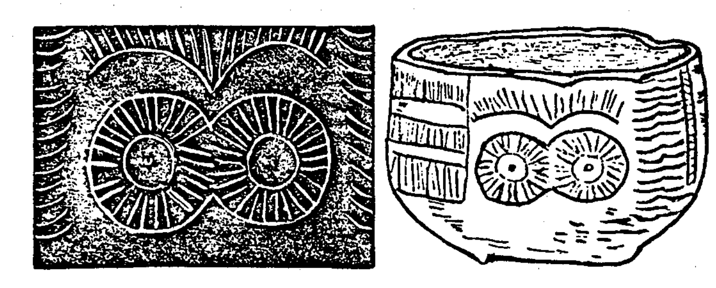


Abb. 9: Links: Eulenkopf auf einem dänischen Gefäß aus dem Jahr –2000. Rechts: Das gleiche Motiv auf einem Topf von los Millares (nach Jürgen Spanuth[14])

erlaubten, die entsprechenden Reisen ohne größere Schwierigkeiten zu machen. Sie verwendeten diese Schiffe auch für die Hochseefischerei, deren Fänge eingepökelt wurden. Es ist anzunehmen, daß sie die Fischbänke von Neufundland aufsuchten. Auch für ihren Handelsverkehr waren ihnen ihre Schiffe natürlich von Nutzen. Das Zinn, das sie neben anderem Metall ausführten, kam nicht ausschließlich aus den Vorkommen Iberias, die nur auf langen Flußfahrten durch wenig sichere Gebiete erreicht werden konnten. Seit Beginn der Bronzezeit besorgten sich die Leute von Tartessos ihr Zinn auch von den berühmten Kassiterit-Inseln, die dem Land der Oestrimnianer vorgelagert sind, also der Bretagne, wie Louis Kervran[26] festgestellt hat, und nicht im späteren Großbritannien, wie man angenommen hatte. Diese Inseln, die im siebten Jahrhundert unserer Zeitrechnung vom Meer überspült wurden, so daß nur noch einige ihrer Gipfel, der sogenannte Molene-Archipel, aus dem Wasser ragen, gehören zu einem ausgedehnten Zinn-Vorkommen, dessen Ausbeutung 1960 wiederaufgenommen wurde.

Bald beschränkten sich die Kaufleute von Tartessos nicht mehr darauf, den Griechen und Phöniziern, die beide zum großen Teil libyscher Abstammung waren, unbearbeitetes Metall zu verkaufen. Sie benutzten das Kupfer, das sie im Übermaß besaßen, und das Zinn, für das sie das Monopol hatten, um Bronze herzustellen und diese in Gestalt von Barren oder handwerklich hergestellten Waren selbst auszuführen. Einige solche fand man in Nordeuropa, in Ägypten, auf den britischen Inseln und im Vorderen Orient. Unter der Ladung eines in der Bucht von Huelva versunke-

nen Schiffes[27] befanden sich auch Gegenstände, die zum Schmelzen der Metalle verwendet worden waren. Für ihre Seetransporte benutzten sie Schiffe von großer Tonnage, die die Bibel im 10. Jahrhundert unter der Bezeichnung »Schiffe von Tarschisch« erwähnt, was in hebräischer Sprache Tartessos bedeutet. Da man nicht die geringste Ahnung von der nordischen Herkunft der Erbauer der Großsteingräber und ihrer Beherrschung der Seefahrt hatte, glaubte man bis heute, diese Bezeichnung bedeute: »Schiffe vom Typ derjenigen, die die Phönizier benutzten, um nach Tarschisch zu gelangen«. Wir haben heute guten Grund für die Annahme, daß es sich tatsächlich um die großen Handelsschiffe der Flotte von Tartessos handelte, die sich die Phönizier gelegentlich ausliehen, um zum Beispiel für den König Salomon im Lande Punt am Ufer des Roten Meeres oder im sagenhaften Land Ophir, das heißt also außerhalb der Küstenschiffahrtswege des östlichen Mittelmeeres, die von den kleinen tyrischen Schiffen jener Zeit befahren wurden, wertvolle Erzeugnisse zu besorgen.

Die Architektur, die Metallverarbeitung, die Juwelierkunst und die Schiffahrt der Leute von Tartessos setzen bei ihnen ein hohes kulturelles Niveau voraus. Strabo berichtet[28] im ersten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung, daß sie nicht nur eine Schrift besaßen, sondern auch »geschichtliche Aufzeichnungen in Prosa und Versen und Gesetze in rhythmischer Form, die, wie man sagt, 6000 Jahre alt sein sollen«. Diese Zahl erscheint unwahrscheinlich. Adolf Schulten[29] meint, es müsse in dem fraglichen Text »Gedichte von 6000 Versen« heißen (aber es heißt nun einmal nicht

so!). Maluquer de Motes[30] hält es für möglich, daß 6000 Monate gemeint gewesen seien. Aber ein solcher Zeitraum (500 Jahre) würde nur bis ins 6. Jahrhundert v.d.Z., also 600 Jahre nach Homer[61] und damit in eine Epoche zurückreichen, in der das Vorhandensein von Gesetzen und Gedichten für einen griechischen Geschichtsschreiber gewiß nicht erwähnenswert gewesen wäre. Wir sind daher der Ansicht, daß Strabos 6000 Jahre nicht allzu wörtlich genommen werden sollten. Er wollte damit wohl lediglich eine sehr weit zurückliegende Zeit umschreiben und zum Ausdruck bringen, daß die Megalithiker mit ungewöhnlichen Kenntnissen und fest gefügten Einrichtungen nach Iberia kamen, was den bekannten Tatsachen durchaus entspricht.

Was nun die Schrift betrifft, so besteht da nicht der leiseste Zweifel. Wir wissen[8], daß die Menschen des Magdaléniens schon aneinandergereihte Schriftzeichen verwendeten, die sich im nordischen Kulturkreis zu den präalphabetischen Runen entwickelten, wie sie in der Bronzezeit bezeugt sind. Aus diesen entstand einerseits zu Beginn unserer Zeitrechnung das germanische Futhark und andererseits durch ihre um das Jahr −1200 über die Nordmeervölker erfolgte Einführung in den Mittelmeerraum das phönizische Alphabet mit seinen südeuropäischen Abwandlungen. Aber wir wissen auch, daß die Megalithiker die fragliche Schreibweise verwendeten und sie soweit vervollkommnet hatten, daß die einzelnen Schriftzeichen, wie sie etwa in Alvão (Portugal) angetroffen wurden, Formen annahmen, die sowohl den alphabetischen Runen als auch den libyschen Schriftzeichen Nordafrikas schon sehr nahe kommen. Die Schrift von

Tartessos, die noch nicht übersetzt oder auch nur entziffert werden konnte, stellt eine dritte Abart dar. Die mit ihren Zeichen gemachten Inschriften auf Grab- und Gedenksteinen konnten noch nicht datiert werden, aber die Sachverständigen glauben, daß sie mindestens 1000 Jahre vor der Zeitwende entstanden. Ohne irgendeine Form von schriftlichen Aufzeichnungen wäre jedenfalls eine komplexe politische Ordnung sowenig möglich gewesen wie eine städtische Zivilisation und ein ausgedehnter Handelsaustausch, um von der von Strabo erwähnten Literatur ganz zu schweigen. Dieser Umstand bestätigt ebenso wie die Entwicklung der bekannten Schrift von Tartessos gegenüber den Funden von Alvão, daß sie aus der angloskandinavischen Tiefebene mitgebracht wurde, wo die Altvorderen sie schon, wenn auch vielleicht in primitiver Form, benutzt hatten.

2. *Von der Vorgeschichte zur Geschichte*

Die ersten zehn Könige der atlantischen Gemeinschaft wurden – so berichten die ägyptischen Texte – auf der Bernsteininsel (Basileia) als Früchte der Ehe geboren, die Poseidon, der Gott des Meeres, mit Clito, der Tochter eines »der Erde entsprungenen Mannes«, einer Verkörperung der Urmutter Erde, geschlossen hatte. Poseidon (von *potis* = Gatte) ist der Name, den die Griechen erst verhältnismäßig spät dem Gott gaben, den sie zuvor Forsys nannten, den Fosite der Friesen und wahrscheinlich den Forseti der skandinavischen Edda. Von den Kindern des zeugenden Paares sind

nur zwei mit Namen bekannt: Atlas, der ältere, der die Länder des Nordens regierte und als *primus inter pares* dafür zu sorgen hatte – wie später seine Nachkommen –, daß die Einheit der Konföderation erhalten blieb, und sein Zwillingsbruder Gadeiros, dem das Königreich Tartessos anvertraut wurde. Die Überlieferung mißt diesem letztgenannten eine besondere Bedeutung bei, die – vom ägyptischen Gesichtspunkt aus – durch die Lage seines Herrschaftsbereiches am Eingang des Mittelmeeres und durch seine Hilfsmittel gerechtfertigt wurde, die nur von denen des Mutterlandes – und auch nicht in jeder Beziehung – übertroffen wurden.

Der Name Gadeiros erscheint nicht in der griechischen Mythologie, die – nach der großartigen Darstellung von Peña Guzmán[31] – ein Ausdruck der Ethnogonie der hellenischen Halbinsel ist. Das ist nicht verwunderlich, da Tartessos im Gegensatz zu Libyen, wo Hesper, ein anderer Bruder des Atlas, regierte, in der griechischen Mythologie keinerlei Rolle spielte. In dieser tritt dagegen an hervorragender Stelle Atlas auf, der Gott, der im Land des Nordens das Himmelsgewölbe trägt und also eine grundlegende Aufgabe erfüllt, von der die Ordnung der Welt, ja deren Existenz schlechthin abhängt.

Wie alle Götter stammt auch Atlas von einem ursprünglichen Paar ab, dem Himmelsgeist Uranos und Gaia (oder Gea), der Urmutter Erde. Dieses Paar brachte die Titanen hervor. Einer von ihnen, Oceanos, gab seine Tochter dem Japetos zur Frau, aus welcher Ehe drei Söhne hervorgingen: Prometheus, Typhon und Atlas. Dieser Letztgenannte hatte

nur Töchter: die Najade Maja, die Hermes heiratete, die Hesperiden und Elektra (Bernstein), die Mutter des Argonauten Jason, des Dardanos, der Troja eroberte und wiederaufbaute, und der Armonia, die sich mit dem Libyer Cadmos verheiratete. Ein anderer Titan, Chronos, zeugte sechs Söhne, unter ihnen Zeus und Poseidon. Dieser verbindet sich mit Libya, aus welcher Ehe zwei Söhne hervorgehen: Agenor, der erste König von Phönizien und Vater des Cadmos, und Belos, der erste Herrscher über Libyen.

Wir haben es also mit zwei Götterfamilien zu tun, von denen die eine – die des Oceanos – zu den Nordmeervölkern, also den Erbauern der Großsteingräber, gehört, die andere – die des Chronos – zu den Streitaxtleuten, die aus ihren heimatlichen Wäldern im Norden in die Steppen des Don wanderten und von dort um das Jahr –2500 in das Land ihrer Vorfahren zurückkehrten. In bezug auf das Wesentliche stimmt also die griechische Mythologie mit der skandinavischen überein, in welcher die Wanen und die Asen dieselbe Doppelbedeutung haben. Das gleiche ist auch auf historischem Gebiet der Fall. Im Norden vollzog sich nach einigen Auseinandersetzungen zwischen den Cromagnon-Menschen, die in der Nähe ihres in den Fluten versunkenen Gebietes geblieben waren, und den aus dem Osten zurückgekehrten Reitern eine Verbindung, aus der die Hyperboreer hervorgingen, die nordischen Menschen im anthropologischen Sinn des Begriffes. In Griechenland erschienen, aus Libyen über das Meer kommend, um das Jahr –3000 die Megalithiker und unterwarfen sich die einheimische Bevölkerung der Pelasger. Später kamen die Hyperboreer. Es

ergaben sich Konflikte und Bündnisse, bis die Libyer von den Achäern assimiliert wurden. Die Mythologie spiegelt diese beiden nebeneinander verlaufenden Vorgänge wider. Im Norden verbünden, überlagern, ja vermischen sich gelegentlich die Wanen und die Asen miteinander. In Griechenland setzt sich der achäische Zeus durch und dringt durch seine Verbindung mit Semele, der Tochter des Cadmos, in die Familie des Oceanos ein. Poseidon dagegen verliert durch seine Ehe mit der von Oceanos abstammenden Libya seine Eigenschaft als Hyperboreer, verbindet sich mit Forsys, der Verkörperung des Oceanos, und wird zum Stammvater der Könige von Phönizien und Nordafrika. Aber Zeus gibt sich mit seiner Niederlage nicht zufrieden. Aus seiner Vereinigung mit Danae, der Tochter des Königs von Argos, Acrisios, und Abkömmling von Belos, stammt Perseus. Seine Enkelin Alkmene, die Gattin des Amphitryon, des Königs von Tiryns, bringt Herakles zur Welt. Dieses genetische Eindringen des achäischen Hauptgottes in die libysche Ahnenreihe versinnbildlicht offensichtlich das Aufsaugen der Megalithiker Griechenlands durch die Hyperboreer. Dieses Aufsaugen ist so vollständig, daß sich Perseus und Herakles in die Helden der letzten Kämpfe gegen ihre noch nicht unterworfenen Verwandten verwandeln. An diesem Punkt kehren wir nach Tartessos zurück.

Polydecto, König der Insel Seriphos und wahrscheinlich libyscher Herkunft, entbrennt in Liebe zu Danae und möchte deren ihm unerwünschten Sohn Perseus (aus der Verbindung mit Zeus stammend) beseitigen, indem er ihm einen unerfüllbaren Auftrag gibt. So verspricht Perseus, die Me-

dusa zu töten, die einzig Sterbliche der drei Gorgonen, der Töchter des Forsys und Schwestern der Nymphe Toosa, die ihrerseits mit Atlas die Hesperiden zeugte. Wenn wir von dem amourösen Hintergrund der Geschichte, dem üblichen Hilfsmittel der griechischen Mythologie, absehen, bleibt ein libyscher König übrig, der, besorgt über die Macht eines Abtrünnigen, diesen beauftragt, sich mit den unbesiegbaren Menschen seiner Rasse zu messen, die im Norden geblieben sind. Perseus gelangt zu den Gorgonen, deren Heimstätte »an den Ufern des entferntesten Ozeans, in der Nähe der Nacht und des Gartens der Hesperiden« liegt, und schlägt der Medusa den Kopf ab. Aus deren Rumpf springen Chrysaor und sein Flügelroß Pegasus. Der Name Chrysaor kann uns nicht gleichgültig lassen. Er bedeutet »Goldschwert«. Aber soviel wir wissen, kommt das Wort *aor* in der griechischen Sprache nur zweimal vor: einmal in dem Mythos, von dem wir soeben sprachen, und zum anderen in der Odyssee, wo dieser Begriff für ein Bronzeschwert aus einem Stück verwendet wird, wie es die Phäaken, die Bewohner der Insel Basileia in der Nordsee, gebrauchten. Und tatsächlich erklärt uns Jürgen Spanuth[16], daß das Wort *aor* sich aus dem altnordischen *asfor* ableitet, das die gleiche Bedeutung hat.

Als Chrysaor erwachsen ist, heiratet er Kallirrhoë, die Tochter des Oceanos. Aus dieser Ehe geht Geryon hervor, der König von Tartessos, den Hesiod im 7. Jahrhundert v.d.Z. erwähnt und dem hundert Jahre später der Dichter Stesichoros aus der griechischen Stadt Himera auf Sizilien ein Heldenlied, die Geryoneis, widmet. Obwohl er als ein Riese mit drei Leibern dargestellt wird, tritt uns dieser Herr-

scher nicht als ein Ungeheuer entgegen, sondern als ein friedliebender Fürst, der sich vor allem dem Ackerbau und der Viehzucht hingibt. Von ihm ist nur eine Leibesfrucht, seine Tochter Erytheia, bekannt, die sich dem Hermes vermählt, dem Sohn des Zeus und der Najade Maja, der Tochter des Atlas. Dieses neue genetische Eindringen des Zeus hat, wie wir sehen werden, eine etwas andere Bedeutung als die vorhergehenden. Die Frucht dieser Verbindung, Norax, folgt seinem Großvater als Herrscher von Tartessos, dessen Oberhoheit er auf Sardinien ausdehnt, das – wie Korsika und die Balearen – schon von den Megalithikern besetzt war. Hier gründet er die Stadt Nora. Von seinen Nachkommen sind uns nur zwei Namen bekannt, diejenigen von Gargoris und Habis, ehe gegen Ende des 7. Jahrhunderts die geschichtliche Epoche beginnt.

Geryon, der einzige, der uns an diesem Punkt unserer Untersuchung interessiert, taucht in dem Mythos des Herakles wieder auf. Die berühmten zwölf Arbeiten, die Eurysteus, der König von Mykene, dem Helden aufgibt, stehen alle mit den Eroberungen der Achäer in Verbindung. Eine von ihnen besteht darin, sich der roten Rinder des Königs von Tartessos zu bemächtigen. Herakles durchkreuzt Europa und Libyen. An der Grenze der beiden Kontinente errichtet er zwei Säulen und gelangt sodann auf die Insel Erythea, auf der sich die Hauptstadt des Königreiches erhebt, tötet den zweiköpfigen Hund, der die Herde bewacht, treibt diese davon, schägt Geryon, der ihn verfolgt, nieder und kehrt mit seiner Beute nicht ohne weitere Abenteuer nach Griechenland zurück.

In welcher Zeit darf das Königreich seines Opfers vermutet werden? Hier kann uns die Mythologie nicht helfen. Die Götter haben kein Alter, und ihr Stammbaum verändert sich mit der Zeit je nach den Umständen, deren Auslegung das symbolische Erscheinen des einen oder anderen von ihnen erfordert. Zum Glück gibt eine andere der Arbeiten des Herakles, der Raub der Äpfel der Hesperiden, den Anlaß zu einem »Zwischenfall«, der mit einem genauen geschichtlichen Datum in Verbindung steht. Auf seiner Fahrt ins Land der Hyperboreer begegnet der Held – nach Apollonios[32] – der Melite, Tochter des Ägeus, des Gottes des Bernsteinflusses Eridanos, der heutigen Eider, »auf der heiligen Insel Elektris«. Er vergeht sich an ihr, und sie schenkt einem Sohn Hyllos das Leben, der später auf dem großen Zug vom Jahr –1226 das Kommando der dorischen Streitkräfte übernimmt und in den Peloponnes eindringt, wo er in einem einzigartigen Kampf mit Echemos, dem König von Arkadien, das Leben verliert, ehe seine Truppen und diejenigen der anderen Nordmeervölker sich gegen Ägypten wenden.

Die Verwandtschaft zwischen dem Herakles der Legende und dem Hyllos der Geschichte gestattet uns gewiß nicht, eine übereilte Zeitfolge aufzustellen. Aber sie weist doch eindeutig darauf hin, daß Geryon oder doch wenigstens die Gestalt, die er in der Vorgeschichte von Tartessos darstellte, ein Zeitgenosse der Mykene-Dynastie zu Ende des 14. oder zu Anfang des 13. Jahrhunderts v.d.Z., also kurz vor dem Trojanischen Krieg, war. Die Arbeiten des Herakles zeigen uns außerdem, daß damals die Auseinandersetzung zwi-

schen Achäern und Libyern in Griechenland nicht nur noch nicht gänzlich überwunden war, sondern daß sie sich noch im ganzen Mittelmeerbecken und darüber hinaus heftig bekundete. Herakles plündert Tartessos und tötet seinen König. Und auf seiner Fahrt nach Norden kommt er durch Libyen, wo er den blonden Riesen Antäos überwältigt, die Stadt Theben gründet und bis zur Oase Siuah oder Siwa gelangt, deren Tempel dem Gott Zeus-Amon geweiht ist, was auf eine achäische Invasion hindeutet. Es scheint sogar, daß der Raub der den Hesperiden, den Töchtern des Atlas, anvertrauten Äpfel ein Symbol für den Versuch der Mykener sein soll, den Libyern durch irgendeinen Akt der Piraterie im Gebiet der Eider, dem Herkunftsland des Bernsteins, das Monopol des Handels mit diesem Wertobjekt zu entreißen. Denn Äpfel stellen in der griechischen Mythologie das berühmte fossile Harz dar, das ja mindestens teilweise in Form von Kugeln ausgeführt wurde[31]. Die Griechen jedoch erschrecken vor den möglichen Folgen ihrer Kühnheit, denn wir erleben, wie Athene den Raub des Herakles seinen Eigentümern zurückerstattet. Aber bald wird ihnen der – um einen Apfel entbrannte! – Trojanische Krieg Gelegenheit geben, ihr Vorhaben doch noch zu erreichen. Diese Feindseligkeit von Hellas gegenüber drei der Königreiche der atlantischen Gemeinschaft einschließlich des Mutterlandes ist wahrscheinlich der Grund dafür, daß Hellas während der großen Wanderung von den Nordmeervölkern angegriffen wird.

Während die Wagenkolonnen der Hyperboreer entlang den Bernsteinstraßen dem Mittelmeer und dem Schwarzen

Meer zustreben, fährt ihre Flotte an der Westküste Europas entlang. Sie erreicht Tartessos, das sich als idealer Platz zur Überholung der Schiffe und Verproviantierung ihrer Besatzungen anbietet. Es ist möglich, daß sich ihr die schweren Schiffe der königlichen Konföderation mit Truppen und Lebensmitteln beladen anschließen. Aber dieses Abenteuer scheitert. Von Ägypten zurückgeschlagen, ziehen sich die Dorier auf den Peloponnes zurück, wo die libysche Bevölkerung von den Achäern noch nicht völlig aufgesaugt worden ist; die Philister kehren nach Palästina zurück, wo sie sich jahrhundertelang mit den Semiten, besonders Hebräern, herumschlagen müssen, und die Sakar nach dem Libanon, wo sie von den Phöniziern (libyscher Herkunft) herzlich aufgenommen werden. Die einen wie die anderen kennen Tartessos und seine Schätze jetzt schon nicht bloß vom Hörensagen, sondern weil sie kürzlich seine Häfen angelaufen haben.

Wenn die Umstände die Philister in ihrem neuen Herrschaftsbereich und den benachbarten Gewässern zurückhalten, die in der Bibel ihren Namen tragen, so verlieren die Tyrer und Griechen keine Zeit, die jahrtausendealten Schiffahrtswege der Megalithiker erneut zu befahren. Bald unternehmen sie noch mehr: sie errichten an den europäischen und afrikanischen Küsten des Mittelmeeres Handelsniederlassungen, von denen einige zu Städten von gewisser Bedeutung werden, wie etwa in dem uns interessierenden Gebiet das phönizische Sexi (heute: Almuñécar/Granada) und das griechische Mainaké, die nur durch wenige Kilometer Entfernung voneinander getrennt sind. Tar-

tessos sieht darin nur Vorteile: für eine einfache territoriale Konzession öffnen sich ihm die Märkte des Mittelmeeres. Diese Politik ruft keinerlei Konflikt hervor, weil die Tartessianer, die Griechen und die Phönizier, die der gleichen Herkunft sind, zur atlantischen Gemeinschaft gehören und sich nicht als Ausländer betrachten. Das geht so weit, daß im 6. Jahrhundert v.d.Z. der König Arganthonios von Tartessos den Phokäern, die wiederholt Opfer persischer Angriffe werden, anbietet, sich auf seinem Gebiet niederzulassen. Und Sallust[33] schreibt mit Recht, daß die vorhergehende Ausbreitung der Phönizier auf das Vorhandensein mit ihnen verwandter Rassen zurückzuführen sei.

Die Lage änderte sich mit der Eroberung des Vorderen Orients durch die Assyrer im 7. Jahrhundert v.d.Z., die die Semitisierung der Phönizier herbeiführte, und mit der imperialistischen Ausbreitung Karthagos im 5. Jahrhundert. Aber das ist bereits eine andere Geschichte. Das Zusammenleben der drei Völker wird Spuren hinterlassen, die noch in römischer Zeit wahrzunehmen sind. Im Südosten von Tartessos, also an seiner Mittelmeerküste, wird das griechische Alphabet häufig gebraucht, um die örtliche Sprache zu schreiben, und es wird Phönizisch gesprochen. Die Tartessianer dieses Gebietes werden sich sogar »libysche Phönizier« nennen. Damit wird bestätigt, was wir weiter oben über die Herkunft der ursprünglichen Bevölkerung des Königreiches gesagt haben.

In der megalithischen Zeit, die uns hier ganz besonders interessiert, befand sich der politische und wirtschaftliche Schwerpunkt von Tartessos an der Atlantikküste, weil die Metallverarbeitung von der Schiffahrt auf dem Guadalquivir und dem Ozean abhängig war. Merkwürdigerweise hat man die Hauptstadt des Königreiches, die zu suchen Schulten[29] dreißig Jahre seines Lebens aufwandte, nie mit Sicherheit ausfindig machen können. Die einzigen Angaben, die wir darüber besitzen, stammen aus einem Gedicht des Rufus Festus Avienus aus dem 4. Jahrhundert n.d.Z., das sich jedoch nach einer Erklärung des Verfassers auf viel ältere Dokumente stützt, nämlich den Bericht einer Weltumsegelung mit nautischen Angaben und Seekarten, der den Griechen von Massalia (Marseille) zugeschrieben wird und aus dem 6. Jahrhundert v.d.Z. stammen soll. Nach diesem Text war die Stadt auf der Insel Erithea in der Mündung des Guadalquivir errichtet. Insel wie Stadt werden mit dem Namen Tartessos bezeichnet. Aber man hat nicht die geringste Spur einer solchen Stadt entdeckt. Dagegen ist Gades, das heutige Cádiz, sehr wohl bekannt.

50 Kilometer südlich* des Guadalquivir und 120 Kilometer nördlich von Gibraltar (s. Karte Abb. 10) liegt gegenüber der Mündung des Flusses Guadalete im Golf von Cádiz, wo sich auch die tartessianische Stadt Onoba (jetzt:

---

* Wir nehmen die Verachtung aller Seebären in Kauf, wenn wir die Entfernungen auf See in Kilometern und nicht in Seemeilen angeben, damit sich die große Mehrheit unserer Leser so ein besseres Bild machen kann.

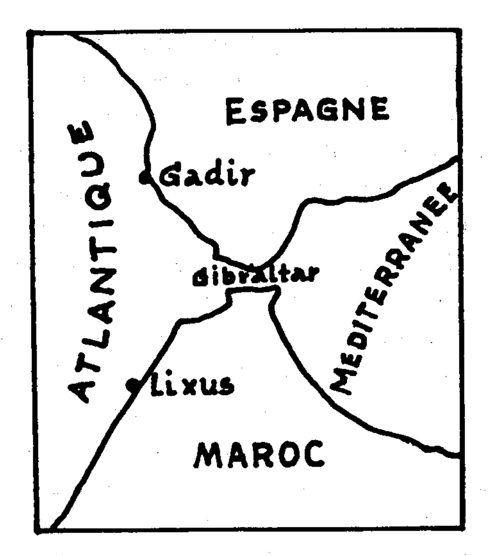


Abb. 10: Karte von Gadir und Lixus

Huelva) befand, eine Insel, die heute mit dem Festland verbunden ist. Nach den griechischen und römischen Geschichtsschreibern legten die Tyrer hier zur Zeit der großen Wanderung, also um das Jahr −1200, eine Faktorei an, die sich später zu einem Handelsplatz von erstklassiger Bedeutung entwickelte. Von hier aus wird der Export von Zinn zunächst noch in Gemeinschaft mit den Griechen betrieben und später monopolisiert, nachdem der punische Eingriff um das Jahr −500 dem Herrschergeschlecht von Tartessos ein Ende bereitet und den Untergang von Mainaké herbeigeführt hatte. Macrobius ergänzt noch, daß die karthagische Beherrschung nicht ohne Widerstand der einheimischen Be-

völkerung errichtet wurde, die sich unter ihrem letzten König Theron vergeblich zu behaupten versuchte.

Daß die Hyperboreer, bevor sie in den Mittelmeerraum eindrangen, das künftige Gades zu einem militärischen Stützpunkt gemacht hätten, wäre keineswegs überraschend. Es handelte sich um eine Insel, die für Seefahrer stets anziehender ist als ein Hafen auf dem Festland. Sie beherrschte eine Küste, auf der später die typisch nordischen Griffzungenschwerter gefunden wurden. Daß sich dieser militärische Stützpunkt später unter den Phöniziern in eine blühende und reiche Stadt verwandelte, wäre durch seine Lage in der Nähe der Mündung des Guadalquivir und Guadanis, auf welchen die Leute von Tartessos das im Innern des Landes geschürfte Mineral herbeischafften, und der Meerenge, die den Zugang zum Vorderen Orient darstellte, durchaus verständlich. Die Frage, die sich stellt, ist, ob Gades schon früher bestand.

Für uns gibt es nicht viel Zweifel, daß die Antwort positiv ausfallen muß. Einerseits mußten sich die Megalithiker, ehe sie auf ein unbekanntes Meer vordrangen, eine Rückzugsstellung sichern, wofür die Insel ideal geeignet war. Andererseits ist Gades nichts anderes als die phönizische Form des älteren Ortsnamens Gadir, was in der libyschen Sprache »Festung« bedeutet. Und schließlich verdankten die berühmten Säulen des Herakles oder Herkules, wie Griechen und Römer die Meerenge des Saturn oder Briareos (heute: Gibraltar) nannten, ihren Namen den Monumenten, die der Halbgott – nach der Legende – nicht auf den Landzungen von Kalpé und Abyra, die die Durchfahrt vom Mittelmeer

zum Atlantik flankieren, sondern auf der Insel Gadir errichtete. Poseidonios, der im Jahr -90 einen Monat in Gades verbrachte, weist auf ihr Vorhandensein vor dem großartigen Tempel hin, den die Phönizier ihrem Helden Melkart weihten, wie sie den von ihnen übernommenen mykenischen Herakles nannten. Es war das Symbol der Säulen des Nordens, die Atlas dem Herakles bei seinem Zug in den Garten der Hesperiden in Obhut gegeben hatte, und zugleich dasjenige der Säule, die sich im Mittelpunkt der heiligen Insel Atlantis erhob.

Wenn in der heutigen Stadt Cádiz bisher nicht die geringsten Überreste einst gewaltiger Baudenkmäler gefunden wurden, so liegt das ganz einfach daran, daß sie im Lauf der Jahrtausende von immer neuen Schichten phönizischer, römischer und spanischer Bauwerke überdeckt wurden und daß man nie irgendwelche Ausgrabungen machte, die tatsächlich nicht durchführbar sind. Viele Historiker und Archäologen glaubten, daß Gadir die Hauptstadt war, die die Griechen Tartessos und die Hebräer Tarschisch nannten. Diese Ansicht, die über den Arbeiten und Träumen Schultens ein wenig in Vergessenheit geriet, gewinnt jetzt wieder an Bedeutung. Das stärkste Gegenargument ist, daß es rund 500 Jahre lang das phönizische Gades und das Königreich Tartessos nebeneinander gab. Offensichtlich konnte sich die Regierung von Tartessos nicht auf dem Boden einer ausländischen Konzession befinden. Eine verbindliche Erklärung scheint uns beim derzeitigen Stand unserer Erkenntnisse jedenfalls unmöglich.

Ob Hauptstadt oder nicht, stellte Gadir wahrscheinlich

schon in megalithischer Zeit, zweifelsohne aber während der großen Wanderung eine Festung dar, die im Norden die Einfahrt zum Mittelmeer beherrschte. Die Schlußfolgerung wird durch die Tatsache unterstüzt, daß es einen entsprechenden Stützpunkt im Süden von Gibraltar gab. 120 Kilometer von diesem entfernt befand sich in der Umgebung der heutigen marokkanischen Stadt Larache (s. Karte, Abb. 10) die megalithische Festung, die die Römer später Lixus nannten. Sie lag auf einer – heute mit dem Festland verbundenen – Insel gegenüber der Mündung des Flusses Lucus. Ihr Hafen ist verschwunden, von Sand verschüttet, aber ihre riesenhaften Bauwerke sind noch immer auf dem alles überragenden Steilhang zu sehen, auch wenn sie von einer fünf Meter starken Schicht von Trümmern überlagert werden, den Resten phönizischer und römischer Gebäude, über denen sich die Ruinen römischer Tempel mit denen arabischer Moscheen vermengen. Man stellt eindrucksvolle Festungswälle fest, die aus riesigen Quadersteinen von mehreren Tonnen Gewicht, aber verschiedener Ausmaße und Formen, sämtlich vollkommen bearbeitet, poliert und zusammengefügt sind. Es handelt sich dabei um eine erdbebensichere Bauweise, wie sie im mykenischen Griechenland[34], in Mexiko, Peru, Paraquay und auf der Osterinsel angewandt wurde. Leider sind bisher in Lixus noch keine ernsthaften Ausgrabungen gemacht worden. Einige zaghafte Proben erwiesen, daß die megalithischen Bauwerke sorgfältig nach den kennzeichnenden Stellungen der Sonne ausgerichtet sind.

Außer dieser knappen Beschreibung, die wir Thor Heyer-

dahl[18] verdanken, stammt alles, was wir über Lixus wissen, mit einer einzigen Ausnahme von den Römern, die sie für die älteste Stadt der Welt hielten und sie als »ewige Stadt« bezeichneten. Ihre Künstler hinterließen in einem Tempel ein großes Mosaikbild Neptuns, und ihre Historiker lassen – nach dem Forscher und Ethnologen, der seine Quellen nicht nennt – Herkules in Lixus begraben sein. Plinius sagt uns wenigstens, daß sich in dieser Stadt der Palast des Antäos befand, des libyschen Riesen, der von unserem Helden besiegt wurde. Die Phönizier nannten sie Maqom Semes, die Sonnenstadt, ein Name, den die Araber in der Form von Shimis (Sonne) bewahrten. Die andere Erwähnung von Lixus bezieht sich auf den Besuch der Flotte des Hanno.

Man weiß, daß der karthagische Anführer im Jahr –425 mit 60 großen Schiffen in See stach, auf denen sich die – zweifellos übertrieben – Zahl von 60000 Männern und Frauen befunden haben soll. Sein Auftrag habe darin bestanden, Faktoreien an den atlantischen Küsten Libyens einzurichten. Die Flotte passierte die Säulen des Herakles und erreichte, die marokkanische Küste entlangfahrend, Lixus, wo sie anlegte. Die Bewohner der Stadt – Ausländer für die Karthager – nahmen die Expedition freundschaftlich auf und versorgten sie nicht nur mit Lebensmitteln für zwei Monate, sondern auch mit Lotsen, die die Küsten so genau kannten, daß sie die Namen sämtlicher Kaps nennen konnten, an denen man auf einer Fahrt von 28 Tagereisen vorbeikommen würde. Wenn man die damalige Reisegeschwindigkeit von etwa 120 Kilometern pro Tag zugrunde legt, würde man ungefähr bis Senegal gelangen. Es ist also offen-

sichtlich, daß Hanno vor Antritt seiner Reise das Vorhandensein von Lixus bekannt war – wie hätte er sich sonst ohne Proviant auf den Atlantik wagen können! – und daß die Seefahrer jener Stadt die Erfahrung langer Ozeanreisen besaßen. Die Karthager setzten an fünf oder sechs anderen Stellen der marokkanischen Küste ihre Leute ab und fuhren in südlicher Richtung weiter. Sie erreichten wahrscheinlich Kamerun, da ihr Reisebericht einen gewaltigen Vulkan inmitten eines von Gorillas belebten undurchdringlichen Urwaldes erwähnt, was nur hier gewesen sein kann. Das Land erschien ihnen unerträglich, und die Flotte ging auf Heimatkurs.

Hanno war nicht der erste seiner Rasse, der den Ozean befuhr. Herodot[36] berichtet von einer Expedition phönizischer Schiffe, die der Pharao Nechao II. gemietet hatte, um gegen das Jahr –600 in drei Jahren ganz Afrika zu umschiffen. Aber die Tyrer waren ihm an den Küsten Marokkos und darüber hinaus bereits zuvorgekommen. Die Spuren ihrer Gegenwart – auch nur einer vorübergehenden – sind in Gestalt von Inschriften, Keramikstücken, Aggri-Perlen usw. bis zum Rio de Oro und vor allem auf der Insel Mogador zu verfolgen, wo sie sich mit der Herstellung von Purpur beschäftigten. Sie hatten dabei nichts anderes getan als den Spuren der Megalithiker zu folgen. Heyerdahl[18] nämlich stellte etwas südlich von Safi das Vorhandensein eines großen Hafens fest, der von einer gewinkelten Mole aus Tausenden riesiger Quadersteine abgeschirmt wird. Sie hat seit Jahrtausenden den Wogen des Ozeans getrotzt und kann in ihrer typischen Bauweise nur von den Megalithikern

errichtet worden sein. Lixus war also für sie nicht nur eine Festung zur Bewachung der Meerenge, sondern auch ein wichtiges Handelszentrum, dessen Einflußbereich weit nach Süden reichte. Wie später die Phönizier und die Griechen von ihrer Faktorei auf der Insel Circé im Rio de Oro aus besorgten sie das Gold aus Guinea, das Elfenbein und die für den libyschen Markt bestimmten Gewürze.

4. Das Tor zum Ozean

Über die megalithische Stadt Lixus liegt keinerlei Zeitbestimmung vor. Aber die Bauweise der »ewigen Stadt« erlaubt es, ihre Gründung in das 4. Jahrtausend v.d.Z., also noch vor diejenige von Los Millares, zu verlegen. Das ist übrigens nur logisch. Ehe sie in das unbekannte Mittelmeer vordrangen, ergriffen die aus der angloskandinavischen Ebene Kommenden ihre Vorsichtsmaßnahmen. Es ist wahrscheinlich, daß sie zuerst die strategischen Punkte von Kalpé (Gibraltar) und Abyra (Tanger) befestigten und damit die Meerenge abriegelten. Dafür gibt es jedoch keinerlei Beweis, sondern gerade nur eben eine von dem nordafrikanischen Geographen El-Edrisi[37] gemachte Andeutung, wenn er im 12. Jahrhundert unserer Zeitrechnung berichtet, er habe zu einer Zeit niedrigen Wasserstandes in der Durchfahrt die Ruinen von Molen gesehen, die der von den Arabern Dhulcarnaín genannte Melkart »zu Zeiten Abrahams« errichtet habe, jener doppelt gehörnte Held, der wahrscheinlich nicht ohne Beziehung zu dem Ammon von Siwa

ist, dem Zeus nach dem Besuch des Herakles in der berühmten Oase die Auswüchse gab, mit denen die Bildhauer seine Stirn verzieren. Jedenfalls bauten die Megalithiker – denn um diese handelt es sich in Wirklichkeit – später im Norden und Süden der Meerenge, und zwar in gleicher Entfernung, einer Tagesreise, von derselben, zwei mächtige Städte, die ihnen als Stützpunkte dienen sollten: Tartessos (dessen genaue Lage nicht bekannt ist) in Europa und Lixus in Afrika. Wenn Gadir nicht mit Tartessos identisch war, so stellte es dessen vorgeschobenen Verteidigungsposten dar. Los Millares, das die Mittelmeerküste beherrschte, entstand erst später, um die Zugänge zu den Bergwerken im Landesinneren auf dem Landweg ebenso zu schützen, wie das die Hauptstadt auf dem Flußweg zu tun bestimmt war.

In Libyen waren die Megalithiker auf Einwohner ihrer Rasse gestoßen, die Menschen von Mechta el-Arbi, die mit den kräftigen Ur-Mittelmeermenschen zusammenlebten und sich mit diesen vermischten, was sie auch mit den bald darauf über Spanien und Sizilien kommenden Mittelmeermenschen des zierlichen Typs taten. Im Süden Iberias war die anthropologische Lage nicht viel anders: Die Anwesenheit der kräftigen Ur-Mittelmeermenschen ist nicht bezeugt, aber auch nicht ausgeschlossen, und die zierlichen Mittelmeermenschen waren durch Vermischung mit den früheren Cromagnon-Menschen in deren Masse untergegangen.

Die Neuankömmlinge machten sich – ganz offenbar dynamischer als ihre Vorgänger – daran, die örtlichen Produktionsmittel zu entwickeln, in erster Linie Ackerbau und

Viezucht und dann in Iberia schon sehr bald den Bergbau und die Metallverarbeitung. Für diese Seefahrer war von der Herstellung zur Ausfuhr nur ein Schritt, zumindest nachdem Griechenland und der Vordere Orient so um das Jahr –3000 in ihre Hände gefallen waren. Die Tartessaner, wie die Hellenen sie nannten, begannen, Metall ins östliche Mittelmeer zu schicken, besonders Zinn, das sie auf dem Land- und Flußweg aus dem Innern, aber auch über See aus der Bretagne holten. Ihre Flotte wurde mit diesem Handel immer größer und vollständiger, und die »Schiffe von Tarschisch« erschienen in griechischen, kretischen und phönizischen Häfen. Diese Geschäftigkeit verstärkte sich noch, als um das Jahr –1200 die Hyperboreer ihrerseits nach dem Mittelmeer zogen und sich nach ihrem gescheiterten Unternehmen in Ägypten auf der hellenischen Halbinsel und im Libanon niederließen. Die Tartessaner hatten nichts dagegen, sondern begrüßten es im Gegenteil, daß sich diese Nordmeervölker, ihre Verbündeten innerhalb der atlantischen Gemeinschaft, an den Küsten niederließen, mit denen sie Handel trieben, wo sie nach und nach durch die Annahme der Sprache ihrer Aufnahmeländer und erst sehr viel später auch durch die Vermischung mit der ortsansässigen Bevölkerung zu Griechen und Phöniziern wurden.

Währenddessen vergaßen die Libyer trotz ihrer umfangreichen Kolonisationsvorhaben nicht das Meer. Ohne eigene Mineralvorkommen und in dem Bemühen, nicht von ihren Vettern in Tartessos abzuhängen, wandten sie sich Schwarzafrika zu, wo es Gold im Überfluß gab. Das war der Grund dafür, daß Lixus unter Beibehaltung seiner Eigen-

schaft als Festung zum Schutz der Meerenge zu einem bedeutenden Handelszentrum wurde. So behielten sich die Tartessaner die Seewege des Nordatlantiks und die Libyer diejenigen des Südatlantiks vor, eine Aufteilung des Ozeans in Einflußzonen, die zu keinerlei Streit Anlaß gegeben zu haben scheint.

Die Seefahrer von Lixus gelangten weit in den Süden, wie ihre von Hanno bestätigten Kenntnisse der afrikanischen Küsten über eine Entfernung von mehr als 3000 Kilometern bis hinunter nach Senegal beweisen. Sie gelangten sogar noch weiter, da das begehrte Gold überreichlich nur in Guinea vorhanden war. Ihre Seefahrt war natürlich viel älter als die erwähnte karthagische Expedition, da sie ja einer der Gründe für die Entwicklung der Stadt Lixus war. Denn wenn sie nur ihre rein militärische Rolle zu spielen gehabt hätte, wären derartig eindrucksvolle Bauwerke nicht gerechtfertigt gewesen und noch weniger der Hafen von Safí.

Eine Stadt von Seefahrern ist ohne Fischfang schwer vorstellbar. Wenn die Tartessaner auf hoher See die Fische besorgten, die daheim massenweise eingesalzen wurden, so taten die Bewohner von Lixus, die ihnen so eng verbunden waren, gewiß ein Gleiches. Sie benutzten dabei sicherlich nicht die *madia*[38], wie sie auf stillen Gewässern damals noch immer in Gebrauch war. Sie hätten mit einem solchen Papyrus-Floß zwar die Küsten verlassen, aber nicht zurückkehren können, weil die Strömung und die Passatwinde das ganze Jahr über ein Schiff, das nicht gegen den Wind kreuzen kann, unweigerlich nach Westen treiben. Wir haben

übrigens bereits im ersten Kapitel gesehen, daß die Libyer schon zu Beginn des dritten Jahrtausends v.d.Z. Schiffe aus Holz bauten, vielleicht sogar schon viel früher, da das Schiff von Cheops offensichtlich von ihnen stammt.

Jedenfalls konnten weder den Seefahrern, die mit ihren Handelsschiffen an den afrikanischen Küsten entlang gen Süden fuhren, noch den Fischern, die nach Westen auf den Ozean hinaus gelangten, die Kanarischen Inseln unbekannt sein. Auch die Seefahrer des östlichen Mittelmeers dürften von diesen Inseln gewußt haben, wenn es stimmt, wie wir nach den Darlegungen von Prof. Karl Bartholomäus[39] annehmen, daß die Insel Thrinakia (mit den drei Zacken), auf der Odysseus im Süden der Säulen des Herakles landete, die glückselige Insel der Sonne, wie sie Homer[40] nennt, keine andere als Teneriffa war.

III.

DIE INSELN DER SELIGEN

1. Hölle im Paradies

Rund 100 Kilometer westlich der nordafrikanischen Küste, etwa dort, wo die umstrittene Grenze zwischen Marokko und Rio de Oro verläuft (Westsahara), und 1000 Kilometer südlich von Lixus liegt eine Gruppe von sieben größeren und sechs kleinen Inseln (s. Karte Abb. 11). Die größten und bekanntesten sind (von Ost nach West) Fuerteventura, Lanzarote, Gran Canaria, Teneriffa, La Gomera, Hierro und La Palma. Ihr höchster Gipfel, der Teide oder Pik von Teneriffa ist mit seinen 3707 Metern Höhe bei gutem Wetter vom Festland und noch deutlicher von jedem Punkt des Meeresarmes aus zu sehen, der die Inselgruppe vom afrikanischen Kontinent trennt. Wer an der Küste entlang nach Süden fährt, kommt zwangsläufig hier vorbei. So konnte auch Hanno die Inseln nicht übersehen, wenn es auch unwahrscheinlich ist, daß er auf ihnen anlegte, was sein Reisebericht gewiß nicht verschwiegen hätte. Andererseits weist alles darauf hin, daß die paradiesischen Gefilde, die die

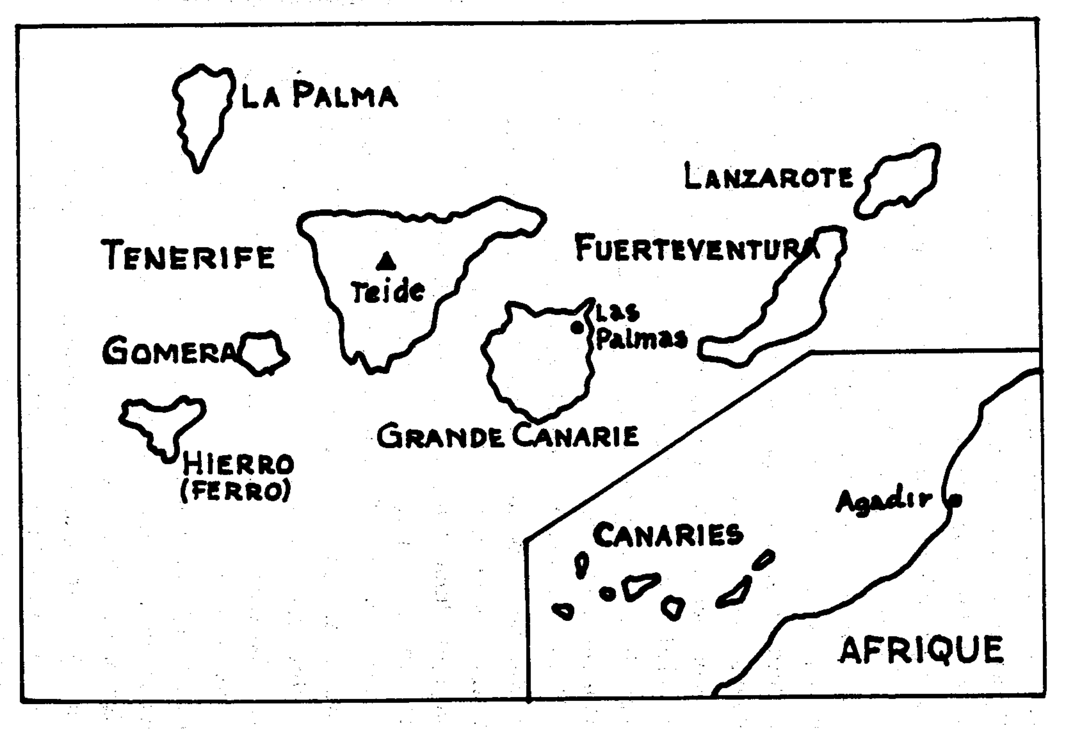


Abb. 11: Karte der Kanarischen Inseln

Karthager laut einem früher Aristoteles zugeschriebenen Bericht eines unbekannten Verfassers entdeckt hätten oder auch die Phönizier, wie Diodoro Sículo wissen will, nichts mit unseren Kanarischen Inseln zu tun haben. Es muß sich um eine andere Insel im Atlantik gehandelt haben, »heute verlassen, wo es Urwälder und schiffbare Flüsse im Übermaß gibt, und die sich viele Tagereisen vom Kontinent entfernt befindet«, also wahrscheinlich eine der Großen Antilleninseln. Außerdem läßt nichts die Vermutung zu, daß die semitisierten Phönizier und die Karthager Handelsniederlassungen auf der Inselgruppe gehabt hätten, wo niemals die geringste auf ihre Anwesenheit hinweisende Spur entdeckt wurde.

Die ersten schriftlichen Hinweise auf die Kanarischen Inseln, die wir besitzen, stammen aus römischer Zeit. Plinius, der ihnen den Namen »glückliche Inseln« gibt, nennt sechs von ihnen: Ombrion, Junonia, Klein-Junonia, Capraria, Nivaria und Canaria. Eine siebente erwähnt Statius Sebosus: Pluvialia. Er führt einige höchst phantastische Informationen an, die er Juba II., König von Mauretanien, zuschreibt, das heißt also Ost-Libyens zu Zeiten des Augustus. Danach seien die Kanarier Riesen von einem Körperwuchs viermal so hoch wie der normale gewesen. Den Römern und Numidiern jener Zeit war also das Vorhandensein der Inseln nicht unbekannt. Ptolemäus ließ seinen ersten Meridian durch die westlichste der Inseln, Hierro, verlaufen. 1964 wurden an der Küste der kleinen Insel Graciosa und der großen Inseln Lanzarote und Teneriffa Amphoren jenes Typs gefunden, die die römischen Handelsschiffe bis

ins 2. und 3. Jahrhundert unserer Zeitrechnung an Bord führten. Aber die damals vorhandenen Kenntnisse der Kanarischen Inseln waren allgemein nur oberflächlich.

Die nächste Bekundung über die Inseln liegt zeitlich viel später. Sie betrifft die beiden Reisen, die der heilige Brandan im 6. Jahrhundert gemacht haben soll. Die von Louis Kervran[41] durchgeführte genaue Analyse der darüber berichtenden Manuskripte, deren älteste auf das 9. Jahrhundert zurückgeführt werden, läßt kaum einen Zweifel an dem tatsächlichen Stattfinden dieser Expeditionen aufkommen, deren zweite die irischen Mönche bis nach Kuba gebracht haben soll. In dieser Hinsicht ist die Beschreibung der Kanarischen Inseln und besonders der »Hölleninsel« mit dem Vulkan Teide entscheidend.

Es vergehen noch einmal 150 Jahre, ehe uns die Geographen arabischer Sprache el-Edrisi, al-Uardi und el-Bekui gegen Ende des 12., Anfang des 13. Jahrhunderts von den paradiesischen Inseln *(djasajir el Khalidat)* berichten. Aber ihre Beschreibung ist leider ungenau und wirr. Sie wissen, daß ihr Klima lieblich und ihr Boden fruchtbar ist, aber sie erwähnen weder den Gipfel des Teide noch die in Tätigkeit befindlichen Vulkane noch die Bevölkerung. Obwohl gewiß nicht geleugnet werden kann, daß die Mohammedaner im Mittelalter den Atlantik befuhren, wie ihre sehr guten Kenntnisse der Azoren beweisen, hat man den Eindruck, daß die genannten Autoren nichts anderes tun, als in Marokko gesammelte sehr alte Überlieferungen wiederzugeben – wir werden auf einen solchen unbezweifelbaren Fall noch zurückkommen – und vielleicht auch Informationen,

die sie bei der Küstenbevölkerung ihrer Zeit einholten. Jedenfalls berichtet ein von Osuna Saviñón[42] zitiertes Manuskript von Ibn el-Kutiah, daß im 10. Jahrhundert ein gewisser Ben Farrukh auf Gran Canaria an Land ging, wo er von anderen Arabern empfangen wurde, die dort in guten Beziehungen zu den Ortsansässigen lebten, und später auch die sechs anderen Inseln erforschte, von denen er Ningaria, Aprositos, Hero, Capraria und Pluitana bei Namen nennt, womit seine Bekundungen recht fragwürdig werden. Bald darauf erscheinen in Europa die ersten Karten, auf denen die Inselgruppe – nicht ohne Ungenauigkeiten – verzeichnet ist. Die erste dieser Karten ist die von Pizzigano (Abb. 12), die uns im Jahr 1367 elf Inseln zeigt, von denen zwei den Namen Canaria tragen, eine weitere (in einer an Latein erinnernden Sprache) Capriaria, während vier andere mehr oder weniger so genannt werden, wie das die Spanier später nach der Eroberung taten: Lanceroto, Forteventura, Palma und El Infierno.

Diese Karten sind offenbar auf den zwanzigjährigen Aufenthalt des Genuesen Lanzaroto Malocello auf einer der Inseln zurückzuführen. Es war die Insel Lanzarote, auf der er im Jahr 1312 landete. In Frankreich, wo er unter dem Namen Lancelot de Maloisel[43] bekannt ist, wird die Insel auf den alten Karten als Lancelot bezeichnet. Im Jahr 1344 landete Luis de la Cerda von Mallorca, ein französischer Graf Télamon, den Papst Klemens VI. unter dem Titel Fürst des Glückes zum Herrscher über die Inseln ernannt hatte, auf Gran Canaria, wurde aber von den Einheimischen vertrieben. 1384 stach dann ein spanischer Edelmann aus

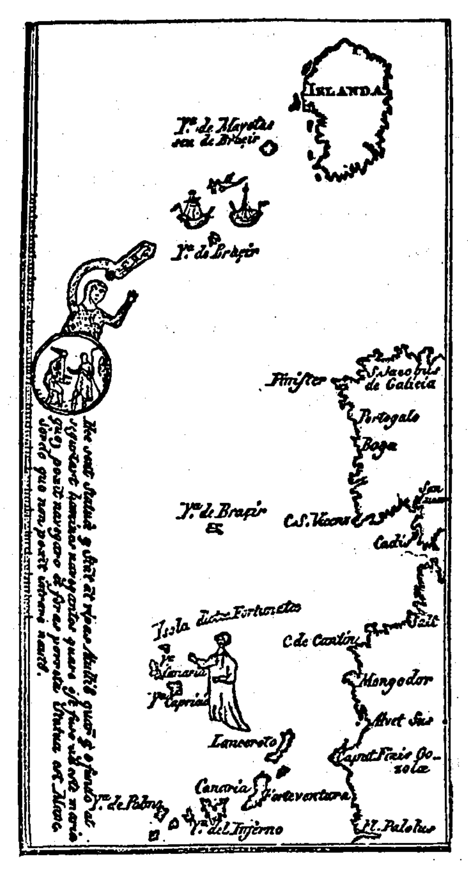


Abb. 12: Karte von Pizzigano: die Kanarischen Inseln im Jahr 1367

Galicien, Hernando Ormel de Castro, von La Coruña aus mit einer kleinen Flotte in See, um die Insel Madeira zu entdecken, gelangte jedoch nach La Gomera, einer der

Kanarischen Inseln. Von den Bewohnern angegriffen und ernsthaft geschlagen, bat er um Frieden, der ihm auch gewährt wurde. Es wird berichtet, daß er beim Abschied von der Insel einen Geistlichen zurückließ, der sich dort verheiratete und »Götzendiener« wurde. Vielleicht hat es später noch ähnliche Versuche der Spanier gegeben. Im Jahr 1402 änderte sich die Lage grundsätzlich, als Jehan de Béthencourt, ein im Dienst der Krone Kastiliens stehender normannischer Edelmann, nach Lanzarote gelangte. In seiner Begleitung befanden sich nur 53 Mann. Der König der Insel empfing ihn freundschaftlich. Mit seiner Hilfe bemächtigten sich die Normannen, ohne auf großen Widerstand zu stoßen, der Insel Fuerteventura, wo sie sich niederließen, und sodann kampflos der Insel La Gomera, während es um Hierro einige Geplänkel gab. Vergeblich waren jedoch ihre mehrfachen Versuche, auf Gran Canaria zu landen. Béthencourt kehrte 1405 nach Spanien zurück und verkaufte seine »Rechte« auf die von ihm eroberten Inseln an den Sklavenhändler Diego de Herrera. Das war der Beginn eines wilden Krieges, den dieser zunächst auf eigene Rechnung und später mit Hilfe der Krone von Kastilien führen mußte. Der Widerstand, den die Bewohner von Gran Canaria und Teneriffa leisteten, war so zäh, daß die Eroberung 90 Jahre dauerte.

Hier ist nicht der Raum, um die Inselgruppe in allen Einzelheiten zu beschreiben. Sagen wir nicht mehr, als daß die Inseln, aus denen sie besteht, das Ergebnis eines oder mehrerer tektonischer oder – noch wahrscheinlicher – vulkanischer Erdbeben sind. Dank der geographischen Breite,

auf der sie liegen, und des Golfstromes einerseits und der erfrischenden Passatwinde andererseits genießen sie das ganze Jahr über ein frühlingsmäßiges Klima. Man sollte allerdings nicht nach Art der heutigen Reisebüros übertreiben. Denn wenn man auch im Winter am sonnigen Strand von Gran Canaria baden kann, so schneit es doch gelegentlich auf den Bergen im Innern der Insel, wo die Temperatur jedoch nie unter 13 Grund über Null sinkt. Der Pik von Teneriffa zeigt dabei fast stets eine weiße Mütze von Schnee.

Auf den westlichen Inseln – La Gomera, La Palma und Hierro –, die den Winden des Atlantiks ausgesetzt sind, ist die Vegetation üppiger als auf den dem Festland zugekehrten, auf denen sich der Einfluß der Sahara bemerkbar macht. Auf Fuerteventura gibt es nur wenige Bäume, auf Lanzarote keinen einzigen. Auf dieser letztgenannten Insel gab es zur Zeit der Eroberung kein Trinkwasser und auf der anderen nur sehr wenig. Eigenartigerweise herrschten auf den sehr feuchten Inseln Hierro und La Palma die gleichen Verhältnisse. Hier mußte das Regenwasser in hölzernen Zisternen aufgefangen werden. Auf der erstgenannten Insel trug ein merkwürdiger Baum, der Garoe, zur Lösung des Problems bei: an seinen Blättern schlägt sich der vom Meer kommende Nebel nieder, so daß man die von den Blättern tropfende Flüssigkeit auffangen kann. In den Bergen der anderen Insel gab es zwei Quellen, die eine davon mit Trinkwasser. Auf Teneriffa hatten die Einheimischen ein Bewässerungssystem gebaut, mit dem sie das bei Regen von den Abhängen niederstürzende Wasser sammelten. Auf den In-

seln La Gomera und Gran Canaria ergaben sich keine Schwierigkeiten, da es hier zahlreiche Bäche gab. Auf der Letztgenannten soll es 5000 Quellen gegeben haben, die die Wasserläufe speisten.

Außer dem bereits erwähnten Garoe-Baum gab es zu jener Zeit auf der Inselgruppe Palmen, zwei Arten Nadelhölzer, Linden, Eichen und den merkwürdigen Drachenbaum mit rotem Saft, der nur dort gedeiht. Hinzu kamen zahlreiche Sträucher, darunter Lorbeer und Myrte. Als Nutzpflanzen kannte man nur Gerste und vielleicht Weizen. Die einzigen Haustiere waren Schaf, Ziege, Schwein und Hund. Zur Vervollständigung des Speisezettels trugen die Jagd auf die massenweise vorhandenen wilden Kaninchen, der Fischfang und das Sammeln von Wildbienenhonig bei.

Diese paradiesischen Zustände hatten jedoch bedauerlicherweise auch eine Kehrseite. Die vulkanische Tätigkeit der Inseln war bedeutend und hat bis heute noch nicht ganz aufgehört. Der Vulkan San Antonio auf La Palma hatte häufige Ausbrüche. Lanzarote mit ihrem Feuergebirge hatte unter häufigen Erdbeben zu leiden, und ein guter Teil des Bodens war mit erstarrter Lava bedeckt. Gran Canaria dagegen scheint in der fraglichen Zeit von derartigen Naturkatastrophen verschont worden zu sein, obwohl sein Zentralgebirge aus erloschenen Vulkanen besteht. Dasselbe kann man von Teneriffa gewiß nicht sagen, welche Insel von Zeit zu Zeit durch Beben des Pik von Teneriffa erschüttert wurde, der – obwohl heute erloschen – noch immer einen ständigen Helmbusch aus Qualm und Feuer trägt. Daher wird Teneriffa von den Spaniern auch Hölleninsel genannt. Tat-

sächlich dürfte diese Bezeichnung wesentlich älter sein, da im Mittelalter und sicher schon viel früher erzählt wurde, Herakles sei dorthin gekommen, um – zur Befreiung des Theseus – den Höllenhund Zerberus aus dem Hades zu vertreiben.

2. *Blonde und andere Kanarier*

In der kurz skizzierten Umgebung lebte zur Zeit der spanischen Eroberung eine Bevölkerung von mehr als 100000 Menschen, 70000 davon allein auf Gran Canaria. Es gibt in dieser Hinsicht vor allem zwei Informationsquellen, wenn man von Texten absieht, die mehr oder weniger unmittelbar von Feldkaplanen Béthencourts[44] stammen oder die auf die Wiederentdeckung durch Maloisel[43] und die Expedition Télamons zurückgeführt werden, die aber, im 17. und 19. Jahrhundert veröffentlicht, keine Garantie für ihre Glaubwürdigkeit bieten, auch wenn sie sich auf echte Daten stützen. Die eine der beiden Hauptquellen ist ein Bericht, den ein auf Gran Canaria lebender italienischer Architekt und Ingenieur für Philipp II., den König von Spanien, schrieb und ihm im Jahr 1590 übergab. Nachdem das fragliche Manuskript von verschiedenen Autoren erwähnt worden war, verschwand es für rund 300 Jahre und wurde erst 1931 in der Universitätsbibliothek von Coimbra (Portugal) durch Dominik Josef Wölfel wiederentdeckt, der den Originaltext zusammen mit einer deutschen Übersetzung[46] im gleichen Band veröffentlichte. Die andere Quelle ist eine

von 1880 bis 1885 von René Verneau[47] durchgeführte anthropologische und ethnologische Untersuchung.

Gegen Ende des 16. Jahrhunderts war es schon rund 200 Jahre her, daß Béthencourt auf der Inselgruppe landete, und ein Jahrhundert, daß die Eroberung abgeschlossen wurde. Die gesellschaftliche Entwicklung war jedoch zu jener Zeit recht langsam. Im Verlauf der letzten 100 Jahre hatten die Spanier einige winzige »Städte« besiedelt, einige Kirchen gebaut, einige Klöster gegründet, den Weinbau und das Zuckerrohr eingeführt und einige schwarze und braune Sklaven auf die Inseln gebracht. Aber die bodenständige Bevölkerung oder doch das, was nach einem langen und blutigen Krieg von ihr übriggeblieben war, bewahrte ihre Sitten und Dialekte. Sie hatte das Christentum annehmen müssen, aber deswegen nicht den Glauben der Väter vergessen. So konnte Leonardo Torriani nicht nur die Inselgruppe beschreiben, Pläne ihrer wichtigsten »Städte« und einige Baudenkmäler der Ureinwohner zeichnen, sondern auch jenes ethnographische Werk mit seinen wertvollen Angaben schaffen, das wir weiter oben als erste der beiden Hauptquellen nannten. Der Autor besaß jedoch nichts von einem Anthropologen. Er beschränkt sich daher auf einige wenige Angaben über die Bevölkerung der verschiedenen Inseln. Sie hat für ihn – mit einer einzigen Ausnahme – nichts Überraschendes. Sie besteht aus Weißen – er erwähnt es gerade eben. Es ist für einen Europäer das natürlichste der Welt. Ein Teil der Eingeborenen ist blond und blauäugig? Warum auch nicht? Einzelne Menschen diesen Typs und sogar ganze Gruppen von ihnen waren im 16. Jahrhun-

dert viel häufiger als heute, wo sie selbst in Italien und Spanien noch immer nichts Außergewöhnliches darstellen. Was er hervorhebt, weil es sich in seinen Augen um eine Anomalie handelt, ist, daß die Bewohner von Lanzarote, die in jener Zeit aus in Afrika gefangenen Mohren bestanden, schlank und olivfarben sind. Von den anderen sagt er nicht mehr, als daß sie von hoher Statur, einige geradezu Riesen sind, was zutrifft, da es ein dort gefundenes Skelett von 2,10 Meter Länge und sehr kräftigem Bau gibt. Doch glücklicherweise hat Torriani sein Manuskript mit Aquarellen bebildert, von denen vier Kanarier darstellen.

Das erste, das einzige von Wölfel in Farben wiedergegebene, zeigt einen Schaukampf von zwei jungen Leuten auf Gran Canaria. Sie sitzen rittlings auf Baumstämmen, die auf eine Plattform aus Stein gelegt wurden. Sie tragen einen kurzen Rock aus geflochtenen Palmblättern und sind mit einer Art Dreizack bewaffnet, von dem man nicht genau weiß, wie er gehandhabt wird. Beide sind kräftig, korpulent und mit gewaltigen Muskeln ausgestattet. Das von vorn dargestellte Gesicht des Linken ist quadratisch. Am Fuß der Plattform sind vier Zuschauer im Gespräch zu sehen. Nach ihren nur im Oberkörper dargestellten Figuren handelt es sich um Männer reifen Alters. Zwei von ihnen haben ein kurzes und breites Gesicht, ein Dritter, der im Profil dargestellt ist, scheint ein Gesicht des gleichen Typs zu haben, während der vierte nur von hinten zu sehen ist. Bei diesem ist daher auch nicht zu erkennen, ob er einen Bart wie die drei anderen trägt. Alle sechs Gestalten haben gewelltes, goldblondes Haar und ebensolche Bärte, soweit solche zu

erkennen sind. Die Farbe der (sehr kleinen) Augen ist nicht eindeutig zu erkennen, doch versichert Wölfel[46], der das Original des Dokumentes von ganz nah untersuchte, daß sie blau zu sein scheint. Die derart dargestellten Typen werden durch ein zweites Aquarell (Foto 8) bestätigt, das ein einheimisches Paar gleichfalls auf Gran Canaria darstellt. Das Gesicht der Frau ist kurz und breit (der Mann hält den Kopf im Profil), und was man vom – völlig bekleideten – Körper der beiden Personen sieht, vermittelt den Eindruck eines sehr kräftigen Körperbaus. Obwohl es auf der schwarz-weißen Reproduktion Wölfels nicht so aussieht, sind die Haare von beiden – wie er erklärt – blond.

Ganz anders ist das Paar von La Gomera, das uns das dritte Aquarell (Foto 9) zeigt. Der Mann und die Frau – diese trägt nur einen Rock und ein Tuch, die einen Teil des Oberkörpers und Bauches unbedeckt lassen – besitzen eine Muskulatur, deren sich die in dieser Hinsicht bestausgestatteten Sportler nicht zu schämen brauchten, obwohl ihr Körper insgesamt schlank ist. Der Kopf ist so klein, daß er im Mißverhältnis zum Körper zu stehen scheint, hoch und gerade. Das Gesicht ist dreieckig und (bei der Frau) von einer Feinheit, die zu einer Madonna der italienischen Renaissance passen würde. Haar und (bei dem Mann) Bart sind schwarz oder doch zumindest sehr dunkel. Das Paar von Ferro (Foto 10) ist, soweit man das in bekleidetem Zustand feststellen kann, vom gleichen Biotyp, vielleicht ein bißchen schlanker. Besonders das Gesicht der Frau ist breiter (der Mann ist im Profil dargestellt), aber das mag eine individuelle Abweichung sein, obwohl auch ein Einfluß der auf Gran

Canaria angetroffenen Rasse nicht ausgeschlossen ist. Das Haupthaar beider Gestalten und der Bart des Mannes sind dunkel.

Fassen wir die anthropologischen Angaben zusammen, die uns Torriani vermittelt hat. Die Kanarier gehören zur weißen Spezies ohne jede Vermischung mit Farbigen. Die von Gran Canaria tragen alle Kennzeichen der depigmentierten Cromagnon-Menschen. Die von La Gomera und Hierro ihrerseits entsprechen dem Biotyp der kräftigen Ur-Mittelmeermenschen. Die Untersuchungen, die im Lauf der letzten hundert Jahre an Schädelresten und Mumien durchgeführt wurden, die man in prähispanischen Grabstätten der Inselgruppe fand, insbesondere diejenigen von Verneau[47], Fisher[48], Ilse Schwidetzky[49] auf Teneriffa und von Fusté[50] auf Gran Canaria, haben die Richtigkeit der Typendarstellung bestätigt, die übrigens von einem sorgfältigen Beobachter und talentierten Künstler stammt.

Diese Untersuchungen erlaubten es, drei Rassentypen zu ermitteln. Die beiden ersten, die vorherrschen, entsprechen dem Cromagnon-Menschen, dem eigentlichen Guanche, und dem kräftigen Mittelmeer-Menschen, wie sie Torriani dargestellt hat. Da gibt es nichts hinzuzufügen, es sei denn, daß zwischen ihnen eine gewisse genetische Mischung stattgefunden zu haben scheint. Es folgen, viel weniger zahlreich, die zierlichen Mittelmeer-Menschen. Von diesen stammen, wie wir glauben, die vermeintlich östlichen Typen ab, die Verneau als semitisch und alpin oder armenoid einordnet. Der erstgenannte Typ ist nichts anderes als eine Variante des iberoinsularen Typs, von welchem sich der

semitische nur durch die weichen Teile unterscheidet, so daß er also am Skelett nicht zu erkennen ist. Daß er überhaupt erwähnt wird, mag auf den Einfluß von Legenden über die angebliche Besiedlung der Inseln durch die Phönizier oder Karthager zurückzuführen sein. Was den zweiten Typ, den alpinen oder armenoiden, anbetrifft, einen brachizephalen mit langem Gesicht, so ist er noch heute in gewissen kleinen Gruppen von Gebirgsmenschen des Maghreb[13] anzutreffen. Unseres Erachtens ist er das Ergebnis einer degenerativen Variation des zierlichen Mittelmeer-Menschen, die wahrscheinlich schon vor seiner Auswanderung stattfand. Als Randerscheinung bleibt ein nordischer Typ, den Hooton[51] an Skeletten und Fusté[52] an lebenden Menschen entdeckte. Dieser Letztgenannte erläutert im einzelnen, daß die untersuchten Personen keines der Kennzeichen aufweisen, die dem Cromagnon-Menschen eigen sind, und daß sie in viel jüngerer Zeit auf die Inseln gekommen sein müssen. Wir werden noch weiter unten davon sprechen. Bei den Personen, die Hooton[51] »negroid« nennt, obwohl sie keines der Kennzeichen aufweisen, die nur beim *homo afer* vorkommen – ein Irrtum, den, wie wir gesehen haben, schon Verneau in bezug auf den Menschen von Grimaldi beging –, handelt es sich wahrscheinlich um zierliche Mittelmeer-Menschen, die aus der Sahara kamen, wo sie Gene der Ur-Buschmänner aufgenommen haben könnten.

Verschiedene serologische Untersuchungen bestätigen, auch wenn sie anscheinend widersprüchlich sind, diese Analyse. Eine von diesen, die sich auf das AB0-System beschränkt, wurde von Schwarzfischer und Liebrich[53] an Mu-

mien auf Gran Canaria und Teneriffa durchgeführt. Sie ergab einen hohen Prozentsatz der Blutgruppe 0: 94,76 bzw. 83,95. Eine andere von Roberts et al.[54] gelangt nur auf 48,70%, wurde aber an derzeitigen Bewohnern von Gran Canaria durchgeführt. Trotzdem zögern ihre Autoren, die die Systeme AB0, MN/Sa und Rh einschließlich der Untergruppen P, K und Fy berücksichtigten, nicht, zu schlußfolgern, daß »der vorwiegende genetische Beitrag aus dem Nordwesten Europas kommt« und daß »die nordwesteuropäische Komponente zu 75,1%, die iberische zu 0,3%, die nordafrikanische zu 18,3% und die westafrikanische zu 6,3% beitrug«. Ilse Schwidetzky[49], der offenbar die Herkunft der entfärbten Cromagnon-Menschen unbekannt ist, gibt jedoch zu, daß »gewisse Ähnlichkeiten der Bevölkerung der Kanarischen Inseln mit dem Nordwesten Europas nicht völlig ausgeschlossen sind«. Andererseits beziffert sie den nach der spanischen Eroberung erfolgten genetischen Beitrag mit etwa 33%, so daß also der prozentuale Rückgang der Blutgruppe 0 zum großen Teil auf andere Faktoren wie Rassenvermischung und ansteckende Krankheiten zurückzuführen sei. Wenn sie die Schlußfolgerungen von Roberts et al. anzweifelt, so vor allem deswegen, weil diese die Kanarier weder mit den urgeschichtlichen Ägyptern noch den Berbern verglichen, die beide einen hohen Prozentsatz der Blutgruppe 0 aufweisen. Dieser Einwand kommt uns entgegen, die wir wissen, daß die weiße Urbevölkerung Nordafrikas wie die Erbauer der Großsteingräber und die Guanches zur Cromagnon-Rasse gehörte.

Nach einer Erhebung von Manuel Fusté[50], die 1957–1958

in ländlichen Gebieten von Gran Canaria, wo die Einteilung seit jeher eine starke Inzucht hervorgerufen hat, an 362 erwachsenen Personen männlichen Geschlechts vorgenommen wurde, sind die vor der spanischen Eroberung vorhandenen Rassen in der heutigen Bevölkerung noch deutlich feststellbar. Man bemerkt jedoch die Folgen einer allgemeinen Vermischung der Cromagnon-Menschen mit denen der kräftigen Mittelmeer-Rasse. Die Personen, die heute noch dem erstgenannten Typ entsprechen, haben nämlich häufig die hohe Schädelwölbung der anderen und immer dunkelbraunes, seltener kastanienfarbenes Haar. Aber in bezug auf diesen letzteren Punkt stellt Wölfel fest, daß die Kinder bis etwa zum 15. Lebensjahr helle Haare haben, wie das häufig in Süddeutschland und – wie wir hinzufügen – in einem guten Teil Frankreichs der Fall ist, also dort, wo sich eine blonde und eine dunklere Rasse miteinander vermischt haben. Als Gegenstück haben viele vom Aussehen des kräftigen Mittelmeer-Typs das zu ihnen gehörende lange Gesicht, aber nicht in dreieckiger, sondern in recht- oder fünfeckiger Form, was auf die relative Breite des Kinns zurückzuführen ist.

Die Farbe der Augen, die widerstandsfähiger als die der Haare ist, bestätigt das Ergebnis dieser Untersuchung. Fusté[50] hat für seine Erhebung die Insel in drei Gebiete aufgeteilt: den Norden, wo auf dem flachen Land die Nachkommen der Cromagnon-Menschen und der kräftigen Mittelmeer-Menschen vorherrschen, die Mitte, wo sich fast ausschließlich der Guanche-Typ erhalten hat, und der Süden, in dem die zierlichen Mittelmeer-Menschen überwiegen. Die

Augen hat er in drei Kategorien eingeteilt: »sehr pigmentiert«, also mehr oder weniger dunkel, aber ohne Mischung, »mittelmäßig pigmentiert«, d. h. in reinem Grün oder mit einer Aureole oder dunklen Flecken versehen und gemischt, und »wenig pigmentiert«, nämlich blau oder grau (Abb. 13). Er gelangt zu folgenden Prozentsätzen:

	Norden	Mitte	Süden
Sehr pigmentiert	34,04	30,00	56,16
mittelmäßig pigmentiert	46,81	60,00	32,28
wenig pigmentiert	19,15	10,00	10,96

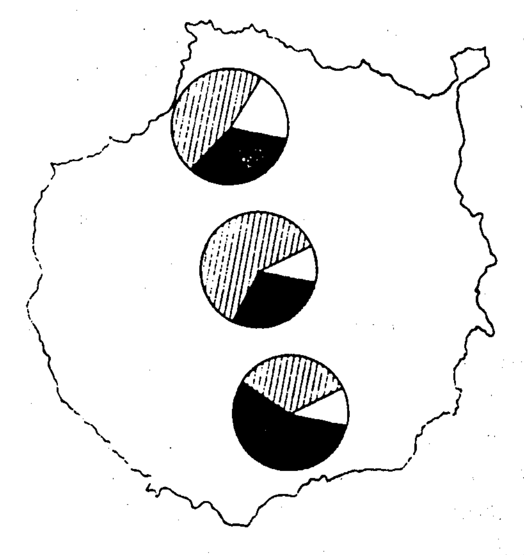


Abb. 13: Augenfarbe der derzeitigen Bevölkerung der verschiedenen Zonen von Gran Canaria. Schwarz: sehr dunkel, ohne Mischung; gestreift: rein oder gemischt grün; weiß: blau oder grau (nach Miguel Fusté[50])

Obwohl das Beispiel nicht im Verhältnis zum Umfang der Bevölkerung in den fraglichen Gebieten aufgestellt wurde, können wir sagen, daß etwa 13% der Erwachsenen männlichen Geschlechts, die ganz oder teilweise von Eingeborenen abstammen, blaue oder graue Augen und 46% grüne oder gemischtfarbige Augen haben. Natürlich ist eine solche Unterscheidung nach ungenauen Kategorien wenig befriedigend. Sie genügt jedoch, um zu zeigen, daß etwa 60% der Landbevölkerung auf Gran Canaria mehr oder weniger helle Augen haben, die – bei einem unbedeutenden nordischen Einfluß – von ihren Vorfahren vom Cromagnon-Typ stammen. Das schließt nicht aus, daß auch die Personen mit dunklen Augen Träger von Genen des gleichen Ursprungs sein können.

3. Die Herkunft der Kanarier

Lassen wir die biblischen Phantasien beiseite, die Leonardo Torriani wiedergibt, ohne allzusehr an sie zu glauben. Er bemerkt hierzu: »Ihre Vielzahl ist derart, daß sie nicht alle Welt befriedigen. Jeder möge die annehmen, die ihm am besten gefällt, was von geringer Bedeutung ist. Was mich betrifft, so ziehe ich keine der anderen vor.« Kümmern wir uns auch nicht weiter um Berose, der Noah die verschiedenen Teile der Welt unter seine Söhne aufteilen läßt, wobei das atlantische Afrika an Japhet gefallen sei, welch letzterer Punkt nicht ganz uninteressant ist.

Erwähnen wir nur flüchtig die Meinung von »einigen«,

daß die lange Zeit verlassenen und fast unbekannten Inseln von König Juba von Numidien wiederentdeckt und mit seinen Untertanen bevölkert worden seien, oder auch, daß die Römer afrikanische Rebellen dorthin verbannt hätten, nachdem ihnen zuvor die Zungen abgeschnitten worden waren, weshalb die Sprache der Kanarier, die von den Nachkommen der stummen Rebellen erfunden wurde, anders als alle sonstigen Sprachen ist, »obwohl sie dem Afrikanischen mehr ähnelt als jeder anderen Sprache«.

Torriani berichtet all dies im Geist einer Zeit, die noch von den biblischen Schriften beeinflußt war und die das Erbe der Altvorderen ohne weitere Überlegung, aber mit einer angebrachten Skepsis übernahm. Er ist nicht weniger vernünftig, wenn er uns sagt, »einige möchten«, daß die Bewohner von Fuerteventura, Lanzarote und Gran Canaria aus Arabien stammten, da »fast ihre ganze Sprache ein verhunztes Arabisch ist, was kaum zu glauben ist, da die Bewohner von Gran Canaria so verschieden von denen der anderen Inseln sind«. Offenbar waren die Europäer des 16. Jahrhunderts nicht in der Lage, die Sprache der Berber von derjenigen ihrer Gebieter zu unterscheiden. Für sie waren – wie noch im 20. Jahrhundert für die französischen Kolonisten in Algier – alle Eingeborenen Araber, und ihre Sprache mußte daher auch Arabisch sein. Unser Autor ist genauer und weniger zurückhaltend, wenn er von Teneriffa spricht: »Es wird behauptet, daß in alter Zeit *azaneghi*-Afrikaner diese Insel besiedelten«. *Azaneghi* ist die italienische Form des spanischen Wortes *azenegues*, das wiederum von *zenaga* abgeleitet ist, einem Wort der Berber-Sprache,

mit dem die Bevölkerung von Rio de Oro und Mauretanien bezeichnet wird.

Es gibt keinerlei Zweifel, daß die Bewohner nicht nur Teneriffas, sondern auch der ganzen Inselgruppe vom benachbarten Festland kamen. Die verschiedenen rassischen Typen, die die Ur-Anthropologie in Nordafrika festgestellt hat, finden sich auf den Inseln wieder, wo sie sich ohne merkliche Mischung viel länger erhalten haben, was sich schon daran zeigt, daß Torriani, der nicht in der Lage war, auf einem ihm unbekannten Gebiet ein Werk der Rekonstruktion zu vollbringen, die beiden wichtigsten Typen vollkommen darstellen konnte. Einer der Anteile der kanarischen Dialekte, von denen leider nur noch Reste vorhanden sind, die – obwohl von den Chronisten gräßlich verstümmelt – ausreichen, um von den Philologen analysiert zu werden, war übrigens zweifellos hamitisch.

Jetzt müßte man nur noch wissen, wann die erste Eroberung der Inseln stattfand. Mit der Kohlenstoff-14-Methode kommen wir da nicht viel weiter. Das älteste Datum, das sie uns vermittelt, ist das Jahr –1690, aber wir haben schon weiter oben darauf hingewiesen, daß dieses Verfahren nur auf organische Reste angewendet wird, die viel jünger als die eigentlichen archäologischen Fundstücke sein können. Außerdem ist keineswegs gesagt, daß das fragliche Datum dasjenige der ersten menschlichen Niederlassung ist. Es bezieht sich lediglich auf den ältesten archäologischen Fundort, den man zum Gegenstand einer Zeitbestimmung mittels dieser Methode machte. Trotzdem gibt es uns einen äußersten Anhaltspunkt: die Besetzung der Inselgruppe kann

nicht später erfolgt sein. Ebn el-Uardi erzählt andererseits, daß Dhulcarnaín, die arabische Verkörperung von Melkart-Herakles, wie wir gesehen haben, auf dem Gipfel eines kanarischen Gebirges eine riesige Statue errichtete, und El-Edrisi fügt hinzu, daß die Gefährten des Helden von »den Leuten des Nebelmeeres«, also des Atlantiks, getötet wurden. Nun wissen wir, daß Herakles (oder zumindest die unter diesem Namen bekannte sagenhafte Gestalt) dem Ende des 14. oder dem Anfang des 13. Jahrhunderts v.d.Z. angehört. Wenn wir den arabischen Geographen glauben dürfen, die sich offenbar auf nordafrikanische Überlieferungen stützten, gab es auf der Inselgruppe damals schon eine so zahlreiche und gut organisierte Bevölkerung, daß sie Eindringlinge zurückwerfen konnte, die gewiß nicht schlecht ausgerüstet waren. Andererseits bezeichnet die Ethnogonie (Lehre von der Entstehung der Völker) die weitest zurückliegende Grenze des ersten Eintreffens von Menschen auf den Inseln: die entfärbten Cromagnon-Menschen gelangten nicht vor der zweiten Hälfte des 5. Jahrtausends nach Nordafrika. Die Besiedlung der Inseln liegt also zwischen dieser Zeit und dem Anfang des 17. Jahrhunderts v.d.Z. Andere Faktoren jedoch erlauben uns, die Spanne dieses Fächers zu verkleinern.

Der erste davon ist kultureller Art. Die Kanarier lebten zur Zeit der normannischen Eroberung noch im Zeitalter der polierten Steine. Obwohl es auf den Inseln Vorkommen von Eisen, Gold und Silber gab, kannten sie die Verwendung der Metalle nicht. Nun führten die Tartessaner, die Kupfer schon im Jahr 3000 und wahrscheinlich noch früher

bearbeiteten, ihre Erzeugnisse nach West-Libyen aus, wo in Grabstätten unzählige Gegenstände aus Metall gefunden wurden, die den Kulturen von Los Millares und El Argar entsprechen. Was den Osten dieses Landes anbetrifft, so ließen ihm sein Handelsaustausch, seine politischen Beziehungen, ja seine bewaffneten Auseinandersetzungen mit dem Nachbarland Ägypten nicht viel hinter West-Libyen zurückstehen. Daraus ist also abzuleiten, daß die Besetzung der Kanarischen Inseln zwischen der Mitte des 5. und dem Ende des 3. Jahrtausends stattfand. Das sind die äußersten Zeitgrenzen nach unten und oben. Denn es ist einerseits sehr unwahrscheinlich, daß die Megalithiker das Gebiet der Meerenge erreicht haben sollten, unmittelbar nachdem sie die angloskandinavische Ebene verließen, und andererseits darf man wohl kaum annehmen, daß die Tartessaner Kupfer und Silber erst zu der Zeit entdeckten, als sie die Stadt Los Millares (vor dem Jahr –2900) errichteten, denn diese Stadt lag ja, wie wir gesehen haben, am Endpunkt der Landstraßen, auf denen das Metall herbeigeführt wurde, und war also dazu bestimmt, diese zu überwachen. Vielleicht ist es weniger vorsichtig, aber zutreffender, die fraglichen Zeitgrenzen zwischen die Jahreszahlen 4200 und 3200 zu setzen.

Der zweite der von uns erwähnten Faktoren besteht in einer Ortsbezeichnung, die einzigartig und von ungewöhnlicher Bedeutung ist. Es ist der Name der Hauptstadt von Gran Canaria, Gáldar, dem wir auch manchmal in der Form von Agalda begegnen, wobei *a* im örtlichen Dialekt das Geschlechtswort darstellt. Dieser Name ist eines der ältesten indoeuropäischen Wörter, das wir kennen. Wir finden

es in der Edda, wo Gardarike der Name des Königreiches ist, das die Streitaxt-Männer in der Ebene des Don gründeten, und dessen Hauptstadt Asgard (die Stadt der Asen) hieß. Am Südufer des Kaspischen Meeres gab es eine Niederlassung der Meder, die Açagarta genannt wurde. In den Veden wird das Wort *garta* in der doppelten Bedeutung von Wagen und Haus verwendet und die Residenz Wischnus Agartha genannt. Die Wurzel all dieser Wörter ist *gard* oder *gart* im Sinn von Raum. Wir finden es – ursprünglich mit der gleichen Bedeutung – in allen germanischen und lateinischen Sprachen: Garten, *gardun, garden,* κόρτοσ, *hortus, jardin, jardín.* Die skandinavische Mythologie macht Asgard zum Sitz der Götter auf der heiligen Insel Atlantis. Und zu Zeiten der Wikinger wurde der Bischofssitz in Grönland Gardar* genannt. Als die Megalithiker auf den Kanarischen Inseln landeten, bedienten sie sich einer Mischsprache aus dem Libyschen, das sie bei ihrem Zug durch Nordafrika erlernt hatten, und dem Indoeuropäischen, das sie bei Beginn ihrer Wanderung sprachen. Das läßt uns an einen Zeitpunkt sehr bald nach diesem Letztgenannten denken. Es waren nicht mehr als zwei Generationen nötig, um die in der Normandie angesiedelten Wikinger ihre nordische Sprache vollkommen vergessen und sie die französische annehmen zu lassen. Das soll natürlich nicht heißen, daß die Entwicklung in Libyen ebenso schnell vor sich ging. Aber wenn es sich nicht um eine höchst überraschende zufällige Übereinstimmung handeln sollte, läßt uns jedenfalls die Verwen-

---

* Die Abmilderung vom *r* zum *l* ist in der Sprachentwicklung üblich.

dung eines so alten indoeuropäischen Wortes auf den Kanarischen Inseln das Eintreffen der Atlanter auf denselben im 4. Jahrtausend, möglicherweise sogar bereits an dessen Anfang, annehmen.

Wir sprechen von den Atlantern, aber nicht von der gesamten kanarischen Bevölkerung. Brachten die Megalithiker auch Menschen vom kräftigen Ur-Mittelmeer-Typ mit? Es gibt verschiedene Umstände, die daran zweifeln lassen. Einerseits waren diese Letztgenannten an der Westküste des Maghreb – nach den Ergebnissen der bisher durchgeführten Ausgrabungen – damals sehr wenig zahlreich, wenn überhaupt vorhanden. Andererseits sind die einzigen Skelette, die in den ältesten Grabstätten der Inseln gefunden wurden, diejenigen von Cromagnon-Menschen. Schließlich überwogen im Augenblick der Eroberung die eigentlichen Guanches zahlenmäßig auf Lanzarote, Fuerteventura, Teneriffa und La Palma, während die kräftigen Mittelmeer-Menschen den größten Teil der Bewohner von La Gomera und Hierro stellten. Gran Canaria hatte eine komplexer zusammengesetzte, aber genau geschichtete Bevölkerung, wobei – wie überall – die blonde Rasse sozial vorherrschte. Dies sind natürlich nur Hinweise, keine Beweise. Dagegen sind wir uns in bezug auf die zierlichen Mittelmeer-Menschen sicher. Sie kamen später und scheinen von den Guanches eher geduldet als willkommen geheißen worden zu sein, da sie – und sogar ihre heutigen Nachfahren – im Süden von Gran Canaria zusammengedrängt sind, wo die Erde arm und dürr ist. Was die Nordmenschen anbetrifft, so können sie mit der großen Wanderung des Jahres –1226

gekommen sein. Hyperboreer, die auf dem Gebiet ihrer libyschen Verbündeten an Land gingen, könnten sich auf den Inseln niedergelassen haben, wie das andere von ihnen in Palästina und im Libanon taten. Aber es ist ebenso gut möglich, wie wir weiter unten sehen werden, daß sie den Teil einer etwas älteren Wanderungsbewegung darstellten. Einige Zeitbestimmungen scheinen auf eine viel spätere Ankunft hinzudeuten, die sich erst zwischen dem sechsten und neunten Jahrhundert unserer Zeitrechnung vollzogen hätte, wobei es sich um (möglicherweise mit »Rothäuten« vermischte) Mauretanier gehandelt hätte, die vor der arabischen Invasion flohen. Ihre Anwesenheit wäre im Nordwesten von Gran Canaria noch feststellbar.

Ein letztes – und tatsächlich unechtes – Problem stellt sich bei der Eroberung der Inselgruppe: Wie konnten die Megalithiker und diejenigen, die nach ihnen kamen, die hundert Kilometer Wasser überwinden, die das Festland von der nächstgelegenen Insel trennen, und später auf die anderen Inseln gelangen? Auf der Grundlage von zweifelhaften Informationen, die den Feldkaplanen Béthencourts zugeschrieben werden, wird nämlich behauptet und bis heute wiederholt, daß die Kanarier keine Ahnung von der Seefahrt und keinerlei Schiffe gehabt hätten. Das wäre ein bei Inselbewohnern einzigartiger Fall. Der gesunde Menschenverstand läßt niemand vermuten, daß die Megalithiker schwimmend an ihr Ziel gelangt wären. Wir wissen, daß ihre Vorfahren gestandene Seefahrer waren, die übers Meer aus dem Norden Europas kamen. Überlegungen dieser Art bekräftigen ein Zeugnis, eine Ortsbezeichnung und eine greifbare Tatsache.

Bei der Schilderung der Sitten und der Lebensweise der Guanches von Gran Canaria schreibt Leonardo Torriani[46]: »Sie angelten mit einer Lederschnur und einem Angelhaken aus Ziegenknochen, und sie machten sich aus Kräutern und Palmblättern quadratische Netze, die an einer langen Stange hängen, so wie man sie in den Flüssen der Lombardei verwendet. Sie bauten sich auch ausgehöhlte Boote mit einer weiblichen Drachenfigur, und nachdem sie sie mit einer *saerra* versehen hatten, fuhren sie mit ihnen, von Rudern oder Segeln aus Palmblättern bewegt, um die Küsten der Insel und pflegten auch gelegentlich Teneriffa und Fuerteventura aufzusuchen, um dort zu rauben. In bezug auf die Seefahrt waren sie ähnlich wie die Bewohner der anderen Inseln.« Das Wort *saerra,* das wir in seiner italienischen Originalform wiedergegeben haben, muß aus einem Dialekt stammen und ist in seiner genauen Bedeutung nicht mehr zu bestimmen. Wölfel[46] übersetzt es – mit Vorbehalt – als »Anker«, was nur logisch ist, da das fragliche Gerät an Bord von nordischen Schiffen der Bronzezeit und wahrscheinlich schon viel früher aus Stein war. Nach der Odyssee benutzten die Mykener Anker dieser Art. Bei den Ausgrabungen von Susah, dem griechischen Apollonia der Antike, bei Kyrene im heutigen Libyen wurde ein solcher gefunden. Eine andere Möglichkeit wäre, daß das unbekannte Wort einen Ballaststein mit einem Loch als Halt für einen Segelmast bezeichnet, wie Kervran[41] in bezug auf die »Schiffe aus Stein« erklärt, die häufig in der bretonischen Heiligenbeschreibung erwähnt werden. Das scheint uns jedoch weniger wahrscheinlich, obwohl nicht ausgeschlossen, da ja die ka-

narischen Schiffer Segel benutzten. Es bleibt jedenfalls die Tatsache bestehen, daß zur Zeit der spanischen Eroberung die Bewohner aller Kanarischen Inseln zur See fuhren und daß sie in der Lage waren, von Insel zu Insel Reisen von hundert Kilometer Luftlinie zu machen. Außerdem gab es in ihrer Sprache ein Wort für »Schiff«: *guijon*. Und den Abhang, der auf Teneriffa von der Stadt La Laguna zu ihrem Hafen Añazo (später: Santa Cruz) herunterführt, nannten sie *Arguijon*, »Platz der Schiffe«.

Die greifbare Tatsache, die wir weiter oben nannten, ist eine Steinritzung in einem Felsen von Barranco de Balos im Südosten von Gran Canaria. Sie stellt ein merkwürdig stilisiertes Schiff (Abb. 14) dar. Offen gestanden, könnten wir an der Art des dargestellten Gegenstandes zweifeln, gäbe es nicht in Hor-Aha in Ägypten aus der prädynastischen Zeit eine ähnlich verschnörkelte Zeichnung, die der anderen sehr ähnelt, aber zu keiner Verwirrung Anlaß gibt. Das Schiff von Balos hat einen gekrümmten Bug, ein Heck, das unwillkürlich an die Lotosblume der ägyptischen Schiffe aus Holz oder Papyrus erinnert, und in der Mitte eine Kabine.

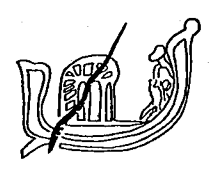
  

Abb. 14: Vorgeschichtliche Schiffe mit Mittelaufbau. V. l. n. r.: Bohuslän, Schweden, Bronzezeit; Hor-Aha, Ägypten, Zeit der ersten Dynastien (nach Karl Bartholomäus[39]; Balos, Gran Canaria)

Mit Ausnahme dieses zuletzt erwähnten Kennzeichens zeigen die skandinavischen Steinritzungen der Bronze- und vielleicht schon einer früheren Zeit Schiffe, die nicht weniger merkwürdig als das uns interessierende sind, dem einige von ihnen sehr ähneln (Abb. 14). Es ist kaum nötig hinzuzufügen, daß der kanarischen Darstellung keinesfalls irgendein phönizisches, karthagisches, hyperboreisches, arabisches, normannisches, portugiesisches oder spanisches Schiff als Vorbild gedient hat, das sich einmal den Inseln genähert oder sie gar angelaufen hätte. Seiner Form nach ist nämlich das dargestellte Schiff mindestens 2000 Jahre älter als die Zeit von Necchao und Hanno. Das bedeutet, daß die Guanchen, ehe sie sich von aller Welt abriegelten, viel größere und viel weniger primitive Schiffe kannten als die Kanus, die uns Torriani beschreibt. Sie kannten sie nicht nur, sondern sie besaßen sie auch, weil sie sonst nicht mit Frauen, Kindern und Haustieren zu den Inseln hätten gelangen können. Es sei noch darauf hingewiesen, daß man zwischen den Inschriften von Barranco de Balos einen sechszackigen Stern sieht, das megalithische Symbol, das die Hebräer von den Sakar des Libanon übernahmen und das heute als Salomon-Siegel oder David-Stern bekannt ist. Diese Figur erscheint auch auf den Steinritzungen Libyens[57].

4. Die Säule und Mutter Erde

»Es gab auf der Insel eine große kreisförmige Anlage, bestehend aus drei ein Labyrinth bildenden megalithischen

Mauern. Die beiden äußeren stellten einen Gang dar, den man durch eine kleine Tür betrat, während eine weitere solche in einen Innenhof führte, in dessen Mitte sich eine Säule erhob. Am Fuß derselben begingen die Bewohner ihre religiösen Zeremonien.« Ist das die flüchtige und teilweise Beschreibung des mythischen Asgard der Skandinavier oder des Tempels im hyperboreischen Basilea? Keineswegs. Es handelt sich um die wörtliche Beschreibung der Kultstätte von Fquenes (Efequen) auf Fuerteventura, die Torriani uns nicht nur schriftlich, sondern auch in einer Zeichnung dargestellt (Foto 11) gegeben hat. Sie zeigt deutlich – und dies ist Wölfels Ansicht –, daß der zentrale Monolith eine Säule und nicht »ein Götze in Menschengestalt« war, von dem man nicht wußte, wen er darstellte, wie der Verfasser des Berichtes schreibt, der von der Religion der Megalithiker keine Ahnung hatte.

Für diese – wie später für die Hyperboreer und die Griechen – waren die Säulen, die sich in der Mitte der Labyrinthe und ganz allgemein der Heiligtümer oder auch vor denselben erhoben, ein Symbol für die Stütze des Himmelsgewölbes, das von Atlas »im Bernsteinland« getragen wurde. Nach diesem Typ von Monument wurden die Menhire geformt, die in der Zeit von –3000 bis –1200, manchmal auch behauen, in Erscheinung treten. Unter diesem Gesichtspunkt kann man nicht von vornherein ausschließen, daß die Monolithe von Fuerteventura und Lanzarote, wo Torriani ein gleichartiges, aber nur von zwei Mauern gebildetes Labyrinth wie auf der Nachbarinsel nachweist, eine Menschengestalt gezeigt haben könnten. Jedenfalls hat es sich – nach

der Zeichnung zu urteilen – nicht um Statuen, sondern um Säulen gehandelt, ob sie nun behauen waren oder nicht. Es ist zweifellos kein Zufall, daß der einzige Gott – der wahre Gott, wie Torriani sagt – der Guanchen von Teneriffa derjenige genannt wurde, »der Himmel und Erde trägt«. Die Chronik erwähnt, daß auf La Palma am Fuß großer aufgerichteter Steine, also Menhire, Opfer dargebracht wurden.

Es scheint außerdem, daß es auf den Inseln noch eindrucksvollere Säulen gegeben hat, von denen heute keine Spuren mehr zu finden sind. Wir wissen das aus einer Erwähnung der arabischen Geographen des Mittelalters. Nach El-Edrisi gab es an den Küsten des Atlantiks sechs solche Säulen aus Stein, eine in Gades und die anderen auf den Kanarischen Inseln, »die als Zeichen für die Seefahrer dienten, damit diese nicht zu weit führen«[37]. El-Bakui erwähnt gleichfalls sechs, aber eine auf jeder Insel der Gruppe. Und Al-Uardi spricht, wie wir gesehen haben, von einer einzigen, die Dhulcarnaín auf dem Gipfel eines Berges errichtet habe. Alle sprechen von Statuen, aber die beiden Erstgenannten messen ihnen eine Höhe von 100 Ellen (etwa 50 Meter) bei, was wahrlich sehr übertrieben erscheint, insbesondere für behauene Monolithe. El-Edrisi setzt außerdem diese Monumente mit dem von Gades gleich, wo es zwei gab, von denen wir durch zuverlässige Zeugen, besonders durch Posidonios, wissen, daß es sich um Säulen handelte. Die »Araber« stützten sich also lediglich auf eine ungenaue und entstellte Überlieferung. Das bestätigt El-Edrisi, indem er den Ausdruck gebraucht: »sie erinnern sich der Statuen . . .«. Aber er fügt hinzu, daß es auf einer der

Inseln außer dem »Götzen» (*sanam*) auch noch eine Bronzefigur gab. Wenn das stimmte, würde es sich um das einzige Stück aus Metall auf den Kanarischen Inseln handeln, und man müßte es den Hyperboreern der großen Wanderung oder ihren unmittelbaren Vorgängern zuschreiben. Die späteren Bezugnahmen auf die »Statuen« der Inseln, zum Beispiel diejenige, die sich auf der Karte von Pizzigano (Abb. 12) befindet, sind offensichtlich Übertragungen in Verbindung mit den Reisen des heiligen Brandan, die wir vorher erwähnten.

Dessenungeachtet muß es auf den Kanarischen Inseln richtige Standbilder gegeben haben. In einem lateinischen Text, den Ciampi[46] – vielleicht fälschlich – einem gewissen Bocaccio zuschreibt, der Télamon auf seiner Expedition von 1341 begleitet habe, wird der Tempel von Hierro so beschrieben :»Nichts von Malereien oder anderen Verzierungen mit Ausnahme einer in Stein gehauenen Statue: das Bildnis eines nackten Mannes, der nur mit einem Schurz aus Palmblättern bekleidet ist, um nach dem Brauch die obszönen Teile zu bedecken, und in der Hand eine Kugel trägt. Die (Abenteurer) nahmen sie mit und brachten sie auf ihren Schiffen nach Lissabon.« Viel bedeutsamer ist die Beschreibung, die uns Bernáldez[58] in seiner Chronik von 1500 gibt: Auf Gran Canaria gab es ein Bethaus, in dem man eine nackte Frau aus Holz sah, deren Glieder vom Körper getrennt waren. Vor ihr eine Ziege gleichfalls aus Holz, offenbar ein Muttertier in Brunst, dahinter die hölzerne Gestalt eines Bockes, der im Begriff steht, die Ziege zu bespringen. Das ist die Darstellung der *Magna Mater,* der Ur-Mutter

Erde der Megalithiker. Auf Teneriffa wurde nach Torriani neben dem »Wirklichen Gott« auch Chaxiraxi verehrt, »unsere liebe Frau«, die auch Armaxes genannt wurde, »die Mutter dessen, der die Welt trägt«. Unser Autor bringt den Glauben an einen einzigen Gott und seine Mutter, die Besprengungstaufe, den Namen des Pik von Teneriffa (Teide = *Eheide* = Hölle) und das Dogma von der Erschaffung des ersten Mannes und der ersten Frau mit der Bekehrung der Inseln durch die heiligen Maclou und Brandan in Verbindung, was durch die mittelalterlichen Texte, die vom Leben und den Fahrten dieser beiden Persönlichkeiten berichten, keineswegs gerechtfertigt wird. Man muß vielmehr an ein ungewolltes Abgleiten in eine christliche Auslegung von Angaben denken, die nicht immer richtig verstanden wurden.

Wir können uns außerdem nicht auf das verlassen, was die fanatisch katholischen Chronisten der Zeit über die Religion der Inselbewohner schrieben. Es macht uns wenig aus, daß diese zu verstehen glaubten, die Bewohner von Gran Canaria und Teneriffa hätten nur einen einzigen Gott verehrt, die von La Palma hätten einen Teufel in Gestalt eines Hundes und die von La Gomera in derjenigen eines zottigen Mannes gehabt, aber einige ihrer Wahrsager hätten gelehrt, daß es im Himmel einen Schöpfer aller Dinge gäbe oder daß auf Hierro die Männer einen männlichen und die Weiber einen weiblichen Götzen gehabt hätten. Für uns ist wichtig zu wissen, daß die Götter dieser Inseln auf dem Gipfel der Berge wohnten und daß überall das Schwein verehrt wurde, das man als Vermittler zu den Vorfahren betrachtete und

dem man auf Hierro die Fähigkeit beimaß, es regnen zu lassen. Denn die Götter der griechischen Mythologie hatten ihren Sitz auf dem Olymp, und das Wildschwein war in ganz Nordeuropa innig mit dem Sonnenkult verbunden. Es ist andererseits kennzeichnend, daß die Sonne – *Magek* oder *Maiek* auf Teneriffa – wie in den germanischen Sprachen von einst und heute weiblich war und im Dialekt der Insel »meine Mutter« bedeutete, da die Silbe *ek* die erste Person Einzahl ausdrückt und mit dem persönlichen Fürwort des alten Nordisch übereinstimmt. Dieser Göttin boten die Guanchen in ihren Tempel-Labyrinthen und in den Bergen Milch dar, die über heilige Steine ausgegossen wurde, oder Butter, wie das in einigen Gegenden Skandinaviens gemacht wurde und zum Teil noch heute gemacht wird. An anderen Kultstätten wurden Lämmer und Zicklein geopfert. Es ist auch nicht nebensächlich, unter den Kanariern einen Widder-Kult festzustellen, der demjenigen des Amon in Siwa ähnelt, welcher übrigens trotz des Islams bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts bestand, und ebensowenig, daß sich die Guanchen Söhne der Sonne nannten.

Wichtiger noch ist es, die grundlegende Rolle hervorzuheben, die die Frauen auf den Inseln spielten. Es gab nicht nur auf La Gomera und Hierro Priesterinnen, sondern es gehörten auch zwei Frauen der obersten Regierungsgewalt auf Fuerteventura an. Einer von ihnen unterstand die Gerichtsbarkeit, und sie verurteilte sogar Könige. Die andere übte das Amt einer Hohen Priesterin aus und machte Orakelsprüche. Es handelt sich hierbei wahrscheinlich um das Überleben des matriarchalischen Regimes der Megalithi-

ker, das sich lange Zeit in Nordafrika und bis zum Eintreffen der Hyperboreer auch in Griechenland bewahrte. Das gilt auch für den Kult der *Magna Mater* auf Gran Canaria und den unserer lieben Frau, der Mutter Gottes, auf Teneriffa, auch in so abgemilderten Formen wie denen der Erdmutter Kybele bei den Griechen und der Jungfrau Maria beim größten Teil der Christen von heute. Die Jungfrauen-Klöster, die es auf Gran Canaria gab, entsprachen wahrscheinlich wie in Rom, Peru und unseren katholischen Ländern einer sehr verschiedenen Welt- und Lebensanschauung. Es hatte sich nämlich, vielleicht unter dem Einfluß der nordischen Menschen des 13. Jahrhunderts v.d.Z., eine Entwicklung in Richtung auf eine patriarchalische Gesellschaft vollzogen, aber sich auf den kleineren Inseln zur Zeit der Eroberung noch nicht ganz durchgesetzt.

5. Sprunghafter Fortschritt der Kultur

Mit Ausnahme des zuvor erwähnten Punktes und der Ehesitten gab es in dem von ihrer Abgeschlossenheit, dem Klima und den natürlichen Gegebenheiten der Inseln bestimmten Leben der Kanarier im Lauf der Jahrtausende kaum einen merkbaren Wandel. Dagegen ist eine kulturelle Entwicklung auf dem zweifachen Gebiet der Baukunst und der Keramik festzustellen.

Die Baudenkmäler der ersten Epoche waren megalithisch im strengen Sinn des Begriffes. Einige gute Beispiele dafür verdanken wir den Zeichnungen, die Sabin Berthelot[59] 1869

machte, als die Zerstörungen, vor allem auf den Inseln, wo die spanische Kolonisation gerade erst begonnen hatte, viel weniger schwer als heute waren. Eine von ihnen zeigt uns einen Teil der Ruinen des »Schlosses« von Zonsamas (Abb. 15) im Zentrum der Insel Lanzarote, nämlich eine große kreisförmige Einfriedung, die eine Festung gewesen sein muß. Auf einer anderen sehen wir auf Fuerteventura die Reste eines umfangreicheren Bauwerkes (Abb. 16), von dem einige Teile aus bearbeiteten und sogar geschliffenen und zu einer Art Gewölbe angeordneten Steinblöcken errichtet waren (Abb. 17). Auf der Insel Hierro erhob sich in der Nähe des Abhangs mit Inschriften, von denen wir noch sprechen werden, in geringer Entfernung von einer Gruppe von zwölf Menhiren und verschiedener *kökkenmöddinger* (prähistorischer Abfallhaufen wie in Skandinavien) ein *tagoror,* nämlich ein kleiner, von Naturstein eingefaßter kreisförmiger Platz, auf dem einige Steinplatten als Sitzplätze dienten (Abb. 18). Das war der Tagungsort eines *sábor,* wie sich – zumindest auf Gran Canaria – der Rat des Fürsten oder die Versammlung der Edelmänner nach Art des nordischen Things nannte. In anderen Teilen waren derartige Bauwerke wie auch die *almogaren* (Kultstätten) und die *goro* (Gerichte) unter freiem Himmel nicht aus Steinblökken errichtet, sondern in den Fels gehauen.

In diese Zeit gehören die *casas hondas* (»tiefen Häuser«). Es sind dies in den Erdboden versenkte Wohnhäuser, die man über eine gedeckte Galerie (Abb. 19) betritt, ganz ähnlich wie diejenigen, die als Zugang zu einigen europäischen Dolmen dienen. Dieser Typ unterirdischer Häuser

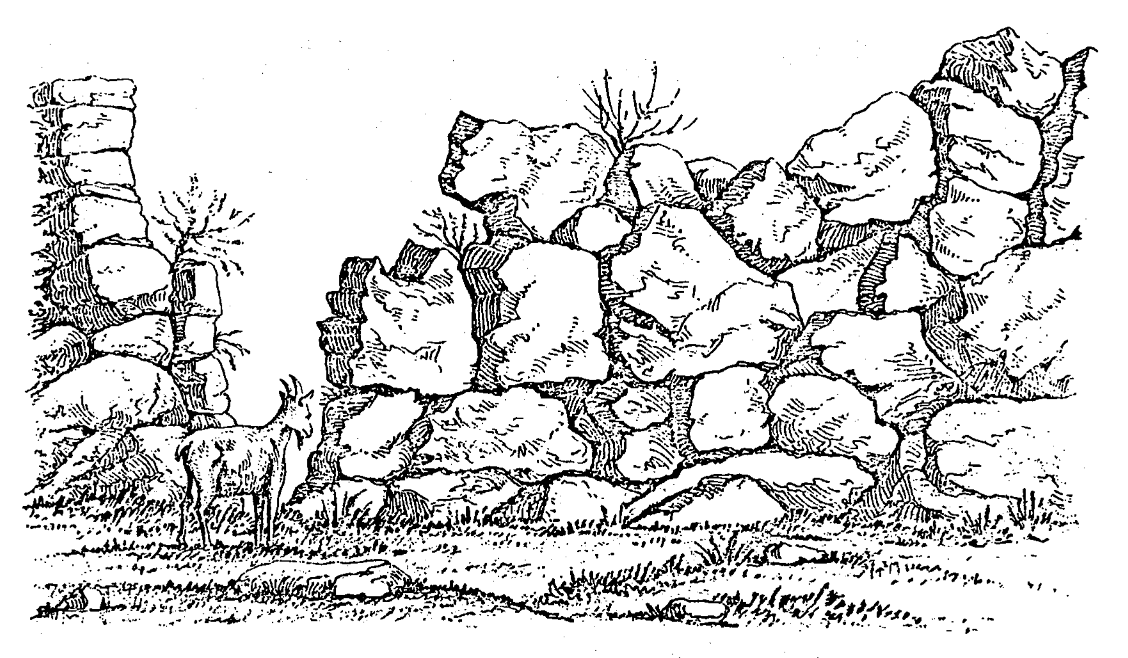


Abb. 15: Ruinen der megalithischen Burg Zonsamas auf der kanarischen Insel Lanzarote (Zeichnung von Sabin Berthelot[59])

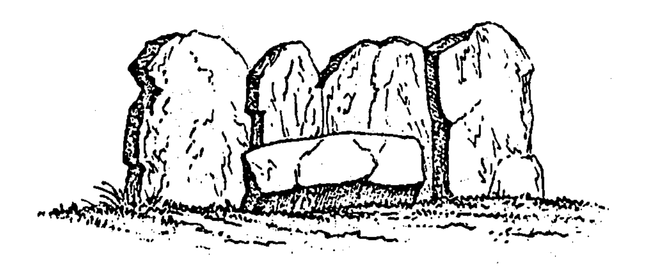


Abb. 16: Megalithische Ruinen auf Fuerteventura
(Zeichnung von Sabin Berthelot[59])

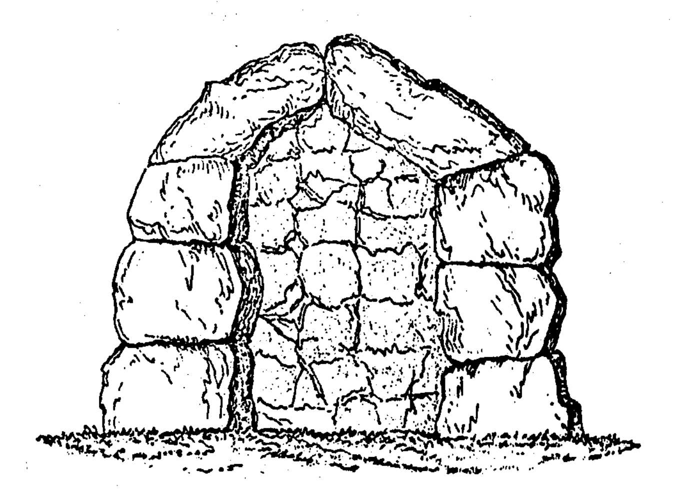


Abb. 17: Megalithische Gewölbekonstruktion auf Fuerteventura
(Zeichnung von Sabin Berthelot[59])

war unter den Hyperboreern üblich und noch im Mittelalter in ganz Deutschland anzutreffen. Gobineau[60] weist auf sein Vorhandensein in Persien nach der arischen Eroberung hin. Auf den Kanarischen Inseln jedoch wohnte die Mehrzahl



Abb. 18: Ein »tagoror«, kreisförmiger Versammlungsplatz, auf der kanarischen Insel Hierro (Zeichnung von Sabin Berthelot[59])

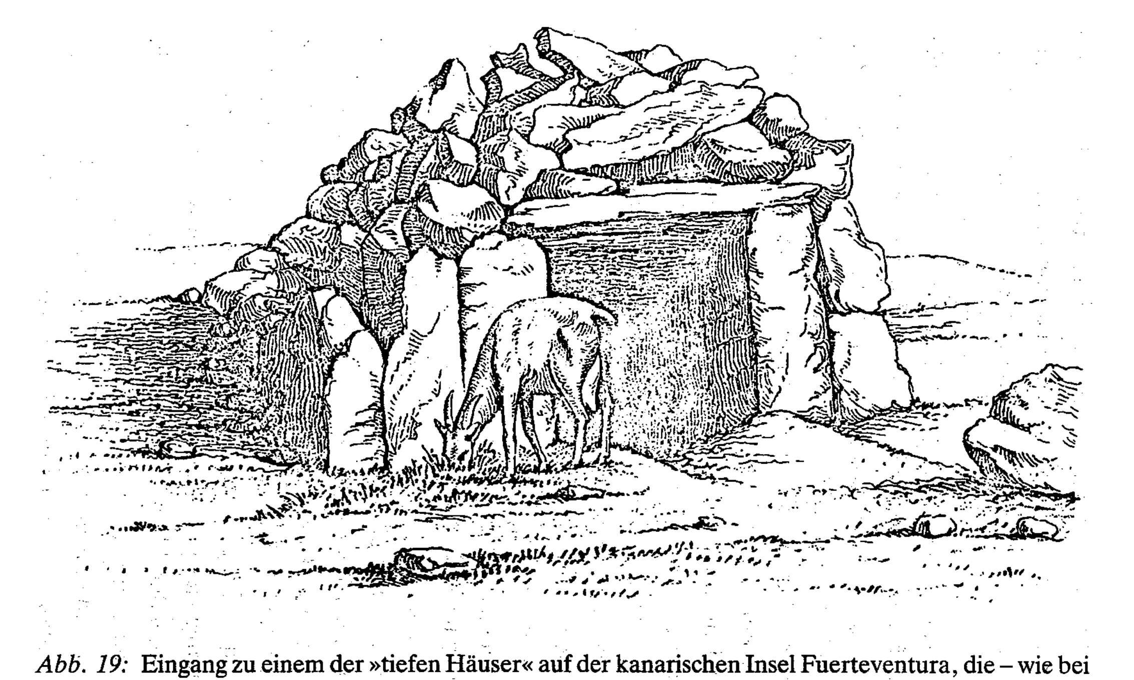


Abb. 19: Eingang zu einem der »tiefen Häuser« auf der kanarischen Insel Fuerteventura, die – wie bei den Hyperboreern üblich – im Erdboden versenkt waren (Zeichnung von Sabin Berthelot[59])

der Guanchen in natürlichen oder künstlichen Höhlen, die sorgfältig hergerichtet waren und von denen einige noch heute bewohnt werden. Die bedeutendsten von ihnen waren beinahe palastartig: man betrat sie durch einen von zwei Zisternen eingefaßten Torbogen und gelangte durch eine vier Meter hohe Halle in die Wohngemächer, die mit in Stein gehauenen Betten und Nischen als Kleiderschränke »möbliert« waren. Die geräumigsten dieser Wohnungen wie die von Tara in Telde (Gran Canaria), vielleicht die Residenz eines der beiden *guanarteme* (Könige) der Insel, bestand aus verschiedenen Höhlen, die durch Gänge miteinander verbunden waren. Die Wände dieser Kavernen waren stets sorgfältig poliert und machmal mit Malereien geometrischer Figuren verziert.

Gleichfalls in Höhlen befanden sich einige *almogaren* und *goro* und sämtliche *tamogante en acorón*, die Klöster der *harimaguada* (Vestalinnen), in denen die Töchter des Adels erzogen wurden. Der Cenobio de Valerón auf Gran Canaria mit seinen 503 Gemächern diente nicht nur als Kloster, sondern auch als Töpferwerkstatt und als *agadir* (Getreidesilo). Den »megalithischen« Charakter dieser Bauwerke bestimmt eine Einzelheit von größter Bedeutung. Im Fußboden einiger Räume von *almogaren* und *tamagonte en acorón* wie auch einiger Kultstätten unter freiem Himmel sind Vertiefungen ausgeschlagen, wie sie sich genauso in zahlreichen Dolmen der Alten Welt befinden. In der ersten Zeit scheint es keine Friedhöfe gegeben zu haben. Die Toten wurden einfach in schwer zugängliche Grotten des Gebirges gelegt, oder man begrub sie unter einem Haufen unbehauener Stei-

ne (Abb. 20), manchmal von drei riesigen, niedrigen Wällen in elliptischer Form umgeben und immer, wie der Tote selbst, mit dem Kopf nach Norden ausgerichtet. Vor den Grabhügeln befanden sich manchmal Menhire, *cairns* oder kleine Türme in Form eines Kegelstumpfes.

Erst viele Jahrhunderte später wandelt sich die Architektur fast ohne Übergang. Kleine sorgfältig rechtwinklig bearbeitete Quadersteine oder Platten (Foto 12) ersetzen an den öffentlichen Bauwerken die großen Blöcke aus Naturstein. Das gleiche geschieht mit den Privathäusern, die jetzt auf dem Erdboden errichtet und mit einem Dach aus Palmblättern versehen werden, die von Balken getragen und mit

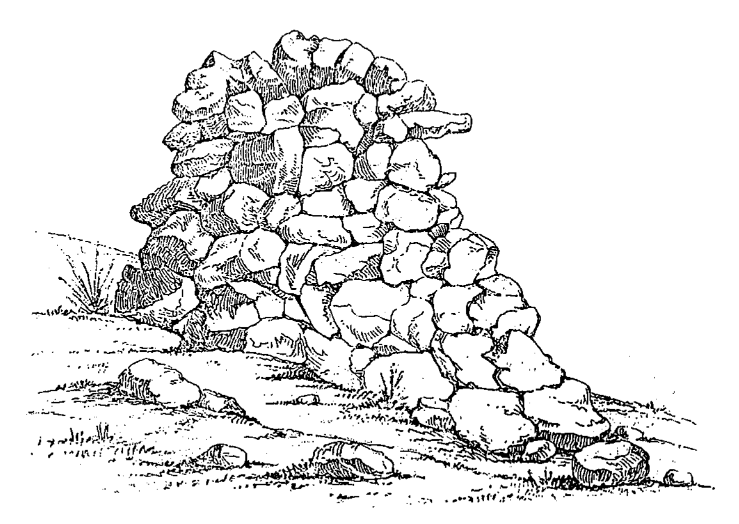


Abb. 20: Hügelgrab auf der Insel Hierro (Zeichnung von Sabin Berthelot[59])

einer Schicht Erde bedeckt sind. Die Häuser formen Dörfer mit engen Straßen. Torriani erwähnt, daß es in den beiden prähispanischen Stadtvierteln von Telde 14000 Heimstätten gegeben habe, was er als geradezu unwahrscheinlich bezeichnet. Im gleichen Stil ist auch die königliche Grabstätte von Gáldar gehalten, die unter dem Namen La Guancha bekannt und heute rekonstruiert ist (Abb. 21). Sie besteht aus drei kreisförmigen, nicht konzentrischen Wällen, in deren Mitte sich eine Grube, vermutlich das Grab, umgeben von rechteckigen Grabhügeln, befindet. In der Umgebung des Monuments sind zahlreiche rechteckige Grabstätten zu sehen und auf der zum nächsten Gebirge ansteigenden Ebene runde und andere Grabhügel in Form gestutzter Pyramiden. All diese Steinkonstruktionen sind in bezug auf die Art und Verwendung ihres Materials identisch mit den *nuraghen* Sardiniens und den *talayots* der Balearen, die zwischen dem

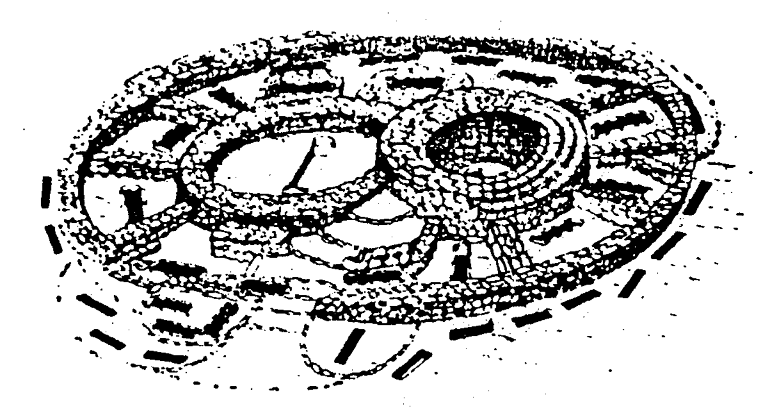


Abb. 21: Die wiederhergestellte königliche Grabstätte von Gáldar (Zeichnung aus Ilse Schwidetzky[49])

15. und 12. Jahrhundert v.d.Z. errichtet wurden. Der Turm von Gáldar ähnelt ihnen sogar in seiner Architektur. Alles weist also darauf hin, daß dieser plötzliche Schritt von der megalithischen zur spätzyklopischen Kultur auf das Erscheinen der zierlichen Mittelmeer-Menschen auf den Inseln zurückzuführen ist, der Träger einer neuen Kultur, die für sie das Ergebnis einer langsamen Entwicklung war, von der wir auf den Kanarischen Inseln keine Spur entdecken.

Die Grabdenkmäler – im weitesten Sinn des Wortes – auf den sieben Inseln haben uns zahlreiche Keramikstücke verschafft, die lebhaft an diejenigen der europäischen Jungsteinzeit erinnern: Vasen verschiedener Formen, Töpfe, Tassen, Schüsseln usw. (Abb. 22). Ihre Gestalt ist plump

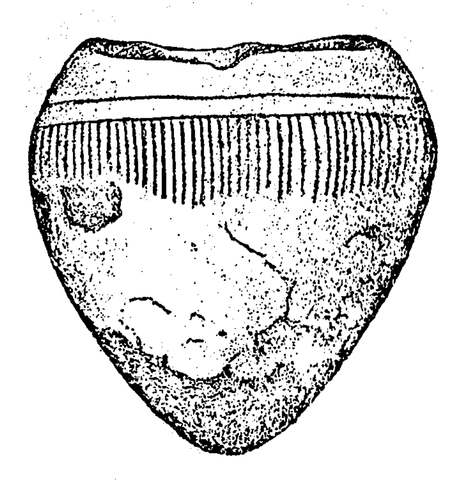


Abb. 22: Kanarisches Tongefäß (Zeichnung von Sabin Berthelot[59])

und ihr Material schlecht verarbeitet. Die Verzierungen, wenn überhaupt vorhanden, bestehen in Abdrucken der Fingernägel oder – seltener – in einfachen Einkerbungen (Abb. 23). Überall – mit einer einzigen Ausnahme – bleibt diese Töpferware bis zur spanischen Eroberung und noch über diese hinaus ohne merklichen Wandel. Die Ausnahme ergibt sich auf Gran Canaria, wo plötzlich, zu einer noch nicht genau bestimmten Zeit, eine völlig verschiedene, mehrfarbige, manchmal gefirniste Keramik erscheint. Ihre verschiedenartigen Formen sind sorgfältig, ja elegant gestaltet. Die verwendete Töpfermasse ist fest und fein. Einige

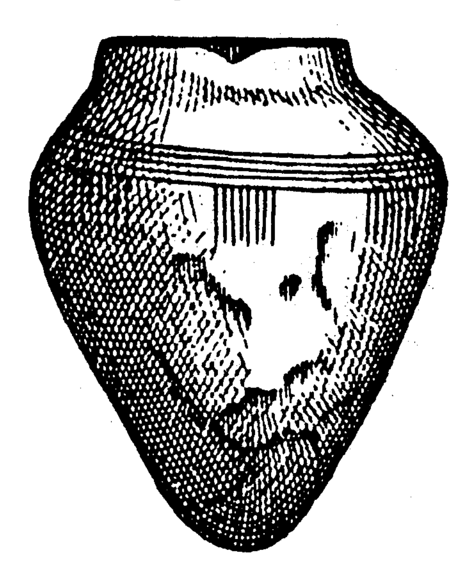


Abb. 23: Kanarische Keramik mit Einritzungen (Zeichnung: René Verneau in »*Cinq années de séjour aux îles Canaries*«, Paris 1891)



Abb. 24: Kanarische Keramik mit geometrischen Motiven (Zeichnung: René Verneau[47])

Stücke haben einen flachen, nach oben gebogenen, durchaus ungewöhnlichen Griff, der im Rahmen unserer Untersuchung von ganz besonderem Interesse ist, da wir ihm an anderer Stelle wiederbegegnen werden. Zahlreiche Vasen sind mit geometrischen Motiven (Abb. 24) in roter oder schwarzer und roter Farbe verziert. An einer von ihnen erkennt man ein alphabetähnliches Schriftzeichen, das in anderem Zusammenhang wiederkehrt. Diese ohne Übergang auftauchende Keramik ist um so überraschender, als sie derjenigen der ägäischen und besonders der mykenischen Jungstein- und Bronzezeit auf Kreta gleicht[46].

6. Die Überlebenden von Troja

Die verfeinerte Keramik, die wir soeben kurz beschrieben haben, stellt den ersten Beweis für das Eintreffen von bisher unbekannten Einwanderern oder Reisenden auf den Kanarischen Inseln oder zumindest auf Gran Canaria dar, die Träger der ägäischen Kultur sind. Wir besitzen nämlich keinerlei historische oder archäologische Angaben, ja nicht

einmal den geringsten Hinweis in bezug auf mögliche maritime Verbindungen zwischen Kreta und dem westlichen Mittelmeer noch auf irgendeine ägäische Expedition, die über die Säulen des Herakles hinausgeführt hätte, von welcher Herodot und andere griechische Geschichtsschreiber bessere Nachrichten gehabt hätten als von den ägyptisch-phönizischen und karthagischen Fahrten an den Küsten Afrikas, über die sie berichteten. Das Vorhandensein von Fundstükken altkretischen Stils auf den Kanarischen Inseln scheint daher einen anderen Ursprung zu haben. Um ihn zu bestimmen, halten wir es für unerläßlich, auf einige ethnogonische Angaben zurückzukommen, die wir bereits in unserer vorhergehenden Arbeit[8] vorgetragen haben.

Die unter diesem Gesichtspunkt von Peña Guzmán[31] bemerkenswert untersuchte griechische Mythologie berichtet, daß aus der Verbindung von Poseidon, dem Hauptgott der Megalithiker, mit der Göttin Libya zwei Söhne hervorgingen, Belos, der erste König Libyens, und Agenor, der erste König von Tyros. Sie fügt hinzu, daß Danaos, des Belos Sohn, im 25. Jahrhundert v.d.Z. als Folge eines Rassenkonfliktes mit seinem ägyptischen »Bruder«, dessen Söhne Mestizen waren, mit den Seinen nach Griechenland gelangte. Das bedeutet zweierlei: einmal, daß die entfärbten Cromagnon-Menschen, die fraglos bereits Gene ihrer weißen Vorgänger aufgenommen hatten, bald nach dem Jahr –3000 ihre Expansionsbewegung fortsetzten, zum anderen, daß die Mestizen Ägyptens die sie beherrschende libysche Aristokratie nicht länger zu ertragen bereit waren. Deren Angehörige, oder doch wenigstens ein Teil von ihnen, stachen in

See, eroberten den ganzen Peloponnes und danach Böotien, wo sie im 22. Jahrhundert die Stadt Orkomenos gründeten, Mykene, Tyros und Sparta ihre ersten Dynastien schenkten und sich schließlich nach Norden wendeten, dem Epirus und Mazedonien entgegen. Die Nachkommen des Agenor ihrerseits eroberten Palästina und den Libanon und ließen sich in Troas nieder. Aber sie nahmen auch Zypern, die Ägäischen Inseln und Kreta ein – Minos war ein Sohn der Europa, einer Tochter des Libyers, und Asterions, des Nachkommens von Belos und Königs der Insel – und gründeten in Böotien Theben, dessen erster König, Kadmos, Sohn des Agenor, Harmonia, die Tochter der Nymphe Electra (Bernstein), Enkelin des Atlas und Schwester Jasons und eines gewissen Dardanos, heiratete, von dem wir noch sprechen werden. Lassen wir diese verwandtschaftlichen Beziehungen beiseite, die offensichtlich nur symbolische Bedeutung haben. Es bleibt die Tatsache, daß die Libyer sich im Verlauf der ersten Jahrhunderte des 3. Jahrtausends zu Herren des gesamten östlichen Mittelmeerbeckens machten.

Die Hyperboreer, die aus der Verbindung der auf ihren von der großen Überschwemmung verschont gebliebenen Festlandsgebieten und der ebensolchen Insel der angloskandinavischen Ebene verbliebenen Megalithiker mit den Streitaxt-Männern gleicher Herkunft hervorgegangen waren, nachdem diese aus den Steppen des Don zurückgekehrt waren, wandten sich einige hundert Jahre später gen Südosten, zunächst mit einer Vorausabteilung, um den langen Karawanen von Wagen zu Beginn des 2. Jahrtausends den Weg nach Persien und Indien zu öffnen. Es waren die Äo-

lier, von denen einige Griechenland erreichten und sich endgültig in Thessalien niederließen und später den ganzen Norden der hellenischen Halbinsel besetzten, während andere die Hurriten, die Mitaner und die Kassiten Kleinasiens organisierten, mit deren Hilfe sie Chaldäa unterwarfen, und die von ihnen ausgebildeten Hiksos nach Ägypten warfen, das sie eroberten. Dies war der militärische Beweggrund der Expedition. Der andere war wirtschaftlicher Art: die Hyperboreer verbündeten sich mit Dardanos, der mit Stützpunkt auf der Insel Samos offenbar über Schiffe verfügte, die nötig waren, um sich der Stadt Troja zu bemächtigen. So versuchten sie, eine der Bernsteinstraßen unter ihre Kontrolle zu bekommen.

Wir haben bereits gesehen, daß das fossile Harz in der fraglichen Epoche der wichtigste Wohlstandsfaktor für die Hyperboreer wie vorher für die Cromagnon-Menschen war. Die Eider – von den Griechen Eridanos genannt – schwemmte Bernstein am Strand zwischen ihrer Mündung und der gegenüberliegenden Insel Atlantis an. Auch am Ufer der Ostsee gab es Bernstein. Leichter zu bearbeiten als Metall und Edelstein, wurde dieser schon lange vorher bekannte und ausgeführte Stoff seit Anfang des 3. Jahrtausends, seit es Käufer gab, die genügend kultiviert waren, um es zu schätzen, und reich genug, um es bezahlen zu können, zu einem Ausfuhrgut von erstklassiger Bedeutung. Ägypten, wo es Gold im Überfluß gab, wurde sein wichtigster Markt. Die Hyperboreer brachten die Ware – wie zuvor schon die Cromagnon-Menschen – auf zwei Straßen, zum großen Teil auf Fluß und Meer, herbei. Die eine, die ihren

Anfang an der Eider-Mündung hatte, führte über den Rhein und die Alpen auf etruskisches Gebiet und weiter den Po entlang bis zur Adria. Von dort aus erreichten die Schiffe den Hafen Pylos auf dem Peloponnes. Die andere benutzte, von der Ostsee kommend, die Weichsel und danach die Donau bis zum Schwarzen Meer, von wo aus der Bernstein nach Attika geschafft wurde. In beiden Fällen waren es die Libyer, die sich sodann dem Verkauf der Ware widmeten, die sie in Ägypten und auf Kreta gegen Gold und Manufakturwaren eintauschten. Es handelte sich dabei nicht bloß um geringfügige Tauschgeschäfte. Eine ägyptische Inschrift erwähnt um das Jahr –1500 ein einziges solches Exportgeschäft, bei dem es um nicht weniger als vier Tonnen Bernstein ging.

Der schwache Punkt der Donau-Strecke war der Hellespont, die heute als Dardanellen bekannte Durchfahrt zwischen Anatolien und Thrakien, die das Schwarze Meer – damals *Pontus Euxinius* (gastliches Meer) – mit dem Ägäischen Meer verbindet. Diese Durchfahrt wurde nämlich von der Stadt Troja gesichert, in der eine libysche Dynastie herrschte. Man kann sich leicht vorstellen, woher die Bewohner dieser Ortschaft, die nicht viel mehr als ein großes Dorf war, den Reichtum hatten, von dem uns der einzigartige Schatz einen Begriff gibt, den Schliemann entdeckte und irrtümlich dem Priamos zuschrieb: Troja erhob einen Wegzoll auf die Ladung der nordischen Schiffe, die die Meerenge durchfuhren, und vielleicht manchmal – in Form einer mehr oder weniger dezenten Seeräuberei – auch mehr als das. Die Libyer Griechenlands und der Inseln stellten kei-

nen vereinigten Staat dar. Es ist daher nicht verwunderlich, daß einer dieser libyschen Einzelstaaten ein Bündnis mit den Äoliern annahm – oder gar vorschlug –, um die nach Attika fahrenden Schiffe der Hyperboreer von der schweren Last des trojanischen Zolls zu befreien. Dardanos vermählte sich mit der Tochter des besiegten Königs Teukros von Troja und baute mit Hilfe der Hyperboreer die Stadt wieder auf, die er mit zyklopischen Wällen umgab. Seit diesem Wechsel der Oberhoheit fuhren die Handelsschiffe von der Ostsee nicht mehr ins Mittelmeer. Troja verwandelte sich in das Zentrum des Bernsteinhandels an der Donau-Strecke. Dort verkauften die Hyperboreer ihre Ware an die Libyer. Dieser Zustand dauerte so lange, bis sich die Griechen – es handelte sich damals um die Achäer – der Stadt Troja bemächtigen konnten, als der von Homer besungene berühmte Krieg entbrannt war, der sie wieder in den Genuß der Vorteile eines Handelsverkehrs setzte, den die Halbinsel nicht vergessen hatte.

Während der annähernd 900 Jahre zwischen der Herrschaft des Dardanos und derjenigen des Priamos bewahrte Troja seine staatliche Eigenart, die wir heute binational nennen würden. Das regierende Herrschergeschlecht war – abgesehen vielleicht nur von einer kurzen Zeit phrygischer Besetzung – libysch, aber seine Aristokratie oder vielmehr ein Patriziertum, wie es päter auch Venedig haben sollte, das seine großen Geschäfte betrieb, ohne dabei seine militärischen Aufgaben zu vernachlässigen, setzte sich aus Hyperboreern und Libyern zusammen, von denen die einen die Verkäufer und die anderen die Käufer der wertvollen Han-

delsware Bernstein waren. Dasselbe war wahrscheinlich auch beim »Mittelstand« der Fall, der die zweitrangigen Obliegenheiten des Großhandels zu erfüllen hatte. Die unterste soziale Schicht stellten die Handwerker dar, die wohl örtlicher Herkunft gewesen sein müssen, um von den zahlreichen in verschiedenen Gegenden gekauften Sklaven zu schweigen. Troja hatte also eine demographisch-soziale Struktur, die derjenigen Alexandriens unter den Ptolemäern oder Konstantinopels zur Zeit der Hohen Pforte nicht unähnlich war: zwei Gemeinschaften lebten Seite an Seite in Symbiose, jedoch ohne die ihnen eigenen Kennzeichen zu verlieren. In dem uns interessierenden Fall war es kein rassischer oder religiöser Faktor, der die Vermischung verhinderte, sondern der Geschäftsgang der Stadt. Damit sich der Warenaustausch reibungslos vollziehen konnte, war es nötig, daß die aus dem Norden kommenden Seefahrer in Troja von richtigen Hyperboreern empfangen und bedient wurden und daß die aus dem Mittelmeer kommenden Geschäftsleute es auch mit ihresgleichen zu tun hatten, Libyern, die nichts von ihren Sitten und von ihrer Sprache verloren hatten. Troja war andererseits keine große Stadt, und der Anteil der durchreisenden Händler und Seeleute muß stets beträchtlich gewesen sein. Schließlich ist es nur logisch anzunehmen, daß in beiden Gemeinschaften eine ständige Erneuerung vor sich ging: eingesessene Trojaner kehrten in ihre Ursprungsländer zurück, während Neueinwanderer in der Stadt Brot oder Liebe (oder beides) fanden und blieben.

Diese Doppelförmigkeit tritt natürlich auch im kulturellen Leben in Erscheinung. Es wurden nicht nur die alt-

nordische und die libysche Sprache nebeneinander gesprochen, sondern auch im Kunsthandwerk waren Einflüsse von beiden Seiten festzustellen. Die Berührung – und nicht nur der Warenaustausch – mit allen Völkern des östlichen Mittelmeerbeckens, um vom Vorderen Orient und dem Kaukasus gar nicht zu sprechen, und die Einfuhr von Manufakturwaren der verschiedensten Herkunft gaben der Stadt andererseits ein kosmopolitisches gewisses Etwas, das sich besonders in der Keramik bemerkbar macht. In einigen solchen Fundstücken verbinden, ja vermischen sich sogar häufig Formen und Motive der Verzierung, die man in anderem Zusammenhang der nordischen, kretischen, mykenischen und sogar ägyptischen Kultur zuschreiben würde, während andere einen ausschließlich trojanischen Stil haben, eine originale Synthese von vielfältigen und ständig erneuerten Einflüssen.

Das war die Lage im Augenblick des Trojanischen Krieges zu Beginn des 13. Jahrhunderts v.d.Z. Sein Stattfinden wurde lange Zeit in viel späteren Jahren angenommen und erst kürzlich als historisches Datum wieder zurechtgerückt. Daß es schon längst bekannt war, beweist unter anderem die Tatsache, daß als Gründungsdatum der französischen Stadt Toulouse durch den der Katastrophe entflohenen Trojaner Tholus[62] das Jahr –1273 überliefert ist. Die Achäer, in deren Reihen auch zahlreiche mehr oder weniger hellenisierte Libyer kämpften, bemächtigten sich mit Mühe der befestigten Stadt. Nach ihrer Sitte machten sie die Kriegsgefangenen zu Sklaven, stellten die Handwerker und Kleinbürger in ihren Dienst und teilten die Sklaven unter sich auf. Aber die

Überlebenden der Aristokratie konnten fliehen. Nie wieder hörte man von ihnen und ihrem Schicksal. Sagen und Gedichte mit echtem Gehalt – wie die von der Gründung der Stadt Toulouse – oder ohne solchen entstanden. Herodot jedoch versetzt die geflüchteten Trojaner nach Libyen, und Vergil läßt den trojanischen Fürsten Äneas aus Nordafrika nach Italien kommen.

Für diese Erklärung spricht nicht nur, daß sie von einem außerordentlichen Geschichtsschreiber stammt, der als Grieche aus Asien besser als jeder andere wußte, woran er sich zu halten hatte, sondern auch die Logik. Die Trojaner hatten die Last des verlorenen Krieges nicht allein zu tragen. Ohne von den Thrakern zu sprechen, waren alle Völker Kleinasiens wie auch die Phönizier ihre Verbündeten gewesen. Diejenigen, die aus der Stadt entweichen konnten, fanden gewiß die für sie unerläßliche Hilfe. Konnten sie dank dieser nach und nach Phönizien, Palästina und Ägypten auf dem Landweg durchqueren, um nach Libyen zu gelangen, woher ein Teil von ihnen in zweifacher Hinsicht, rassisch und kulturell, stammte und wo Troja soviel Kunden hatte? Oder hatte die phönizische Flotte sie unmittelbar dorthin gebracht? Wir wissen es nicht. Wir wissen auch nicht, wo sie sich in Libyen niederließen, wenn sie es überhaupt taten. Nach dem gegenwärtigen Stand unserer Kenntnisse scheint das Gegenteil wahrscheinlicher zu sein, da bei den in Nordafrika durchgeführten Ausgrabungen niemals der geringste Gebrauchsgegenstand trojanischen Stils gefunden wurde. Haben sich die Flüchtlinge – und sie müssen zahlreich gewesen sein, da die Patrizier ihre Gefolgsleute

gewiß nicht schutzlos zurückließen – in der Bevölkerung des Asyllandes verloren, ohne Spuren zu hinterlassen? Das ist wenig wahrscheinlich. Was hätten diese fürstlichen Kaufleute ohne ihr Kapital unter Ackerbauern und Hirten anfangen sollen? Und wenn sie etwas unternommen haben sollten, hätte dann nicht ihr »Neu-Troja« vor Karthago dasein müssen?

Wir wissen – offen gestanden – nicht einmal, ob die Masse der Flüchtlinge aus der Festungsstadt an der Mittelmeerküste Libyens an Land ging. Vielleicht brachten die phönizischen Schiffe sie über die Säulen des Herakles hinaus unmittelbar zu den Kanarischen Inseln. Wir begegnen dort nämlich einer Keramik alt-ägäischen Stils, die niemand sonst – soviel wir wissen – dorthin gebracht haben könnte. Und sie fand sich in Begleitung von Skeletten nicht nur von Cromagnon-Menschen, deren Rasse schon längst auf den Inseln vorhanden war, sondern von nordischen Menschen, deren Typ sich erst lange nach dem Zug der Megalithiker gen Süden herausgebildet hatte. Ein anderer Hinweis unterstützt diese Hypothese kräftig.

7. Kretische, libysche und hyperboreische Inschriften auf den Kanarischen Inseln

Seit Mitte des vorigen Jahrhunderts begann man, auf der Inselgruppe in den Fels gekratzte Inschriften zu entdecken. Alle befanden sich an schwer zugänglichen Stellen, was vermuten läßt, daß die spanischen Geistlichen, durch die

»Symbole des Götzendienstes« in Wut geraten, alle anderen, die ihnen erreichbar waren, vernichteten. Andere, die in den leicht zerbröckelnden Tuffstein vulkanischer Herkunft gehauen wurden, muß die Erosion des Windes haben verschwinden lassen. Um das, was geblieben ist, untersuchen zu können, ist es wiederum nötig, das Problem an seinen bekannten Anfängen[8] wiederaufzunehmen.

Die Megalithiker besaßen eine Schrift. Allein die Logik würde eine solche Feststellung zulassen, denn ohne irgendein System der Aufzeichnung wäre es ihnen nicht möglich gewesen, die Ergebnisse jahrzehntelanger astronomischer Beobachtungen so zu verwerten, wie sie das beispielsweise in Stonehenge getan haben. Aber es gibt auch unanfechtbare greifbare Beweise dafür. Die Menschen des Magdaléniens im 20. Jahrtausend haben uns nämlich Inschriften hinterlassen, die aus einzelnen oder aneinandergereihten Zeichen bestehen und verschiedenen verwandten Systemen angehören. Dank verhältnismäßig junger Entdeckungen[63] können wir ihre Entwicklung verfolgen, die zu den alphabetartigen Steininschriften von Alvão (Portugal) aus megalithischer Zeit führt. Von diesen wird einerseits die im Norden während der Bronzezeit gebrauchte präalphabetische Schrift der Hyperboreer hergeleitet, aus der die Runenalphabete der Wikinger-Zeit entstanden, und andererseits das Konsonanten-Alphabet der Libyer, das die Tuareg der Sahara noch heute benutzen. In bezug auf dieses Letztgenannte ist die Herkunft durch die von Flinders Petrie in Ägypten festgestellten Schriftzeichen bestätigt, die aus der prädynastischen Periode und aus derjenigen der ersten Dynastien

stammen. Auf jeden Fall war es nicht im Reich des Nils, wo sich die von den Megalithikern stammende ideographische Schrift in eine konsonantische verwandelte. Die Ägypter, unter denen das Blut der Ur-Buschmänner vorherrschte, übernahmen von den Neuankömmlingen aus dem Norden die Idee einer Aufzeichnung mittels Schriftzeichen, aber sie entwickelten sie nach ihrer eigenen Auffassung, die diejenige von Zeichnern war. So entstanden die Hieroglyphen, die sich gleichfalls, wenn auch erst viel später, zu einer phonetischen Ausdrucksform entwickelten. Es ist also nicht überraschend, daß wir auf den Kanarischen Inseln eindeutig megalithischen Inschriften begegnen wie den hier wiedergegebenen (Abb. 24 und 25).

Als die Libyer von Danaos bald nach dem Jahr −3000 aus Ägypten nach Griechenland und den ägäischen Inseln zogen, brachten sie eine doppelte graphische Überlieferung mit: die der Megalithiker – Ausdruck von Ideen durch herkömmliche Zeichen – und die der Ägypter, Verwendung von Sinnbildern zu dem gleichen Zweck. Diese Letztgenannte herrschte bei ihnen vor, da es diejenige war, die sie normalerweise seit Jahrhunderten verwendeten. Es ist daher nicht überraschend, daß sie sie in Kreta wieder aufnahmen, wo zur Zeit ihres Eintreffens eine Hieroglyphenschrift erscheint. Dasselbe hätte im Peloponnes und auf der hellenischen Halbinsel der Fall sein müssen, aber die Naturkatastrophen vom Ende des 13. Jahrhunderts v.d.Z., die Jürgen Spanuth[14] in ihren Auswirkungen beschrieben hat, verwischten all ihre Spuren ebenso wie die der hyperboreischen Schrift. Die Kreter jedoch blieben nicht lange bei einem

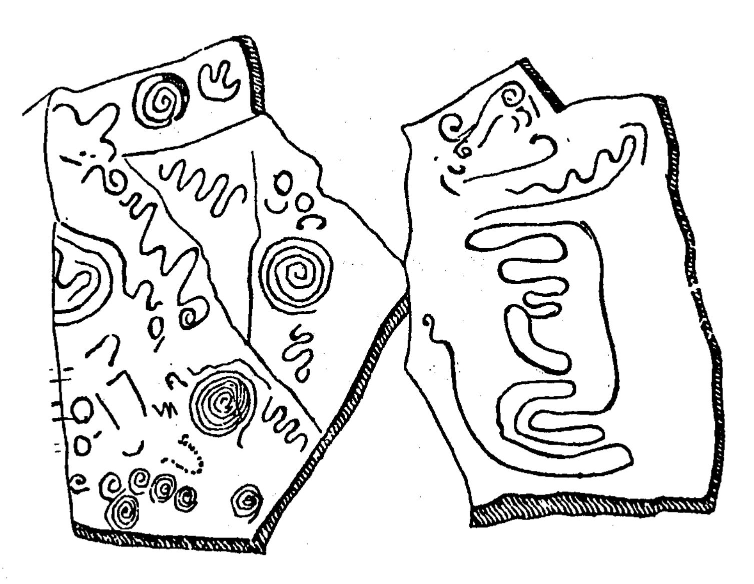


Abb. 25: Megalithische Inschrift auf der Insel La Palma (Zeichnung: Sabin Berthelot[59])

System, das mit ihrer eigenen Überlieferung verglichen einen Rückschritt darstellte. Bald arbeiteten sie auf der Grundlage ihrer Hieroglyphen, aber im megalithischen Stil eine Silbenschrift mit herkömmlichen Schriftzeichen aus. Es entstand so die Linearschrift A, die noch nicht entziffert worden ist. Wir begegnen ihr auf den Kanarischen Inseln wieder. Die erste der drei Inschriften von Hierro, die wir wiedergeben (Abb. 27), wurde, obwohl sie wie die anderen unübersetzbar ist, von Wölfel[46] gründlich untersucht. Dieser Spezialist in der Philologie der Guanchen hat nicht den leisesten Zweifel über ihre Art: der größte Teil ihrer Schrift-

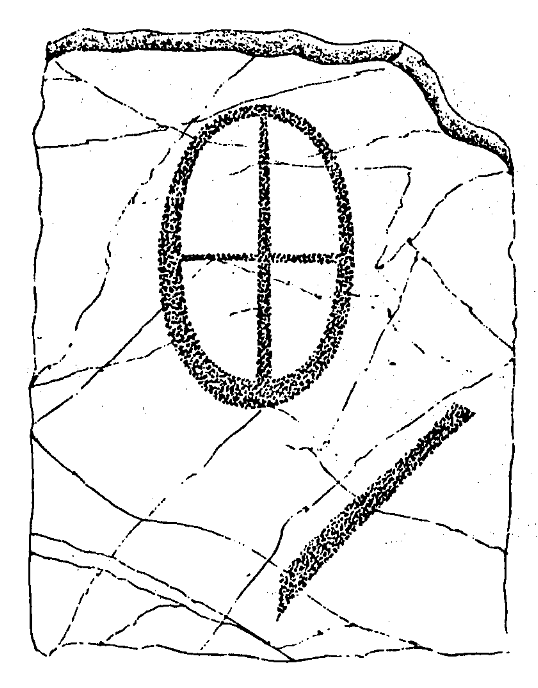


Abb. 26: Megalithische Inschrift auf der Insel Hierro (Zeichnung: Sabin Berthelot[59])

zeichen entspricht der ätheo-kretischen Silbenschrift, aus der – vom graphischen Gesichtspunkt aus – die Linearschrift B herrührt, die in der mykenischen Zeit dazu diente, griechisch zu schreiben. Diese Schrift wurde – wie manchmal auch auf Kreta – nicht in Linien, sondern spiralförmig angeordnet. Einige ihrer Zeichen entsprechen übrigens dem megalithischen System oder dem libyschen Alphabet, ja sogar



Abb. 27: Kretische Inschrift auf der Insel Hierro
(nach Dominik Josef Wölfel[46])

beiden. Auch auf die beiden anderen Inschriften trifft das zu.

Es gibt auf den Inseln auch Inschriften (Abb. 28) ganz anderen Typs, obwohl gleichen Ursprungs. Sie sind ganz einfach libysch, aber in einer älteren Form als derjenigen, die wir von den erhalten gebliebenen Steininschriften des Maghreb kennen, deren älteste nur aus dem 6. Jahrhundert v.d.Z. stammen. Zum kleineren Teil wegen ihrer altertümlichen Schreibweise, zum größeren wegen unserer sehr beschränkten Kenntnisse der kanarischen Dialekte konnten

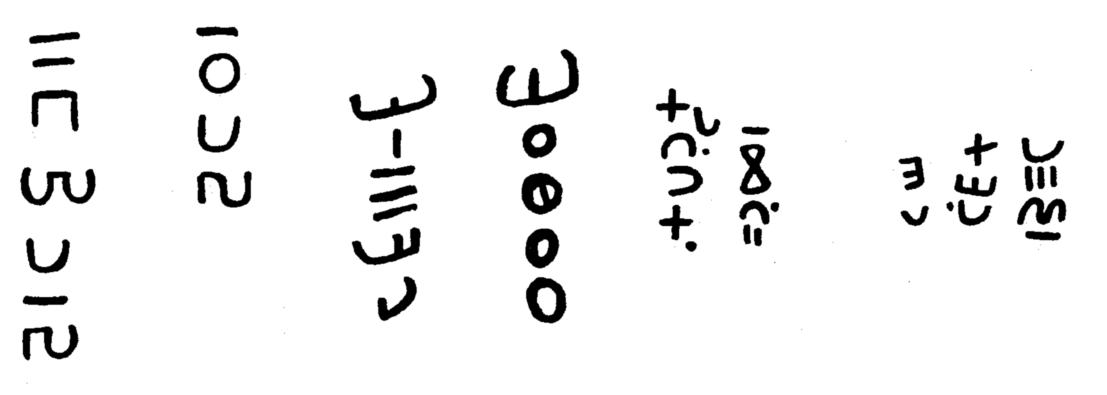


Abb. 28: Libysche Inschriften auf Gran Canaria und Hierro (nach Dominik Josef Wölfel[46] und Hans Biedermann in »Almogaren«, Band I, Hallein, Österreich 1970)

ihre Texte bisher nicht übersetzt werden, mit Ausnahme allein des Wortes *lrita* (*lereita* = »er war hier«), wobei die Nachsilbe *a* die dritte Person Einzahl ausdrückt (Abb. 29). Das genügt wenigstens, um die unsinnige Annahme einiger Autoren zu widerlegen, die auf der Inselgruppe festgestellten Inschriften stammten von ausländischen Seeleuten, die sich während eines Aufenthaltes die Zeit damit vertrieben hätten.

Wölfel vertritt die Ansicht, daß diese beiden Typen von Steininschriften und ein dritter eindeutig libyscher, der jedoch einige unbekannte oder fragliche Zeichen verwendet, drei Phasen eines Entwicklungsvorganges darstellen, der von (gleichfalls auf den Inseln, wie wir gesehen haben, vorhandenen) megalithischen Symbolen ausgegangen wäre, um zu einer perfekten konsonantischen Schrift zu gelangen.

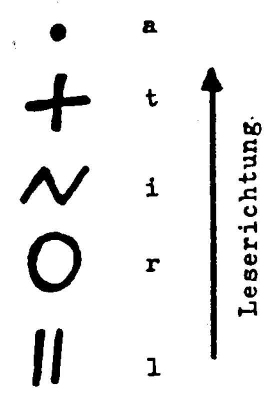
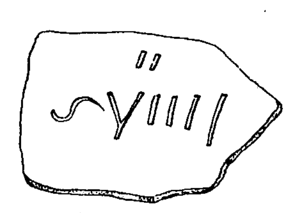


Abb. 29: Übersetzte libysche Inschrift auf der Insel Hierro (in Hans Biedermann: »Almogaren«, Band I, Hallein, Österreich 1970)

Wir können uns dieser Ansicht nicht anschließen. Die Abschätzung der Wahrscheinlichkeit schließt nämlich aus, daß eine solche unabhängige Entwicklung gegenüber der Möglichkeit vieler anderer Systeme zwei Schrifttypen hervorgebracht haben könnte, von denen die eine, ausgehend von Hieroglyphen ur-buschmännischer Inspiration, im europäischen Mittelmeerraum entstand, und die andere in Afrika auf der Grundlage von megalithischen Zeichen – nicht etwa Symbolen. Es ist also offensichtlich, daß die ätheo-kretische Silbenschrift ebenso wie das libysche Alphabet den Kanariern durch diejenigen übermittelt wurden, die sie selbst benutzten. Die beiden Systeme stammen aus einer Zeit lange nach dem Eintreffen der Cromagnon-Menschen auf den Inseln.

Diese letzteren Überlegungen gelten auch für die aus der Bronzezeit stammenden Runen-Inschriften der Hyperboreer, die auf den Kanarischen Inseln noch seltener sind als die zuvor erwähnten. Es sind überhaupt nur zwei derselben bekannt. Sie sind sehr kurz und befinden sich auf Fuerteventura, wo Berthelot[59] sie sorgfältig aufnahm (Abb. 30). Dank



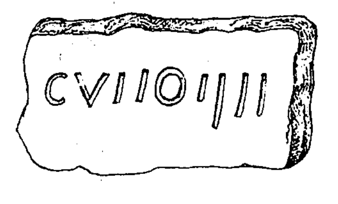


Abb. 30: Hyperboreische Inschriften auf Fuerteventura (nach Sabin Berthelot[59], der sie als solche nicht erkannt hatte)

der Form ihrer Zeichen und der Endstrichelchen, wie wir sie in Hardangerfjord/Norwegen (Abb. 31) sehen, sind sie leicht zu identifizieren. Ihr seltenes Vorhandensein darf uns nicht überraschen. Viele dürften verschwunden sein wie so manche anderer Herkunft, was um so leichter geschehen konnte, als die Hyperboreer ihre Runen im allgemeinen auf Holztäfelchen oder Streifen von Baumrinde malten oder in diese einritzten. Vielleicht wurden einige auch deswegen nicht identifiziert (wie das bis heute mit den hier wiedergegebenen der Fall war), weil das Vorhandensein einer präalphabetischen Schrift in der nordischen Bronzezeit überhaupt erst seit einigen Jahrzehnten bekannt ist.

Dürfen wir voraussetzen, daß die drei Schriftsysteme auf die Kanarischen Inseln durch Einwanderer gelangten, die dort getrennt eintrafen, später als die Menschen des Cromagnon, aus Kreta, aus Libyen und Nordeuropa? Schwerlich, denn es wäre unverständlich, daß kultivierte Menschen, die nicht vorübergehend, sondern für immer dorthin kamen, außer den Methoden zur schriftlichen Fixierung der Sprache, die übrigens von den Eingeborenen nicht einmal angenommen wurden, da die Kanarier, obwohl ihre Sprache das Wort *tara* (= Schrift) enthält, zur Zeit der spanischen Eroberung Analphabeten waren, nicht auch andere Errungen-

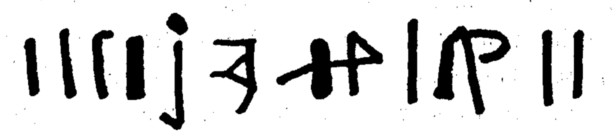


Abb. 31: Hyperboreische Inschrift vom Hardangerfjord, Norwegen (nach Jürgen Spanuth[12])

schaften ihrer Zeit, wie zum Beispiel die Metallurgie, in ihr Gastland verpflanzt hätten. Wie hätten sie die jungsteinzeitlichen Lebensbedingungen ihrer Vorgänger annehmen können, ohne sie im geringsten zu verbessern? Es handelte sich nicht um arme Teufel wie später die Flüchtlinge, die der arabischen Invasion entkamen!

Es gibt nur eine einzige Lösung für das damit aufgeworfene Problem: die Verfasser der Inschriften ließen sich nicht auf der Inselgruppe nieder, sondern verließen sie nach ein paar Monaten oder Jahren auf der Weiterfahrt nach entfernteren Zielen. Die Zeit ihres Aufenthaltes genügte, um die örtlichen Besonderheiten einer Sprache zu erlernen, die ihnen nicht fremd war, reichte aber nicht aus, um die Sitten und Gebräuche der Einheimischen zu verändern. Dürfen wir spätere Züge von Kretern, Libyern und Hyperboreern nach den Kanarischen Inseln annehmen? Die Hypothese kann nicht ausgeschlossen werden, obwohl, wie gesagt, nichts darauf hinweist, daß die Erstgenannten jemals über die Säulen des Herakles hinausgelangt sind. Es bleibt eine befriedigendere Erklärung. Einige der Überlebenden von Troja sprachen libysch, und Kreta war einer ihrer wichtigsten Märkte, wo das Griechisch der mykenischen Eroberer offensichtlich weder die Sprache noch die Schrift der eingesessenen Bevölkerung hatte beseitigen können, die von dieser weiter benutzt wurden. Andere sprachen und schrieben Nordisch. Nun hielten sich die trojanischen Flüchtlinge in Libyen, wo wir keine kretische oder hyperboreische Inschrift antreffen, im wahrsten Sinne des Wortes nur »flüchtig« auf. Wohin wandten sie sich danach? Nur auf den Kana-

rischen Inseln finden wir Spuren, die ihnen zugeschrieben werden können: eine ägäische Keramik und Inschriften von drei Typen. Wenn sie sie zurückgelassen haben, dann jedoch nur während eines vorübergehenden Aufenthaltes. Wir werden sehen, daß dies der Fall war.

8. Sitten und Gebräuche, denen wir wiederbegegnen

Wir können diese Darlegung über die Bewohner der Kanarischen Inseln und ihre Kultur nicht abschließen, ohne gewisse Einzelheiten zu erwähnen, von denen einige sich auf die Herkunft der Rasse beziehen, während andere an diesem Punkt unserer Untersuchung vielleicht anekdotisch erscheinen mögen, ihre ganze Bedeutung jedoch erst später gewinnen werden. Sie sind so verschieden, daß es uns unmöglich ist, sie in fortlaufender Darstellung überzeugend vorzubringen, weshalb wir uns darauf beschränken, sie unter Voranstellung eines Stichwortes nicht ohne einige Kommentare aufzuzählen.

Politische Strukturen. Von diesem Gesichtspunkt aus war die Inselgruppe kein einheitliches Ganzes. Jede Insel war unabhängig von den anderen und der größte Teil von ihnen unter verschiedene Herrscherfamilien aufgeteilt: zwei auf Gran Canaria und Lanzarote, neun auf Teneriffa, vier auf La Gomera und »viele« auf Fuerteventura. Die Oberhäupter dieser regierenden Familien, deren Titel – *guanarteme, mencey* – die Spanier fälschlich mit »König« übersetzten, waren nichts anderes als die Herren eines *odel* wie unter den

Hyperboreern und sicherlich noch viel früher. Auf Gran Canaria stand dem *guanarteme* ein Rat, der *sábor,* zur Seite, der aus 12 Oberhäuptern adliger Familien bestand.

Soziale Strukturen. Sie waren zweifacher Art. In erster Linie gab es eine rassische Schichtung, ohne welche sich der Biotyp der blonden Guanchen nicht über Jahrtausende hinweg unversehrt hätte erhalten können, und in zweiter Linie gab es eine nach ihren Aufgaben geschichtete Hierarchie. Wir wissen nicht, ob sich diese letztere mit dem Kasten-System vermengte, es sei denn in bezug auf die Führer, die alle der Rasse der Guanchen im strengen Sinn des Begriffes angehörten. Der Adel war nicht erblich, und jedes Kind konnte sich darauf vorbereiten, ihn zu erlangen, was nur von seinen persönlichen Verdiensten abhing. Aber wir wissen nicht, ob diese Möglichkeit für alle oder nur, was wahrscheinlich ist, für Kinder von Guanchen bestand. Sklaverei gab es nicht.

Religiöse Strukturen. Die Ausübung des Kultes war durch einen berufsmäßigen und hierarchisch gegliederten Klerus gesichert, der aus Priestern und auf einigen Inseln auch aus Priesterinnen bestand. Ihm war die Erziehung der Kinder anvertraut. Auf Gran Canaria und Teneriffa gab es Frauen-Klöster, deren »Vestalinnen«, die ihr Gelübde nur auf Zeit ablegten und sich mit 30 Jahren verheiraten konnten, sich ausschließlich den religiösen Zeremonien widmeten.

Familien-Strukturen. Sie waren von Insel zu Insel verschieden. Auf Gran Canaria war die Ehe monogam und unauflöslich, auf Teneriffa monogam mit Scheidungsmöglichkeit, und die *mencey* (Herrscher) durften sich beim Feh-

len einer standesgemäßen Partnerin mit einer Schwester vermählen. Auf Hierro und Lanzarote herrschte Vielweiberei, auf der Letztgenannten sogar Vielmännerei. Auf La Gomera war die Familie unbeständig, und man näherte sich dem Zustand eines allgemeinen sexuellen Durcheinanders. Andererseits scheint es so, als habe es zur Zeit der spanischen Eroberung nicht nur auf Fuerteventura in religiöser Beziehung, sondern auch auf La Palma, wo sich die Frauen im Kampf mehr hervortaten als die Männer, gewisse Spuren eines früher herrschenden matriarchalischen Regimes gegeben, das auf den Inseln einer weiter fortgeschrittenen Kultur und festeren Strukturen wich.

Handwerk. Zumindest auf Gran Canaria gab es Gilden von Maurern, Holzfällern, Seilern, Gerbern und Malern, welch Letztgenannte die Ausschmückung der Paläste und Häuser besorgten, wie auch von Schlächtern und Balsamierern, welch beide Berufe wenig angesehen waren.

Mumien. Die Leichen von hochgestellten Persönlichkeiten wurden mittels Einbalsamierung erhalten. Nach Entfernung von Eingeweiden und Gehirn, die üblicherweise, aber nicht immer vorgenommen wurde, beizte man die Leichen in geschmolzener und mit aromatischen Kräutern durchsetzter Butter und ließ sie sodann in der Sonne trocknen. Danach wurden sie in mehr oder weniger bearbeitete Ziegenhäute gewickelt und eingenäht (Foto 13). Die so präparierten *xaxos* wurden in schwer zugängliche Grotten gelegt oder – den Kopf stets nach Norden ausgerichtet – in Gruben beigesetzt, die man in den vulkanischen Tuffstein geschlagen und mit Pyramiden locker geschichteter Felssteine be-

deckt hatte. Das Einbalsamieren der Leichen erfolgte also durch ein Verfahren, das mit dem in Ägypten angewandten nicht allzu viel zu tun hatte. Und doch ist ein solcher Einfluß wahrscheinlich. Den Libyern mußte das im Nachbarland Ägypten angewandte Verfahren zur Konservierung der Leichen bekannt sein, obwohl sie selbst diese Sitte nicht hatten.

Schädelbohrung. Die Kanarier hatten einige medizinische Kenntnisse. Sie wandten Schröpfung, Ausbrennen und Aderlaß allgemein an. Überraschender ist die Schädelbohrung, die die Patienten häufig überlebten, wie einige Mumien und andere Schädelfunde beweisen. Diese Methode wurde in Europa wie in Libyen in megalithischer Zeit und noch früher angewandt.

Prägeformen. Auf Gran Canaria wurden zahlreiche Objekte gefunden, die aus einer kleinen Platte aus Holz oder Terrakotta mit einem Handgriff auf der Oberseite bestehen, während in die Unterseite geometrische Motive vertieft eingelassen sind. Man hat angenommen, daß sie dazu dienten, falsche Tätowierungen auf die Haut zu drucken. Man wird jedoch die Frage stellen dürfen, ob es sich nicht, wie Berthelot[59] glaubt, um Siegel gehandelt hat, die dazu bestimmt waren, beschriebene Schrifttäfelchen, wie auf Kreta, zu beglaubigen, die nicht erhalten sind. Ähnliche Instrumente wurden in Libyen verwendet. Aber Piette entdeckte in der megalithischen Grotte von Gourdan die gleichen Instrumente mit den gleichen Zeichen aus Rentierhorn oder Stein gemacht.

Waffen. Außer dem Spieß und dem Assagai, dem afrikanischen Wurfspeer, die bei den verschiedensten Völkern

üblich waren, gebrauchten die Kanarier zwei besondere Waffen. Eine von ihnen war eine Hellebarde, die sie *magado* nannten. An der Spitze eines Stockes von drei Metern Länge waren zwei *tabona* genannte Schneideflächen aus Obsidian (Gesteinsglas) angebracht. Die andere, der die Spanier den Namen *boleadora* (Wurfriemen) gaben, bestand aus zwei oder drei steinernen Kugeln, die durch Schnüre von etwa 50 cm Länge an einem einzigen Seil von einem Meter Länge befestigt waren. Der Krieger ließ dieses Wurfgeschoß über seinem Kopf kreisen, bis er es im geeigneten Augenblick auf seinen Gegner losließ, um dessen Beine es sich schlang und ihn so bewegungsunfähig machte.

Eßbare Hunde. Es gab auf den Inseln zwei Hunderassen. Die eine war klein und wolfsähnlich mit kurzem Fell und langen Pfoten, von der einige Exemplare in mumifiziertem Zustand erhalten sind. Die andere war von kleinem Wuchs, schwarz und unbehaart. Diese Tiere wurden gebraten verspeist. Keine der beiden Rassen stammte aus Afrika, wo auch die Gewohnheit, Hunde der menschlichen Ernährung nutzbar zu machen, unbekannt war.

Bekleidung. Im allgemeinen waren die Kanarier unbekleidet. Wenn sie sich aus Gründen des Standes oder besonderer Umstände etwas anzogen, so war es auf Gran Canaria und Teneriffa bei den Männern ein Rock aus geflochtenen Palmenblättern, »bewundernswert gemacht«, wie es bei Torriani heißt. Den Oberkörper bedeckten sie mit einer kurzärmeligen Bluse aus weißem Ziegenleder, die sie mit dem *tamarco* ergänzten, einem Umhang aus braunem oder schwarzem Ziegenfell. Als Kopfbedeckung verwendeten sie

das Fell eines Ziegenlammes »nach Art einer deutschen Haube«, wie der gleiche Autor im einzelnen erläutert, bei der die Beine des Tierchens über die Schultern des Trägers hingen. Die Frauen trugen ein langes Kleid aus Leder mit kurzen Ärmeln, das sie vom Hals bis zu den Füßen bedeckte. Ihr Haar fiel, die Stirn frei lassend, in zwei Strähnen über die Brust oder in zwei Zöpfen über den Rücken. Weniger ausführlich ist die Information, die wir in dieser Beziehung über Lanzarote und Fuerteventura besitzen. Wir wissen nur, daß die Bekleidung ihrer Bewohner aus zwei Schafsfellen bestand, das eine vorne, das andere hinten, mit feinen Lederschnüren zusammengenäht. Auf La Gomera benutzten die Männer nur einen Lendenschurz und die Frauen einen kurzen Rock, den sie durch einen *tamarco* ergänzten. Auf Hierro und La Palma bekleideten sich die Männer mit langen Fellen, die die Arme und Beine frei ließen, und die Frauen mit einem Rock, der bis über die Knie reichte, und einer ärmellosen Bluse, deren Leder so fein war, daß man fast hindurchsehen konnte. Im allgemeinen gingen die Kanarier barfuß, aber sie trugen auch manchmal Sandalen aus Ziegen- oder Schweinsleder. Männer und Frauen trugen gerne Schmuck – Halsketten aus Terrakotta-Kugeln oder Fischwirbeln, Ohrgehänge aus Muscheln – und verwendeten Kämme aus Holz, um ihr Haupthaar zu ordnen. Aus bestimmtem Anlaß trugen die Männer Federschmuck wie die Tamehu, die Kreter und später die Berber.

Wir haben hier also eine Inselgruppe, die trotz der Vulkanausbrüche, die sie ab und zu heimsuchen, paradiesisch ist. Sie ist wahrscheinlich zu Beginn des 4. Jahrtausends von entfärbten Cromagnon-Menschen besiedelt worden, die aus Nordafrika kamen, wo sich ihre unmittelbaren Vorfahren niedergelassen hatten, nachdem sie aus der überschwemmten angloskandinavischen Tiefebene ausgezogen waren. Sie waren die Träger der Megalith-Kultur, der wir die riesenhaften Baudenkmäler der Bretagne und anderer Gegenden verdanken und aus der bald die Städte Büdelsdorf, Los Millares und Lixus entstehen sollten. Sie besaßen eindrucksvolle Kenntnisse auf dem Gebiet der Astronomie und hatten das Schriftsystem des Magdaléniens geerbt und vervollkommnet. Sie befanden sich am Ende der Jungsteinzeit, und es sollte nicht mehr lange dauern, bis in Tartessos die Metallurgie entstand, die sich den charakteristischen Wirtschaftsformen einer zu Ende gehenden Zeit, dem Ackerbau und der Viehzucht, hinzufügte. Zu diesen ersten Bewohnern der Inseln kommen später in untergeordneter Stellung die kräftigen, danach die zierlichen Mittelmeer-Menschen und schließlich einige nordische, ohne von einer kleinen, viel späteren und demographisch wie kulturell völlig bedeutungslosen Gruppe von Einwanderern zu sprechen, die auf Grund der arabischen Eroberung des Maghreb eintraf.

Die Rasse und die geographische Herkunft der eigentlichen Guanchen sind durch die Mumien und Knochenreste der ersten Bewohner der Inseln, durch die Beschreibungen

und Aquarelle der zeitgenössischen Chronisten der normannischen und spanischen Eroberung und durch die Eigenschaften der derzeitigen Bevölkerung bewiesen. Zu dieser uranfänglichen Schicht gehören die aus großen Natursteinblöcken oder gerade eben nur roh behauenen Steinen errichteten megalithischen Baudenkmäler. Es scheint nicht, daß die kräftigen Mittelmeer-Menschen auf kulturellem Gebiet allzu viel beigetragen hätten. Sie waren wahrscheinlich schon bei ihrem Eintreffen von den Cromagnon-Menschen assimiliert. Die zierlichen Mittelmeer-Menschen dagegen brachten eine neue zyklopische Architektur nach den Kanarischen Inseln, die derjenigen auf den Balearen und Sardinien ähnelt. Die auf ihre Tätigkeit oder ihren Einfluß zurückzuführenden Bauten sind in locker geschichtetem Feldstein oder in bearbeiteten Steinen errichtet, und ihre Auffassung ist, wie das besonders der Friedhof von Gáldar beweist, viel ausgeprägter.

Die archäologische Untersuchung dieser beiden Arten von Bauwerken läßt ihnen ein gemeinsames Kennzeichen zusprechen: das Fehlen jeder Entwicklung. Die megalithischen Baudenkmäler der ersten Zeit sind nicht nur von geringeren Ausmaßen als diejenigen in Europa, was wahrscheinlich auf das Fehlen von Arbeitskräften zurückzuführen ist, sondern sie zeigen auch in ihrer Entwicklung keinerlei Fortschritt. Diejenigen der zweiten Periode, die viel weniger eindrucksvoll als die sardischen *nuraghen* sind, weisen alle die gleiche Bautechnik auf. Der gleiche Entwicklungsstillstand zeigt sich auf allen Gebieten: Keramik, Bewaffnung, Bekleidung und Gebräuche. Die Kanarier be-

schränken sich im Lauf der Jahrtausende auf die Bewahrung des Erbes zweier Einwanderungswellen, die vom kulturellen Gesichtspunkt aus grundlegende Bedeutung hatten. Ja, sie nehmen nicht einmal alles an, was ihnen mitgebracht wurde. Sie verstehen nicht, Wolle zu weben, obwohl sie Ziegen halten. Sie kennen die Metallverarbeitung nicht, obwohl es auf den Inseln Vorkommen von Gold und Silber gibt. Die zierlichen Mittelmeer-Menschen kannten zur Zeit ihrer Einwanderung die Technik des Webens genauso wie die der Metallverhüttung. Wenn die Kanarier sich von ihnen nicht belehren ließen, so nicht, weil es ihnen an Auffassungsgabe gefehlt hätte. Sie wollten ganz einfach nicht. Sie lehnten es ab. Das ging so weit, daß sie sogar die kulturellen Werte, die sie übernahmen, vernachlässigten. Das zeigt sich, wie wir gesehen haben, auf dem Gebiet der Architektur, aber auch auf dem der Seefahrt. Obwohl sie über Bäume und Felle verfügen, benutzen sie dies unerläßliche Rohmaterial nicht, um jene großen Schiffe zu bauen, ohne welche sie nie mit ihren Frauen und Haustieren auf die paradiesischen Inseln hätten gelangen können, und begnügen sich mit ihren primitiven Kanus, mit denen sie gerade eben von einer Insel zur anderen gelangen können. Wölfel hat also vollkommen recht, wenn er die kanarische Kultur als »barbarisiert und provinzialisiert« bezeichnet.

Wir wissen nicht, welche Gründe die aufeinanderfolgenden Einwanderer (abgesehen von den Berbern des 6. Jahrhunderts) bewogen, sich auf den Kanarischen Inseln niederzulassen. Waren es Stammesfehden, politische Konflikte, Hungersnöte, Seuchen oder nur der Wunsch, die überliefer-

ten Gebräuche zu behalten? Welcher Art die Gründe auch waren, müssen sie jedenfalls zwingend gewesen sein, denn diese Einwanderer gaben nicht nur ihr Heimatland Libyen auf dem Kontinent auf, sondern wählten auch die Isolierung auf den Inseln beziehungsweise sogar auf einer einzelnen derselben. Wozu Verbindung mit der von ihnen verlassenen Welt behalten oder wiederaufnehmen? Sie und ihre Nachkommen stellten eine Restbevölkerung dar, die froh und zufrieden von Ackerbau, Viehzucht und Fischfang lebte und Abwechslung oder gar Aufregung bei gelegentlichen örtlichen Auseinandersetzungen oder einem Raubzug auf eine Nachbarinsel fand. Handel gab es nicht und konnte es gar nicht geben, da die Inseln nichts hervorbrachten, was auszuführen sich gelohnt hätte. Es ist nicht ganz auszuschließen, daß ab und zu irgendein Schiff aus Europa, Nordafrika oder dem Vorderen Orient, das von seinem Kurs abgekommen war oder Abenteuer suchte, hier gelandet ist. Nach dem Verhalten der Insulaner bei solchen Fällen vor der normannischen Invasion zu urteilen, müssen die Ausländer freundschaftlich aufgenommen worden sein, wenn ihre Landung zufällig erfolgte, während jede Angriffsabsicht eine sofortige und heftige Abwehrmaßnahme auslöste. Es scheint sogar, daß die Kanarier nicht der atlantischen Gemeinschaft angehörten und daher auch nicht an dem Angriff beteiligt waren, den ihre europäischen und libyschen Verwandten im Jahr –1226 gegen Griechenland und Ägypten richteten.

Die Isolierung der Inseln wurde jedoch mindestens einmal durchbrochen. Die Einführung einer Keramik vom ägäischen (ganz genau: vom minoischen) Typ auf den Kana-

rischen Inseln genügt zu der Feststellung, daß es einen kulturellen Einfluß aus dem östlichen Mittelmeerraum gegeben hat. Die Höhleninschriften, die sich mehr oder weniger überall auf der Inselgruppe befinden, liefern uns in dieser Hinsicht sichere Angaben. Die Megalithiker hatten auf der Grundlage des bereits von den Menschen des Magdaléniens Geschaffenen verschiedene Zeichensysteme entwickelt, die bereits eine Art Schrift darstellten. Diejenigen von ihnen, die nach Ägypten gelangten, verwendeten anfänglich eines dieser Systeme, um ihre Gedanken schriftlich niederzulegen. In Übereinstimmung mit der künstlerischen Begabung der Ur-Buschmänner, die die Masse der einheimischen Bevölkerung stellten, ersetzten sie sie bald durch Hieroglyphen, das heißt darstellende Zeichen. Als sie Kreta eroberten, führten sie dort beide Schrifttypen ein. Die Kreter übernahmen zuerst das Hieroglyphensystem, ersetzten es aber schnell durch eine Silbenschrift, die nach megalithischer Art aus herkömmlichen Schriftzeichen bestand. Diese waren den zuvor gebrauchten figurativen Zeichen entnommen. Die Libyer entwickelten ihrerseits auf der Grundlage der von ihren Vorfahren willkürlich gezeichneten Ideogramme ein konsonantisches Alphabet, das heute noch in Gebrauch ist. Währenddessen arbeiteten die Nordmenschen auf der gleichen Grundlage und im gleichen Sinn ein System nicht alphabetischer Zeichen aus (die hyperboreischen Runen der Bronzezeit), aus denen später die Runenalphabete der Wikingerzeit abgeleitet wurden. Nun begegnen wir auf den Kanarischen Inseln nicht nur megalithischen Zeichen, die auf die ersten Einwanderer zurückzuführen

sein mögen, sondern auch kretischen, libyschen und hyperboreischen Inschriften. Wir haben weiter oben gesehen, aus welchen Gründen wir einander folgende Einwanderungswellen aus dem östlichen Mittelmeer, Libyen und Nordeuropa für ausgeschlossen halten. Es bleibt also nur eine Erklärung übrig: eine Gruppe von Menschen, die die drei fraglichen Schrifttypen kannten und gleichzeitig verwendeten, hielt sich vorübergehend auf der Inselgruppe auf. Ein solches Zusammentreffen war niemals und nirgends der Fall – außer in Troja. Laut Herodot flohen die Überlebenden des von Homer besungenen Trojanischen Krieges nach Libyen, wo sie jedoch keinerlei Spuren hinterließen.

Alles läßt uns daher glauben, daß die Flüchtlinge auf die Kanarischen Inseln gelangten. Aber sie blieben nicht dort. Hätten sie sich auf den Inseln niedergelassen, wäre die Schrift erhalten geblieben, was jedoch nicht der Fall ist. Ihr Aufenthalt dauerte also nicht länger als einige Monate oder so lange Zeit, wie nötig war, um die Trojaner libyscher Herkunft etwas von den Dialekten der Guanchen erlernen zu lassen, was ihnen nicht schwer fiel. Dann stachen die Flüchtlinge erneut in See. Bis heute weiß niemand, wohin sie fuhren.

IV.

DIE KULTURBRINGER MITTELAMERIKAS

1. Eine Kultur entsteigt dem Meer

Im 13. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung lebten die Bewohner des heutigen Mexikos seit rund 2000 Jahren in kulturell unbestimmter Situation dahin. Sowohl auf der »kalten Erde« im zentralen Hochland, wohin die Nahua damals noch nicht gelangt waren, als auch auf der »heißen Erde«, die das Hochland im Osten, Süden und Westen umgibt, befanden sich Stämme altsteinzeitlicher Jäger und Sammler untermischt mit fest ansässigen Gruppen dürftiger Menschen in einer Jungsteinzeit, die auf niedrigster Stufe stehengeblieben zu sein schien. Sie hatten einen gewissen primitiven Ackerbau und eine grobe Keramik in Gestalt von Gefäßen für den täglichen Gebrauch und einige wenige Terrakotta-Figuren. Fortschritt war seit langem nicht zu erkennen. Jagd, Fischfang und eine Ernte von der Hand in den Mund lieferten das Nötigste zum Überleben.

Dieser Zustand ist durchaus verständlich. Im Gebirge war das Klima bei einer durchschnittlichen Höhe von 2000 Me-

ter gemäßigt, aber die Erde weitgehend unfruchtbar. An den Küsten und im Süden stellte der aus tropischen Urwäldern und Sümpfen bestehende Dschungel eine dem Menschen feindliche Umwelt dar. Die während acht Monaten des Jahres in zwei Perioden niedergehenden Platzregen machen dieses Gebiet – neben demjenigen des Amazonas – zu dem für das Entstehen einer Zivilisation vielleicht ungeeignetsten ganz Amerikas. Wie sehr das zutrifft, beweist die Tatsache, daß noch heute, da die Technik des industriellen Zeitalters es ermöglicht, diese nur für Wilde erträglichen Lebensbedingungen zu verbessern, die »heiße Erde« praktisch unbewohnt ist, wenn man von einigen Ortschaften an der Küste absieht. Und doch war es in dieser unwirtlichen Zone, daß plötzlich und ohne Übergang die Mutter aller präkolumbianischen Hochkulturen entstand.

Um das Jahr –1200 nämlich erscheinen auf dem Küstenstreifen des Golfes von Mexiko (s. Karte Abb. 32) bisher unbekannte Menschen, die Mittel- und Südamerika umgestalten werden. Die Archäologen nennen sie Olmeken – ein willkürlicher Name, der geeignet ist, Verwirrung zu stiften. Die Azteken benutzten ihn zur Zeit der spanischen Konquista zur Bezeichnung ihrer Zeitgenossen auf der »heißen Erde« des Atlantiks im Osten ihres eigenen Siedlungsgebietes. Sie hatten mit denjenigen nicht mehr viel zu tun, die vor ihnen in diesem Gebiet gelebt und aus ihm vor etwa 1500 Jahren verschwunden waren. Mit dem Namen der Olmeken (*olmeca* in spanischer Sprache) hat es seine eigene Bewandtnis. Die Chronisten der spanischen Konquista legten ihn einfach falsch aus. Sie leiteten ihn von den Worten *ca* und

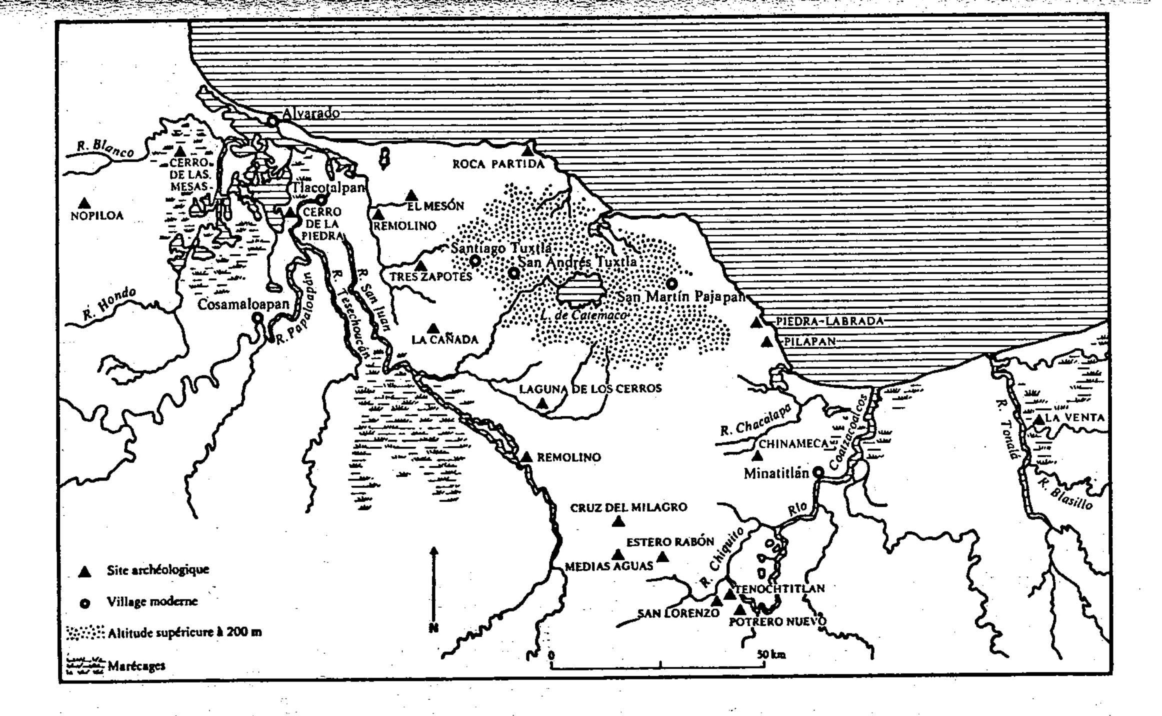


Abb. 32: Karte vom Golf von Mexiko (nach Ignacio Bernal: »The Olmec World«, Berkeley 1969)

ulli oder *olli* (*u* und *o* werden in den amerikanischen Sprachen häufig gleichwertig verwendet) ab, von denen das eine in der Nahuatl-Sprache »Leute« bedeutet, das andere »Kautschuk«. Danach wären also die Olmeken die »Kautschuk-Leute«. Diese Erklärung ist unannehmbar. Einmal ist der Kautschukbaum (Hevea) in dem Siedlungsgebiet der Olmeken zwar nicht unbekannt, hat aber seine eigentliche Heimat viel weiter südlich, mitten im Land der Maya. Andererseits hat das Wort *olmeca,* wenn man es mit »Kautschuk-Leute« übersetzt, eine Silbe zu viel: *me.* Und schließlich wissen wir, daß die Maya den Tolteken, den Vorläufern der Azteken auf dem zentralen Hochland, als Herkunftsland ein gewisses »Land des Olman« zuschrieben und daß die Führerschaft von Mayapán, ihrer zweiten Hauptstadt, verpflichtet war, sich der »Sprache Olmans« zu bedienen. Die Silbe *me* in dem Wort *olmeca* ist also nichts anderes als eine etwas entstellte Verkleinerung von *man,* welches Wort in den mexikanischen Sprachen keinerlei Bedeutung hat. Wir konnten jedoch feststellen[64], daß Olman gleichbedeutend mit dem Namen des Wikinger-Fürsten Ullman war, also des Mannes von Ull (Ull war in der skandinavischen Mythologie der Gott der Jäger), der die Wikinger anführte, als sie im Jahr 967 in Panúco an der Küste des heutigen Mexiko landeten. Die ersten Indianer, die sie dort trafen und sich dienstbar machen sollten, waren die von den Olmeken jener Zeit unterworfenen Huaxteken. Die Olmeken sind also nicht »Kautschuk-Leute«, sondern die »Leute Ullmans«, während das »Land Olmans« in der Überlieferung der Maya nicht das Ursprungsland der Tolteken, sondern der Wikin-

ger aus Schleswig war. Wenn man daher den Volksnamen *olmeca* auf die im Jahr –1200 eingetroffenen Kulturbringer anwendet, wird er zu einem heillosen Anachronismus.

Um zu wissen, um wen es sich bei ihnen tatsächlich handelt, müssen wir vor allem feststellen, woher sie kamen, da sie ja keine Einheimischen waren. Nun ist nirgends in Amerika auch nur die geringste Spur einer vorhergehenden Hochkultur zu entdecken. Aber wir besitzen zwei Beweise dafür, daß die Olmeken – lassen wir es nun einmal bei diesem verkehrten Namen – übers Meer nach Amerika kamen. Der erste besteht darin, daß die Maya-Dialekte nach zwei geographischen Zonen voneinander getrennt sind. Im Süden und Osten wird das eigentliche Maya gesprochen und im Norden des Küstengebietes, wo sich die fraglichen Neuankömmlinge niedergelassen hatten, die Sprache der Huaxteken. Dem Philologen Morris Swadesh[65] gelang es, mit verschiedenen Methoden der Glottochronologie, einer neuen Wissenschaft von der Entwicklung der Sprachen, nachzuweisen, daß diese Teilung sich um das Jahr –1200 vollzogen haben muß. In Ergänzung dieser Schlußfolgerung fügt Jacques Soustelle[66] hinzu: »Von dieser Hypothese ausgehend, geht alles so vor sich, als ob sich eine nicht den Maya zugehörende Gruppe als Keil zwischen die Huaxteken und die Maya geschoben habe, wobei sich die Erstgenannten nach Norden und die anderen nach Osten und Süden gewandt hätten.« Wahrscheinlicher ist, daß diese fremde Gruppe die zwischen den beiden genannten Völkern lebenden Eingeborenen überlagert und ihnen ihre Sprache aufgenötigt hat. Und da sie nicht aus dem Westen kam, das heißt

aus der Bergwelt der primitiven Stämme, bleibt als Ankunftsweg nur der Osten – der Ozean.

Der zweite Beweis ist geographischer Art. Die fünf großen Siedlungszentren der Olmeken liegen nämlich an den Mündungen der fünf schiffbaren Flüsse des Küstengebietes, die heute den mexikanischen Staat Veracruz und einen südlichen Streifen des Staates Tabasco bedecken. Diese Flüsse – der Tecolapán, Papaloapán, San Juan, Coatzacoalcos und der Tonalá – stellen den einzigen Zugang zum Landesinnern dar. Aber nur Seefahrer konnten ihn benutzen. In dieser Beziehung erregen zwei Punkte Aufmerksamkeit. In erster Linie liegen vier der erwähnten Niederlassungen nicht an den Flüssen selbst, sondern an einem ihrer Nebenflüsse. Und dann befinden sich alle weit von der Küste entfernt, die älteste, San Lorenzo, am weitesten. Das scheint darauf hinzudeuten, daß die Neuankömmlinge sich in der Verteidigung befanden und mit eventuellen Feinden rechneten, die über das Meer kommen konnten. Es waren also Fremdlinge, die das Gebiet nicht kannten. Natürlich verfügten die Olmeken über Schiffe. Das auf dem sogenannten Humboldt-Votivbeil dargestellte (Abb. 33) zeigt die charakteristische Form der nordischen Schiffe, ja es scheinen sogar sein Bug und Heck mit einem Vogelkopf verziert zu sein, wie das bei den Schiffen der Nordmeervölker um das Jahr –1200 der Fall war (Abb. 4).

Mit Ausnahme des vulkanischen Massivs der Tuxlas, das eine Höhe von 600 Metern erreicht, besteht die »mutterstädtische Zone« der Olmeken, wie der mexikanische Ethnologe Ignacio Bernal[67] das 18000 Quadratkilometer große

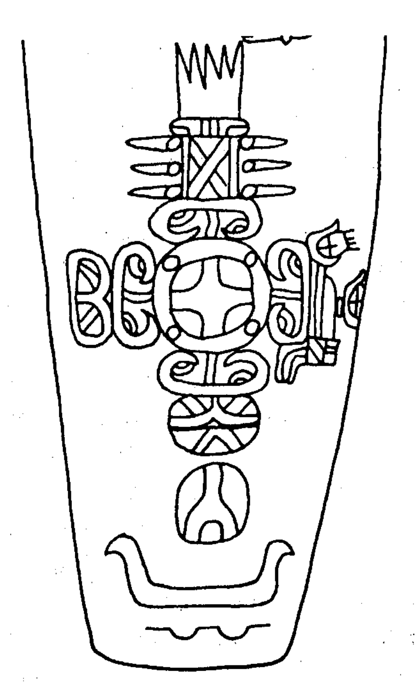


Abb. 33: Olmekisches Schiff und Keltenkreuz auf der sogenannten Humboldt-Axt (in Jacques Soustelle[66])

Gebiet nennt, in dem sich die oben erwähnten großen Siedlungszentren, über die noch manches zu sagen sein wird, befinden, aus Urwäldern und Sümpfen, die nicht mehr als 100 Meter über dem Meeresspiegel liegen. Hier war es, wo im 13. Jahrhundert v.d.Z. das erschien, was Jacques Soustelle[66] so beschrieb: »eine Hochkultur von nicht nachzuahmendem Stil, deren Wurzeln nirgends zu finden sind (und) die ebenso unerklärlicherweise verschwindet, wie sie auf-

tauchte, jedoch nicht ohne eine Erbschaft zu hinterlassen, die von einer Zeit zur anderen weitergereicht wird bis zum Schluß, bis zum Untergang der Azteken und Maya. Es handelt sich um eine Hochkultur, deren Ursprünge unbekannt sind, weil sie jenseits des Ozeans liegen, und die sich nicht nur in einer feindlichen Umwelt behauptet hat, sondern deren Ausstrahlung auch über ein Jahrtausend hinweg in ganz Mittelamerika und weit darüber hinaus zu spüren ist.«

Das erste Vordringen der Olmeken ins Innere Mexikos bekundet sich schon um –1200 auf der zentralen Hochfläche rund um den See von Texcoco, an dessen Ufern sich heute die Hauptstadt des Landes, das Tenochtitlán der Azteken, erhebt. Hier finden sich die Spuren verschiedener ihrer Siedlungen, von denen aus sich ihre Kultur, die derjenigen der Einheimischen unvergleichlich überlegen ist, dieser gegenüber durchsetzt und – nach Verschwinden ihrer Zentren in der »mutterstädtischen Zone« – die Teotihuacán-Kultur unter neuen Formen entstehen läßt, die danach – auch nicht ohne eigene Beiträge – die Tolteken und die Azteken erben werden. Vom Hochland aus ist über den Fluß Balsas die Pazifik-Küste leicht zu erreichen, auf welchem Weg tatsächlich archäologische Spuren verschiedener Siedlungen von recht hohem kulturellen Niveau erscheinen. Ein anderer Weg des Vordringens führt die Kulturbringer bis in die Täler des heutigen Staates Oaxaca, wo die Stadt Monte Albán und einige weniger bedeutende Mittelpunkte sich unter dem Einfluß der Golfzone entwickeln, ohne Niederlassungen der Olmeken zu sein. Weiter im Süden liefern uns nicht nur das

Gebiet der Maya, sondern auch Guatemala, Honduras, Costa Rica und El Salvador greifbare Beweise für die engen Verbindungen mit den Ausländern.

Lassen wir im Augenblick entlegenere Ausstrahlungen beiseite und beschränken wir uns auf Mexiko, wo sich die Neuankömmlinge niederließen. Wir finden im Herzland, wie man die »mutterstädtische Zone« nennen kann, Städte, die wahrscheinlich konföderiert waren wie später diejenigen der Maya und Azteken, als Mittelpunkte zur Ausübung des Kults, der Politik und des Kunsthandwerks, deren Autorität sich auch über die Dörfer von sicherlich eingeborenen Akkerbauern in dem angrenzenden Gebiet erstreckte. Darüber hinaus säumten kleine Siedlungen von Priestern, Handwerkern und wahrscheinlich auch Soldaten die Straßen des Vordringens, die es den Olmeken gestatteten, die von ihnen so geschätzten Halbedelsteine zu besorgen. Die Städte des Küstengebietes brauchten jedoch nicht nur Rohstoffe. Es fehlten ihnen die Massen von Arbeitskräften, die sie nur auf dem Weg der Zwangsarbeit bekommen konnten. Von der kulturellen Überlegenheit und der militärischen Macht ihrer Herren überwältigt, nahmen die Eingeborenen jahrhundertelang die ihnen auferlegte Abhängigkeit passiv auf sich. Immerhin ist wahrscheinlich, daß sich in den beiden wichtigsten Zentren, San Lorenzo und La Venta, als Auswirkung des immer höheren Lebensstandards der herrschenden Aristokratie eine Art Proletariat gebildet hat. Obwohl kein Stamm des Gebietes in der Lage war, den Olmeken siegreich entgegenzutreten, kam es aus diesem oder jenem Grund um das Jahr –400 zu einem örtlichen Auf-

stand, der die Entvölkerung und teilweise Zerstörung beider Städte herbeiführte. Andere Siedlungen des »Herzlandes« hielten sich noch fünf oder sechs Jahrhunderte länger, verkamen aber ohne die politische und vor allem kulturelle Förderung durch die verschwundenen Städte langsam und gingen schließlich ebenfalls unter.

Auf dieser Höhe unserer Untersuchung tritt die grundlegende Frage auf: Wer waren die angeblichen Olmeken und woher kamen sie? Thor Heyerdahl[18] hat sich verdienstvollerweise mit ihr beschäftigt, aber nicht gründlich und vollständig genug. Er benutzte dabei das nicht immer ganz zutreffende Hilfsmittel der zu beobachtenden Übereinstimmungen zwischen der ursprünglichen Kultur Mexikos und derjenigen Ägyptens und des Vorderen Orients. Die Kulturbringer der »Neuen Welt» seien »von dort« gekommen, meint er. Die völlige Ahnungslosigkeit unseres kühnen und genialen Ozeanforschers auf dem zweifachen Gebiet der Anthropologie und der Ethnogonie und seine beharrliche Ansicht, das Eintreffen von Weißen unbekannter Herkunft in Amerika stehe mit der Schiffahrt auf Flößen aus Papyrus in Verbindung, ließen ihn die richtige Antwort verfehlen. Wir müssen uns unsererseits noch auf eine doppelte Feststellung beschränken: Im 13. Jahrhundert v.d.Z. verschwinden die Überlebenden Trojas aus Libyen und fahren über die Kanarischen Inseln auf den Ozean hinaus, ohne daß von ihnen irgendeine Spur weder an den Küsten Afrikas noch natürlich an denen Europas gefunden wird, was nicht verwundern kann, da jedes Schiff von den marokkanischen Atlantikhäfen und den Kanarischen Inseln aus ohne viel eigenes Zutun

innerhalb weniger Wochen von Wind und Strömung in den Golf von Mexiko getrieben wird; und im gleichen 13. Jahrhundert landen Seefahrer unbekannter Herkunft an den Küsten jenes Golfes und bringen Mittelamerika eine Hochkultur, aus der alle großen vorkolumbianischen Kulturen hervorgehen sollen. Wir stellen daher vorsichtshalber in Form einer Frage eine Hypothese auf: Sollte es sich nicht um die gleiche Gruppe handeln?

2. Der Jaguar-Mensch und die Bärtigen

Die Feuchtigkeit und Säure des Bodens im Gebiet des Golfes und vielleicht auch der Brauch der Leichenverbrennung ließen keinerlei Knochenreste der Olmeken bis heute erhalten bleiben. Aber wir haben zahlreiche archäologische Fundstücke, die uns Menschen jener Zeit zeigen. Natürlich verschaffen uns diese Statuen, Terrakottafiguren und – seltener – Höhlenmalereien nicht die Gewißheit von Skelettvermessungen. Jedes Kunstwerk ist mehr Auslegung als Kopie. Trotzdem sind in dem uns interessierenden Fall die dargestellten Personen häufig mit einer so außerordentlichen Genauigkeit wiedergegeben, daß die Fachleute nicht zögern, von Abbildern im wahrsten Sinne des Wortes zu sprechen. Auf jeden Fall reichen sie bei weitem aus, wie wir sehen werden, um unter der Bevölkerung des »Herzlandes« das Vorhandensein verschiedener Rassetypen nachzuweisen, die sich sehr genau voneinander unterscheiden.

Der am häufigsten auftretende ist, wie nicht anders zu

erwarten, derjenige der Einheimischen, Indianer mit stark ausgeprägten mongoloiden Kennzeichen. Es sind Menschen mittlerer Statur mit relativ kurzen Beinen, rundlich, zur Fettleibigkeit neigend und brachyzephal. Ihr im allgemeinen kurzes und breites Gesicht – es gibt auch eine Abart, deren Leptoprosopie (mit Schmalgesichtigkeit verbundene Dolichozephalie) durch eine Schädelverformung unterstrichen wird (Foto 16) – zeigt eine flache Nase, dicke Lippen und schräge Augen mit Falte bei erweitertem Augenabstand vom asiatischen Typ. Diese Beschreibung trifft auch auf viele andere Eingeborene Mittel- und Südamerikas zu. Aber die mehrheitlichen Olmeken unterscheiden sich durch eine morphologische Besonderheit, die sie auf den ersten Blick erkennen läßt. Es ist ihr Mund mit »verächtlich« und »grausam« – wie Soustelle[66] sagt – herabgezogenen Mundwinkeln (Abb. 34). Trotz der im Lauf der Jahrtausende stattgefundenen Vermischung sieht man in der fraglichen Gegend noch heute Indios und sogar Mestizen, die sich etwas – besonders in der Mundpartie – von dem soeben kurz beschriebenen Biotyp bewahrt haben. Vom ethnologischen Gesichtspunkt aus ist es nicht uninteressant, auf den Brauch der Olmeken hinzuweisen, sich die Vorderzähne ausziehen zu lassen, dem wir bereits bei den Cromagnon-Menschen und bei den kräftigen Mittelmeer-Menschen Libyens begegnet sind. Die bildhauerischen Darstellungen beweisen es.

Die Bildhauer stellen ihre Objekte diesen Typs nicht immer in rein menschlicher Gestalt dar. Manchmal übertreiben sie die Eigenarten des Gesichtes derart, daß dieses mehr einer Jaguar-Schnauze mit langen Reißzähnen ähnelt. Die



Abb. 34: Der »Olmeken-Mund« mit seinen herabhängenden Mundwinkeln in katzenartiger Verformung (in F. Hébert-Stevens: *»L'Art ancien de l'Amérique du Sud«,* Paris 1972)

meisten Ethnologen, die sich mit der von einer solchen Identifizierung aufgeworfenen Frage beschäftigt haben, begnügten sich mit einer einfachen Antwort: der in dem Gebiet häufig vorkommende Jaguar sei das Ahnentier des Stammes gewesen. José Imbelloni ist da anderer Ansicht[68]. Von Natur aus Skeptiker, der beharrlich jede auf Einflüssen von Übersee beruhende Theorie ablehnt, obwohl er schließlich doch einige Beziehungen zwischen Asien und Amerika zugeben mußte, wurde dieser italienisch-argentinische Anthropologe trotzdem zum Entdecker der unmittelbaren Herkunft des Jaguar-Menschen oder, wie wir zutreffender sagen müssen, da er die Olmeken nicht erwähnt, des präkolumbianischen Katzen-Menschen. Es ist das Medusenhaupt. Wir haben diese Episode der griechischen Mythologie bereits erwähnt, bei der Perseus der Meduse, einer der drei Töchter des Forsys, also Poseidons, das Haupt ab-

schlägt, ein so schreckliches Haupt, daß man bei seinem Anblick erstarrte. Sein Bild wird von Athene zu ihrem Schutz geführt und nach Hellas, auf die ägäischen Inseln und nach Troja gebracht. So wird es im ganzen östlichen Mittelmeerraum und weiter westlich in Sizilien verbreitet. Aber man begegnet ihm auch in Indonesien, Thailand, China, Japan und auf den Pazifikinseln. Man darf also mit Recht annehmen – und wir stellen diese hypothetische Schlußfolgerung auf –, daß sein Ursprung nordisch ist und auf jenes Volk zurückgeht, das später die Erbauer der Großsteingräber ebenso hervorbringt wie die Hyperboreer.

Drei Eigenarten kennzeichnen das Medusenhaupt, die sowohl einzeln als auch zusammen auftreten: spitze Reißzähne, heraushängende Zunge und Schlangen als Haupthaar. In Amerika begegnen wir ihnen in Mexiko, Kolumbien (San Agustín) und Peru. Überall ist der Mund geradlinig oder wie ein auf dem Rücken liegender zunehmender Mond, die Mundwinkel nach oben gezogen. Das ist nur im Land der Olmeken nicht so, wo andererseits, von dem allgemein schrecklichen Ausdruck abgesehen, nur die Reißzähne den Jaguar-Menschen mit dem Medusenhaupt der Ägäis verbinden. Die Künstler des »Herzlandes« am Golf von Mexiko (oder wer sie zu ihren Kunstwerken anregte) versahen also bei der Nachbildung des aus Europa gekommenen schützenden Bildwerkes den Mund mit den herabgezogenen Mundwinkeln der Eingeborenen mit Raubtierzähnen, wobei sie, um den Abschreckungseffekt zu erhöhen, reichlich übertrieben (Abb. 36). Vielleicht ist auf die gleiche Absicht auch die merkwürdige Längskerbe zurückzuführen, die die



Abb. 35: Medusenhaupt aus Syrakus
(Zeichnung in Pierre Honoré[75])

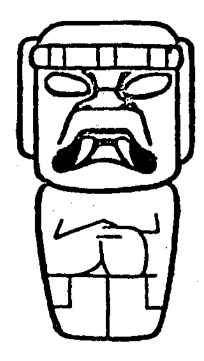


Abb. 36: Olmekisches Medusenhaupt (Zeichnung in
W. Krickeberg: *»Olmeken und Tolteken«,* Braunschweig 1950)

Schädelwölbung der dargestellten Personen (Abb. 37) in zwei Erhebungen teilt.

Es ist gewiß nicht überraschend, in Amerika Indianern zu begegnen und bei denen an der Küste des Golfes rassische Eigenarten festzustellen, die sie leicht von den anderen

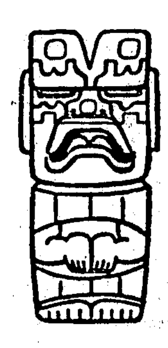


Abb. 37: Längsrinne auf dem Schädel eines Olmeken (Zeichnung in W. Krickeberg: »*Olmeken und Tolteken*«, Braunschweig 1950)

unterscheiden lassen. Es sind Einheimische, die ein deutlich gekennzeichnetes und sehr einheitliches Volk darstellen. Es ist daher bemerkenswert, in dieser Gemeinschaft Einzelpersonen zu begegnen, die nicht nur einer anderen Rasse, sondern auch einer anderen Spezies oder, wenn man will, Großrasse angehören. Die bildende Kunst der Olmeken zeigt uns von ihr zwei verschiedene Typen, die beide eindeutig weiß sind.

Der erste wird von Personen mit gedrungenem Oberkörper und kräftigen Gliedmaßen dargestellt, deren ganzer Körper mit einer leichten Fettschicht bedeckt ist, ohne im geringsten dick zu sein. Der obere Teil des Gesichtes zwischen Nasion und Prosthion ist kurz und breit. Die scheinbare Prosopöie ist auf eine hohe und kielförmige Schädelwölbung zurückzuführen, ohne von dem Bart zu sprechen, der den Unterkiefer noch künstlich verlängert. Der Mund ist fein, ohne daß die Mundwinkel besonders hervorträten. Die

Nase ist kurz, gerade und fein. Die Augen sind klein und horizontal gestellt. Die aus Uxpanapa stammende Figur, die die Archäologen beharrlich »Der Kämpfer« nennen (Foto 14) – es handelt sich unserer Meinung nach um einen Ruderer –, gibt uns ein ausgezeichnetes Beispiel von diesem Menschentyp, den sogar Jacques Soustelle[66], der im allgemeinen jeder Unklarheit abhold ist, als »vielleicht« einer »minoritären ethnischen Komponente« angehörig bezeichnet, obwohl er – fälschlich – behauptet, er habe »mandelförmige Augen, wie das bei den Olmeken die Regel ist«.

Was ihn, der kein Anthropologe ist und daher die sonstigen morphologischen Angaben nicht in Rechnung stellen konnte, zu diesem Zugeständnis bewog, sind der Bart und der Schnurrbart der dargestellten Person, die bei einem Indianer undenkbar sind. Für uns gibt es nicht den geringsten Zweifel, daß der vermeintliche »Kämpfer« zu der in Nordafrika und auf den Kanarischen Inseln wohlbekannten Variante mit hoher Schädelwölbung des Cromagnon-Menschen gehört. Der einzig abweichende Punkt – denn die scheinbare Brachyzephalie der dargestellten Person, die auf dem Foto nicht zu sehen ist, kommt allein von der Abflachung des Hinterkopfes, einer ständigen Technik in der Bildhauerei der Olmeken mit Ausnahme allein ihrer Riesenköpfe – sind die zu dicht beieinander stehenden Augen, wobei es sich jedoch um eine individuelle Spielart handelt, die bei anderen Darstellungen des gleichen Biotyps nicht in Erscheinung tritt. Das ist zum Beispiel bei dem »Botschafter« der Fall, wie das Monument Nr. 13 von La Venta (Abb. 38) genannt wird. Es hat die gleichen Kennzeichen



Abb. 38: »Der Botschafter«, Denkmal Nr. 13 von La Venta. Sein Biotyp ist derjenige eines Cromagnon-Menschen (Zeichnung in Philip Drucker: *»La Venta, Tabasco / A study of Olmec ceramics and art«*, Washington 1952)

wie »Der Kämpfer«, aber mit den Augen im richtigen Abstand. Das gleiche stellt man auch an dem Frauenkopf von Xochipala (im Staat Guerrero) fest, der etwa aus dem Jahr –1100 stammt und den man in anderem Zusammenhang leicht für die Abbildung einer ägyptischen Aristokratin aus der Zeit der ersten Dynastien halten könnte (Foto 15).

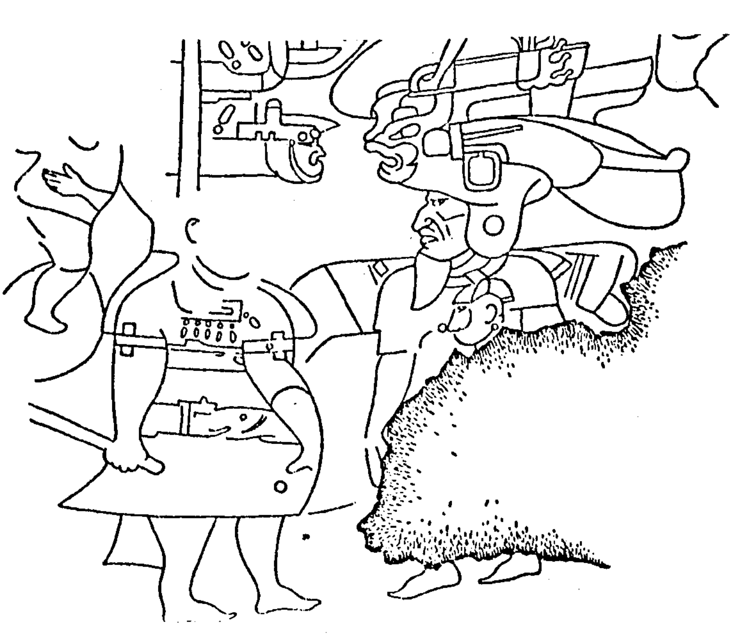


Abb. 39: Die (scherzhaft) »Onkel Sam« genannte Figur vom Gedenkstein Nr. 3 in La Venta. Ihr Biotyp erscheint nordisch. (Zeichnung in Philip Drucker: *»La Venta, Tabasco / A study of Olmec ceramics and art«,* Washington 1952)

Der Gedenkstein Nr. 3 von La Venta (Abb. 39) gibt uns einen guten Begriff von dem zweiten Typ Menschen weißer Rasse. Man sieht auf ihm zwei Personen. Die auf der linken Seite ist nach ihren Körperformen (das Gesicht ist zerstört) und nach ihrer Statur ein »Olmeke«. Die andere ist viel größer und schlanker und zeigt ein knochiges, unbestreitbar europäisches Gesicht mit Spitzbart. Die sehr kräftige Adlernase hat nichts »Armenoides« oder »Semitisches«, wie be-

hauptet worden ist. Das ist so gewiß, daß die Archäologen den Darstellungen dieser Rassenkategorie spontan den Beinamen »Onkel Sam« gaben. Uns scheint, daß es sich um Vertreter der nordischen Rasse handelt. Ein anderes Beispiel davon sehen wir auf dem Relief Nr. 2 von Chalcatzingo, einer der Olmeken-Siedlungen auf dem Hochland: Krieger, deren Gesichter mit Vogel-Katzen-Masken bedeckt sind, schicken sich an, einen Gefangenen mit Vollbart, der einen Hörner-Helm zu tragen scheint, hinzurichten (Abb. 40).

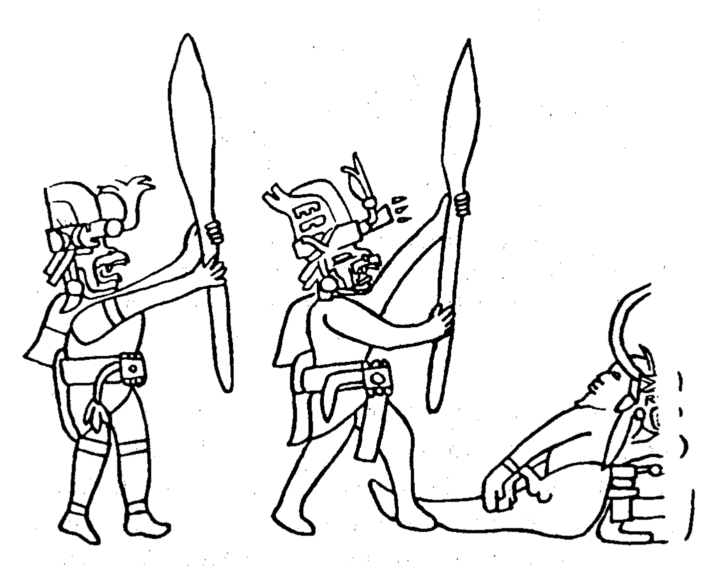


Abb. 40: Relief Nr. 2 vom Gedenkstein in Chalcatzingo. Der bärtige Gefangene von europäischem Biotyp (auf dem Erdboden) trägt einen Hörnerhelm (Zeichnung in Alexander von Wuthenau[69])

Bleiben die berühmten Kolossalköpfe von 8 bis 35 Tonnen Gewicht, die an verschiedenen Orten im »Herzland« der Olmeken gefunden wurden. Häufig hat man in ihnen Darstellungen von Angehörigen der schwarzen Rasse sehen wollen. Der Professor der Kunstgeschichte Alexander von Wuthenau[69], dem wir eine außerordentliche Sammlung mexikanischer Figuren der verschiedensten Rassetypen, darunter auch Negern, verdanken, bringt sie mit den Kuschiten Alt-Ägyptens in Zusammenhang, die – im Gegensatz zu seiner Annahme (leider ist er kein Anthropologe) – trotz einer gewissen Rassenmischung nicht viel mit dem *homo afer* zu tun haben. Die fraglichen Köpfe haben ein »quadratisches« Gesicht, eine flache Nase, mandelförmige Augen und – mit Ausnahme einer einzigen unter den 15 bekannten – einen Mund mit herabgezogenen Mundwinkeln, das heißt mit dem ausschlaggebenden Kennzeichen der Indios dieser Region. Von anderen Darstellungen derselben, die uns bekannt sind, unterscheiden sie sich vor allem durch ihren brutalen – nicht wilden – Ausdruck, der noch durch einen Helm mit Ohrenklappen verstärkt wird, den man oft mit demjenigen nordamerikanischer Fußballspieler verglichen hat. Wahrscheinlich handelt es sich bei ihnen um die Darstellung von Kriegern oder Athleten, die nach ihrem Biotyp für ein gewaltsames Kampfspiel ausgewählt wurden. Auf jeden Fall haben wir es mit örtlichen Indianern zu tun. Ihren Typ gibt es übrigens noch heute in China und im asiatischen Südosten.

Lassen wir also diese angeblichen Neger beiseite, die, was sie auch immer seien, nichts mit unserem Problem zu tun

haben. Es bleibt die Tatsache, daß wir innerhalb einer deutlich gekennzeichneten Eingeborenenbevölkerung Einzelmenschen begegnen, die zwei weißen Rassen angehören, derjenigen der Cromagnon-Menschen und der nordischen. Ist es denkbar, daß sich indianische Künstler ganz einfach Phantasiegestalten ausgedacht hätten, die zufällig mit zwei menschlichen Typen übereinstimmen, wie es sie auf der anderen Seite des Atlantiks gibt? Wenn wir die Zahl der Züge erwägen, die die einen mit den anderen gemein haben, zwingt uns die Wahrscheinlichkeitsrechnung, eine solche Erklärung auszuschließen. Und die reine Logik läßt uns auch die Hypothese verwerfen, die Ignacio Bernal[67] mit einer gewissen Vorsicht in dem Sinne aufgestellt hat, die Bärte einiger der dargestellten Personen »machten den Eindruck, falsch zu sein« und sollten wohl dazu dienen, ihren Trägern »größere Würde zu verleihen«. Diese haben nämlich nicht nur Bärte (und zwar echte), sondern auch Gesichtszüge, die völlig anders als diejenigen der Eingeborenen sind. »Die vermeintlich falschen Bärte«, so bemerkt außerdem Professor von Wuthenau sehr zutreffend, »die man auf alten mexikanischen Monumenten sieht, gleichen oft überraschenderweise denjenigen, die auf griechischen und etruskischen Skulpturen und Gemälden dargestellt sind. Und setzt andererseits nicht allein schon die Vorstellung, ein Bart könne ›größere Würde‹ verleihen, die Gegenwart von oder die Erinnerung an Menschen von höherem Niveau voraus, die einen solchen trugen?«

Die Hypothese vom Zufall und diejenige von der Verkleidung sind um so weniger annehmbar, als die in den Darstel-

lungen von Angehörigen der fraglichen »ethnischen Minderheit« zusammengebrachten beiden Typen zwei Rassen angehören, die nur im 2. Jahrtausend v.d.Z. und nur in einer einzigen Stadt der Welt zusammenlebten, die einige von ihnen gemeinsam verlassen mußten, um, ohne sich zu trennen, nach Nordafrika und danach auf die Kanarischen Inseln zu flüchten. Alles läßt daher annehmen, daß diese unvermuteten Weißen niemand anders waren als die Kulturbringer, die im 13. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung an der Küste des Golfes von Mexiko an Land gingen.

3. Mexikanische Megalithiker

Zur Zeit des Trojanischen Krieges ging die Megalithkultur ihrem Ende entgegen. Man trifft damals noch in Mykene, Tiryns und an anderen Orten auf Baudenkmäler und Wälle aus großen Blöcken von nicht oder nur ganz grob bearbeitetem Gestein und im westlichen Mittelmeergebiet auf Konstruktionen aus losen Feldsteinen. Wenn aber auch noch Menhire errichtet werden, die sich immer mehr mit den Kultsäulen vermengen oder so behauen wurden, daß sie schon fast Statuen sind, so sind die Dolmen und Kromlechs schon ganz verschwunden, und einige Gebäude haben bereits einen Stil angenommen, der das klassische Zeitalter ankündigt. Mit ihrer Kultur bringen also die Olmeken die – durch ihren Aufenthalt auf den Kanarischen Inseln noch verstärkte – Erinnerung an die Großbauten aus rohem Stein

mit, aber auch die Kenntnis und die Technik einer viel verfeinerteren Architektur und Bildhauerei. Andererseits stoßen sie in Mexiko auf eine eingeborene Bevölkerung, die nicht nur mit einer außergewöhnlichen Assimilationsfähigkeit, sondern auch mit einem künstlerischen Empfinden und einer Handfertigkeit ausgestattet ist, die sie nicht erwarteten. Immerhin benötigt diese einige Zeit, um die Lehren ihrer Meister aufnehmen und in die Praxis umsetzen zu können.

Es ist daher logisch, daß die Trojaner, die bei ihrer Ankunft über reichliche, aber noch nicht ausgebildete Arbeitskräfte verfügen, sich zunächst daran machen, im »Herzland« Erdaufschüttungen durchzuführen, um dieses bewohnbar zu machen, wie wir noch sehen werden. Andererseits ist es nur normal, daß sie vorübergehend zur Megalithkultur zurückkehren, die unter ihrer Leitung nichts weiter benötigt als kräftige und zahlreiche Arme. Abgesehen nur von den Grabhügeln aus Erde, auf die sie übrigens nie verzichten werden, ist ihr Werk im sumpfigen Küstenstreifen natürlich nicht durchführbar. Man muß die Steine unter großen Mühen von weither herbeischaffen und behält sie sich für Befestigungs- und Entwässerungsarbeiten vor, statt sie als Baumaterial für die späteren großartigen Kunstbauten zu verwenden. Anders in dem bergigen Gebiet des Landesinnern, wo schon bald Siedlungen entstehen. Damit erklärt sich, daß es die heutigen Staaten Guerreros und Morelos sind, wo megalithische Bauten erscheinen, die den rohesten der Alten Welt ähneln. Sie entsprechen offensichtlich den beschränkten Möglichkeiten der ersten Epoche.

Man wird ihre Bauweise aufgeben, sobald die Indios die fortschrittlicheren Methoden beherrschen.

Wir verdanken dem Professor Carlo Gay[70] die Entdekkung von Bauten dieser Art in verschiedenen alten Siedlungen des Hochlandes, die zweifellos den Olmeken zuzuschreiben sind. In Chalcatzingo (Morelos), dessen zehn in das Felsgestein des Cerro de la Cantera gehauenen Tiefreliefs längst bekannt sind, haben 18 »Altäre« aus einem Steinblock (Abb. 41) und drei ähnliche, aber in den Fels gehauene die gleichen Vertiefungen wie zahlreiche megalithische Baudenkmäler Europas. In Xochipala (Guerrero) weist ein großer roher Felsstein (Abb. 42) auf einer Seite acht solche Vertiefungen auf, von denen fünf durch nicht sehr tiefe Rillen miteinander verbunden sind. In Tetela del Monte in der Nähe von Cuernavaca (Morelos) sieht man einen riesigen unbehauenen Felsstein, in den etwa 50 solche Vertiefungen und rund 70 Einkerbungen geschlagen wurden, deren Bedeutung uns nicht bekannt ist, da die Hypothese des Professors Gay, es handele sich um vereinfachte Darstellungen des weiblichen Geschlechtsteils, wie man sie in der europäischen Altsteinzeit häufig antrifft, uns nicht sehr überzeugend erscheint. In Oaxtepec (Morelos) zeigt ein aus einem Block Naturstein gemachter großer »Altar«, der in der Gegend unter dem Namen »Opferstein« bekannt ist, die gleichen Motive wie der zuvor erwähnte. Der Entdecker dieser Monumente bringt die fraglichen Vertiefungen mit den Löchern in Verbindung, die in einige der Kolossalköpfe des »Herzlandes« geschlagen wurden, während die meisten, wenn nicht alle anderen Archäologen der Ansicht sind, daß

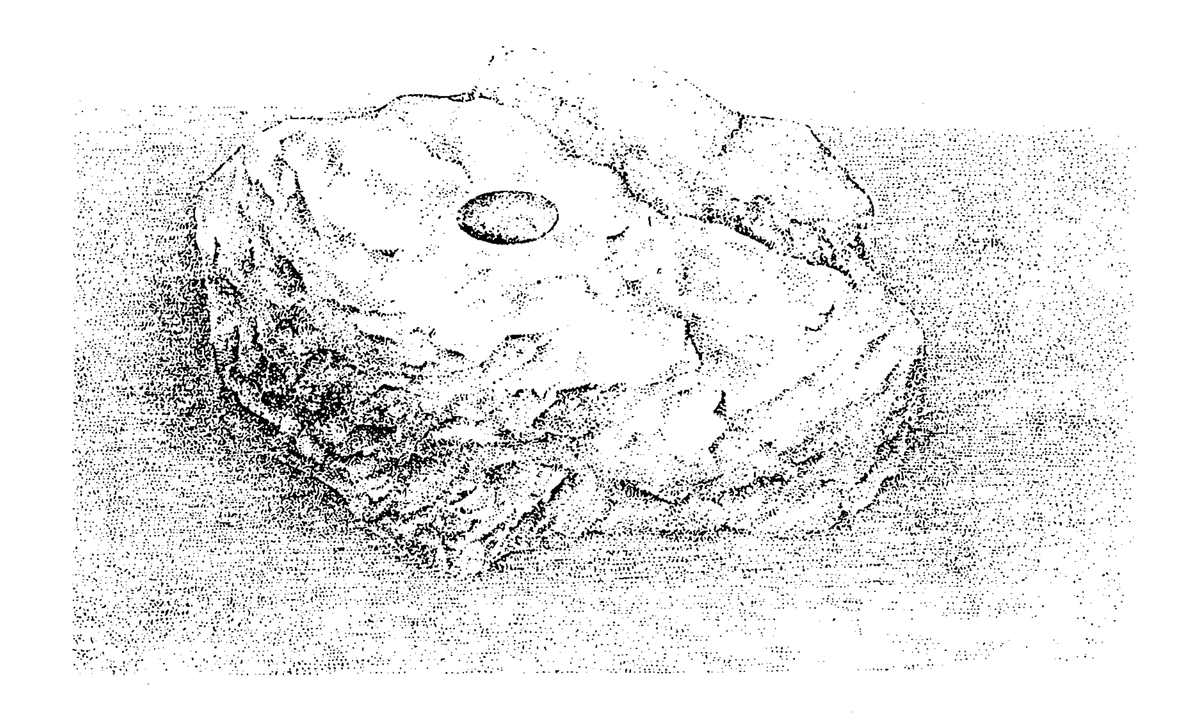


Abb. 41: Megalithischer Olmeken-Altar in Chalcatzingo, Morelos (Zeichnung in Carlo Gay[70])

Abb. 42: Olmeken-Megalith mit Vertiefungen in Xochipala, Guerrero (Zeichnung in Carlo Gay[70])

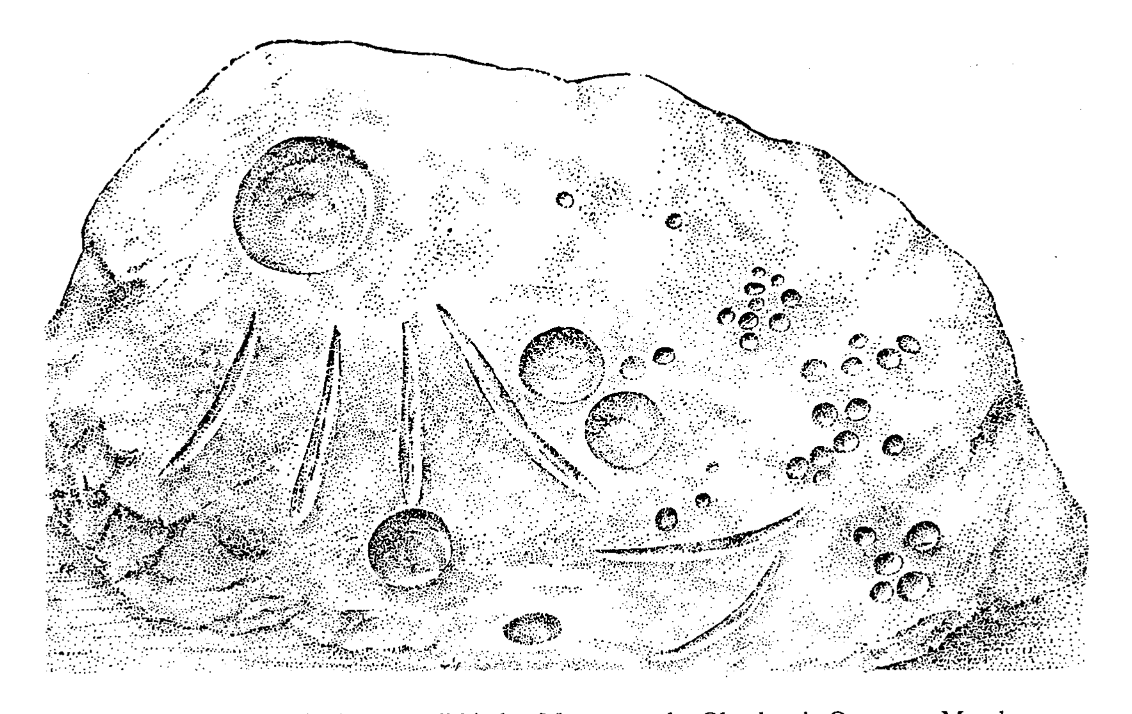


Abb. 43: Der »Opferstein«, megalithisches Monument der Olmeken in Oaxtepec, Morelos (Zeichnung in Carlo Gay[70])

es sich bei diesen um Spuren handelt, die von den Wilden bei ihrer Zerstörung von La Venta und San Lorenzo hinterlassen wurden, wobei diese versuchten, sich der fraglichen Skulpturen zu bemächtigen, was ihnen jedoch nur in einem einzigen Fall gelang. Wir sind nicht in der Lage, hierzu eine Meinung abzugeben.

Wir haben noch einige Bauten anderer Art zu erwähnen, die sich gleichfalls im Bergland befinden. Professor Gay entdeckte in Las Mesas in der Nähe von Xochipala (Guerrero) einen aus Erde von Menschenhand errichteten Grabhügel, zu dessen Füßen sich zwei Monolithe aus rohem Stein erheben (Abb. 44). Zwei Landleute der Gegend, die er als ortskundige Führer angenommen hatte, sagten ihm, daß es von diesen Steinen früher sechs gegeben habe und daß die beiden noch vorhandenen von einem Meter Höhe nach und nach verschüttet worden seien. Sie wiesen ihn auch auf das Vorhandensein eines Dolmen hin (»zwei hohe Steine, die eine Platte tragen«), den sie jedoch nicht finden konnten. Dagegen entdeckte er »ein System von Wällen aus großen Steinblöcken« (Abb. 45), die sorgfältig quadratisch behauen und denen ähnlich waren, wie man sie im mykenischen Griechenland, in Troja und auf den Kanarischen Inseln sieht.

Ein ganz anderes Problem werfen die Grotten mit bemalten Wänden in Juxtlahuaca und Oxtotitlán (Guerrero) auf, deren erste Carlo Gay 1966 entdeckte. Es sind die einzigen von Olmeken geschaffenen Malereien, die wir bisher kennen, obwohl Farbspuren auf einigen Monumenten des »Herzlandes« darauf hinzuweisen scheinen, daß es noch



Abb. 44: Hügelgrab mit Menhiren in Xochipala, Guerrero (Zeichnung in Carlo Gay[70])

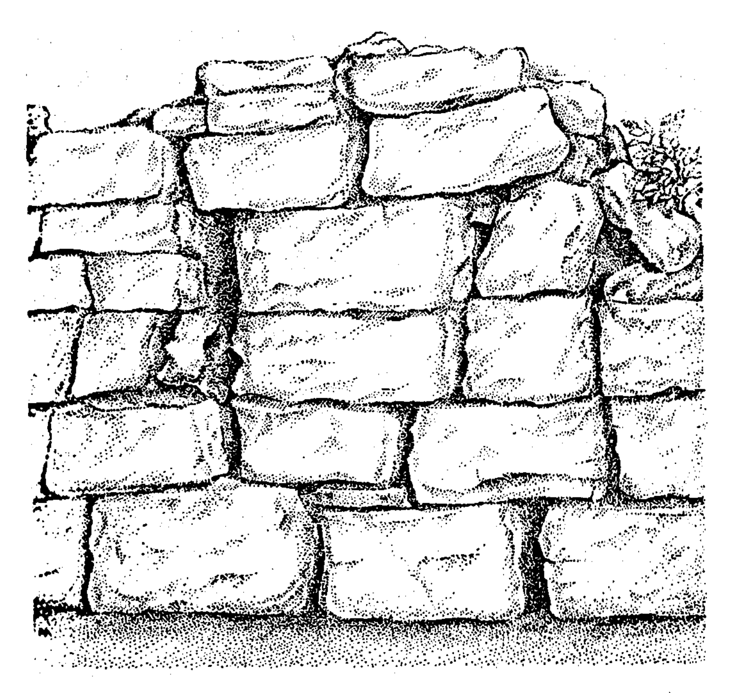


Abb. 45: Mauer aus großen bearbeiteten Steinen in Xochipala, Guerrero (Zeichnung in Carlo Gay[70])

mehr gab, die jedoch von der Zeit verwischt wurden. In Juxtlahuaca zeigt der »Zeremoniensaal« in einer Entfernung von anderthalb Kilometer vom Eingang unter anderem eine bärtige Gestalt von hohem Wuchs und in eleganter Kleidung. In Oxtotitlán sieht man an einem Felshang das Bild eines Mannes mit einem Helm in Form eines Raubvogelkopfes, der einen mit Federn gesäumten Umhang trägt. Er zeigt ein typisch europäisches Profil und grünlich blaue

Augen. Er scheint rotblondes Haar zu haben, was jedoch nicht deutlich zu erkennen ist. Über Juxtlahuaca schreibt Professor Gay: »Die gemalten Verzierungen der Kultstätte scheinen in Übereinstimmung mit der Formel angeordnet worden zu sein, die – nach Ansicht von Leroi-Gourhan – auch in den Kultgrotten der franko-kantabrischen Gegend von 250000 bis 85000 vor unserer Zeitrechnung galt. Noch kennzeichnender ist die große Ähnlichkeit zwischen den Zeichen, die den Beginn und das Ende der Heiligtümer angeben und die in Juxtlahuaca wie in vielen altsteinzeitlichen Kultstätten aus Gruppen von Punkten bestehen.« Das Vorhandensein von Höhlenmalereien in Mexiko zur Zeit der Olmeken ist jedenfalls nichts anderes als eine Ausstrahlung der Kunst, wie sie während Jahrtausenden in Europa, Libyen, auf der Iberischen Halbinsel, auf den Kanarischen Inseln und im ganzen östlichen Mittelmeerbecken gepflegt wurde. Die Tatsache, daß die Ausschmückung von Juxtlahuaca und Oxtotitlán menschliche Gestalten enthält, schließt einen unmittelbaren Einfluß des Paläolithikums aus und ordnet sie im Gegenteil der Zeit der trojanischen Wanderung zu.

4. Säulen und Eulen

Die Kultur der Olmeken ist – warum, haben wir weiter oben gesehen – ein bezug auf die Malerei wie auch auf alle anderen Gebiete nicht bloß eine einfache Nachahmung derjenigen der Ägäis und ebensowenig eine erste rein eingebo-

rene Spielart der späteren mexikanischen Kunst. Der Einfluß der Trojaner ist erwiesen, aber die Auffassung der Einheimischen entwickelt sich, von jenen beflügelt, in durchaus eigentümlicher Weise. »Während der Olmeken-Stil zutiefst verschieden von dem der anderen mexikanischen Kulturen ist *und ihnen fremd bleibt* (Hervorhebung von uns), enthält er bereits alle Konstanten der mexikanischen Kunst.« Diese Schlußfolgerung von Jacques Soustelle[71], die besonders kennzeichnend ist, wenn man die äußerste Abkapselung des Verfassers kennt, wird zutreffend von Ivan Verheyden[72] ergänzt, wenn er schreibt, dieser Stil sei gekennzeichnet »durch einen Naturalismus ohnegleichen, der im Gegensatz steht zu dem funkelnden Barock und dem religiösen Symbolismus der Maya, Tolteken und Azteken«. Um die sich so vollziehende Symbiose richtig zu verstehen, muß man die ganz besondere Zusammensetzung der Gruppe von Kulturbringern berücksichtigen. Es war ja nicht die ganze Bevölkerung Ilions ausgewandert, sondern nur ein Teil seiner Aristokratie, vielleicht begleitet von einigen Dienstleuten und bestenfalls einigen Künstlern und Handwerkern, die nicht ausgewählt worden waren, um die Kultur ihres Herkunftslandes an anderem Ort zu verbreiten, sondern nach den Erfordernissen der Wechselfälle von Krieg und Flucht. Dieser Umstand erklärt den Zufall, daß die Technik der Metallverhüttung damals nicht nach Amerika gelangte. Es gab unter den Flüchtlingen einfach keine Schmelzer und Schmiede. Aber ohne jeden Zweifel befanden sich unter ihnen Architekten im weitesten Sinne des Wortes und Bildhauer.

Was nämlich – vom Stil abgesehen – die Kultur der Olmeken kennzeichnet, sind einmal die gewaltigen Vorhaben der Erdbewegung und des Wasserbaues, mit deren Hilfe die großen Zentren des »Herzlandes« errichtet werden konnten, und zum anderen ihre eindrucksvolle Bildhauerei. San Lorenzo erhob sich auf einer künstlichen Hochebene aus Erde und Stein, die 1200 Meter lang war und 50 Meter über den benachbarten Sümpfen lag. Ein Entwässerungssystem, das aus Teichen bestand, in denen sich das Regenwasser sammelte, und aus Kanälen, durch die es abfließen konnte, machte den Ort überhaupt erst bewohnbar. Hunderte von Grabhügeln säumten rechtwinklige Plätze ein, deren Gesamtheit in nord-südlicher Richtung ausgerichtet war. La Venta war auf einer gleichfalls zwischen Salzsümpfen gelegenen Insel von 4,5 Kilometer Länge erbaut. Ihr durch Millionen Tonnen Sand und Lehm befestigter Boden ist mit Grabhügeln übersät, die in verschiedenen »Komplexen«, wie die Archäologen sagen, zusammengefaßt und gleichfalls nach einer Nord-Süd-Achse ausgerichtet sind. Der Komplex A jedoch hat eine ganz andere Struktur. Es ist ein »Kulthof« von 50 mal 40 Metern, eingefaßt von prismenförmigen Basaltsäulen, von denen jede zwischen 700 und 1000 Kilogramm wiegt.

In keinem der Olmeken-Zentren finden sich Spuren von Tempeln, Palästen oder Wohnhäusern. Sie müssen fraglos aus Holz gebaut gewesen sein. Steine mußten nämlich aus dem Tuxlas-Gebirge über eine Entfernung von 150 Kilometern Luftlinie bis San Lorenzo und 180 bis La Venta herbeigeschafft werden, und Lehmziegel hätten das feuchte und

regnerische Klima nicht ausgehalten. Immerhin scheute man sich nicht, über diese Entfernung – wahrscheinlich auf dem Wasserweg – die Basaltblöcke zu befördern, von denen einige bis zu 50 Tonnen schwer waren, um aus ihnen mit feiner Technik und viel Talent die Hunderte von Statuen, Gedenksteinen und Altären zu schlagen, die bis heute erhalten geblieben sind. Unzählige Figuren aus Jade, Serpentin und Keramik, ohne von den Höhlenmalereien des Hochlandes zu sprechen, vervollständigen – zumindest annäherungsweise – dieses schematische Bild der Olmeken-Kunst. Die Töpferei nämlich bietet von diesem Gesichtspunkt aus nicht viel Interessantes. Die Ausgrabungen ergaben nur wenig zahlreiches, im allgemeinen einfarbiges Gebrauchsgeschirr mittelmäßiger Machart. Erwähnen wir immerhin nach Professor Ibarra Grasso[73] im westlichen Küstengebiet und im Tal von Mexiko das Vorhandensein von Keramikvasen, die in der Form europäischen Gefäßen aus Metall nachgeformt waren und deren älteste etwa aus dem Jahr –1200 stammen dürften. Was unsere Aufmerksamkeit erregt, sind die eingeritzten typisch hyperboreischen Verzierungen vieler dieser Gefäße, da wir bei ihnen die geometrischen Motive wiederfinden, die die Keramik nicht nur Skandinaviens, sondern auch diejenige Trojas und der Kanarischen Inseln aufweist (Abb. 46). Eine Swastika mit gekrümmten Haken, die wir auf einer Suppenschüssel sehen, bestätigt diese Identifizierung, da ihre Form trotz einer etwas phantasievollen Ausführung derjenigen gleicht, die die nordischen Menschen oft diesem Sonnensymbol gaben. Auf einer Olmeken-Vase mit eingeritzten Verzierungen aus Chacaltzingo sieht man ein

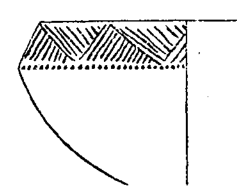
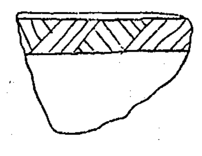
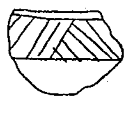




Abb. 46: Keramik mit Einkerbungen, links in Troja (nach Wilhelm Dörpfel[114]), mitte und rechts in La Venta, Mexiko (nach Philip Drucker: *»La Venta, Tabasco / A study of Olmec ceramics and art«,* Washington 1952)

alphabetähnliches Zeichen (dessen Bedeutung wir nicht kennen), das in kaum veränderter Form schon auf einem Krug von Gran Canaria (Abb. 47) erscheint. Erwähnen wir noch – auf technisch-wissenschaftlichem Gebiet – die Form und den Schliff von Hohlspiegeln aus Magnetit, Hämatit und Ilmenit[73], von denen einige zum Entzünden von Feuer

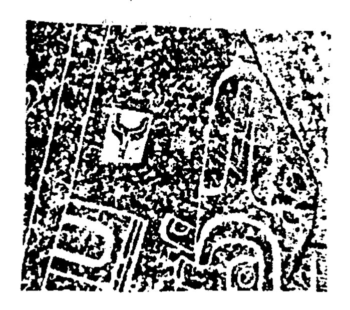



Abb. 47: Alphabetartiges Zeichen auf einem kanarischen Gefäß (links, nach René Verneau[47]) und (rechts) auf einem olmekischen Gefäß (nach einem Foto in C. Gay und F. Pratt: *»Chalcatzingo«,* Graz 1971)

bestimmt gewesen zu sein scheinen, während andere – wahrscheinlich als Symbol der Sonne – als Brustschmuck gedient haben mögen, und die Kenntnis des magnetischen Kompasses, von dem ein Exemplar in San Lorenzo gefunden wurde[74]. Auch die Terrakotta-Stempel mit geometrischen Zeichnungen sind, da mit den Prägeformen der Kanarischen Inseln identisch, bemerkenswert (Abb. 48).

Wenn die Säulen des Kulthofes von La Venta ein architektonisches Element darstellen, das zwar in der Ägäis und in Ägypten vorkommt, das aber auch an Ort und Stelle erfunden worden sein könnte, um Pfeiler aus Holz zu ersetzen, so ist das bei denjenigen nicht der Fall, die in Miniatur-

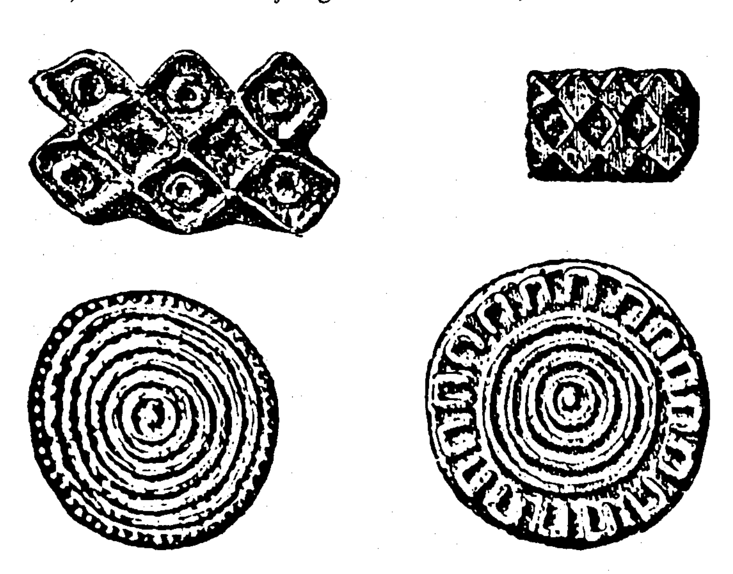


Abb. 48: Prägeformen der Kanarier (links) und der Olmeken (rechts) (nach René Verneau[47])

form einen Bestandteil der Opfergabe Nr. 4 der gleichen Fundstätte bilden (Foto 16). Unter »Opfergaben« verstehen die Archäologen gewisse Verstecke mit verschiedenen kleinen Gegenständen und manchmal großen Mosaiken, ja sogar tonnenweise Halbedelsteinen, die im allgemeinen mit mehreren Schichten Sand oder Ton in verschiedenen Farben bedeckt sind. Die uns interessierende besteht aus 16 kleinen männlichen Figuren, zwei aus Jade, dreizehn aus Serpentin und eine aus rötlichem Vulkanstein. Die nackten Gestalten sind im reinsten Olmeken-Stil gehalten und zeigen eine ringförmige Schädeldeformation. Eine der Figuren, der die anderen im Halbkreis gegenüberstehen, ist an eine Reihe von sechs Jade-Säulen gelehnt, die mit eingetriebenen Zeichnungen und Zeichen bedeckt sind. Alles läßt annehmen, daß es sich um die Darstellung einer religiösen Zeremonie handelt. Der Säulenkult wurden im 13. Jahrhundert v.d.Z. im ganzen Mittelmeerraum ausgeübt wie natürlich auch in den nordischen Ländern, wo er bis ins Mittelalter hinein bestand. Das völlig aus Basaltsäulen errichtete und mit einem heute verschwundenen Hügel bedeckte Grab Nr. 1 von La Venta (Abb. 49) gehört wahrscheinlich in den Bereich der gleichen Überlieferung und steht jedenfalls mit den Beisetzungsbräuchen der Megalithiker in Verbindung.

Die soeben getroffenen Feststellungen werden noch dadurch bekräftigt, daß alle Zentren der Olmeken uns Beweise für einen Beilkult liefern, wie er in enger Verbindung mit dem Säulenkult gegen Ende der Steinzeit und während der Bronzezeit ausgeübt wurde. Unter alten Häusern und am

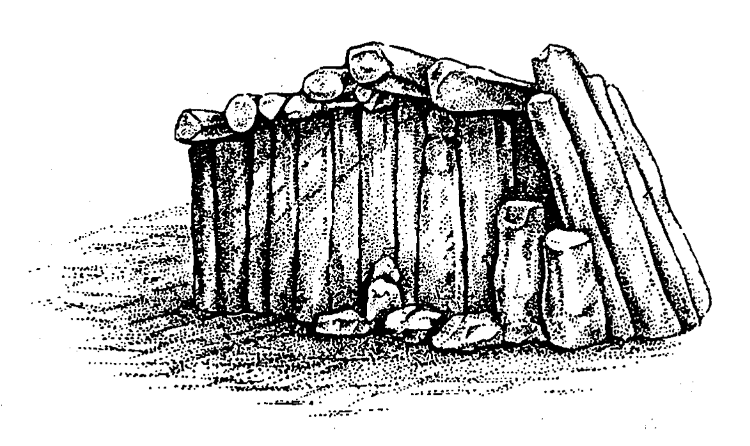


Abb. 49: Das (megalithische) Grab Nr. 1 von La Venta (nach Carlo Gay[70])

Fuß von Menhiren jener Zeit fanden sich in Gräbern und Dolmen häufig geweihte Beile, die senkrecht, mit der Schneide nach oben, eingegraben waren. Diese Fundstücke haben gewöhnlich kleinere Ausmaße als die üblichen Werkzeuge dieser Art. Häufig sind sie aus wertvollem Material wie Jade, Diorit, Fibrolit, ja sogar Bernstein gefertigt. Im allgemeinen werden größere Mengen von ihnen an demselben Ort gefunden: 39 im Raum Nr. 1 von Saint-Michel bei Carnac in der Bretagne und 102 im Dolmen Men Er Hroek in der gleichen Gegend. »Ihre Lage und ihre Zahl«, meint Jürgen Spanuth[14], »zeigt deutlich, daß es sich um den Göttern geweihte Beile handelte«. Und vielleicht um einen Beil-Gott, der kein anderer als Fosite, der Poseidon der Nordvölker, gewesen wäre. Die Verbindung der Weihegabe mit der Säule wird auf Darstellungen offensichtlich, die sie auf zahl-

reichen Menhiren wiedergeben. Das ist zum Beispiel in Stonehenge der Fall, wo vier Beile auf einem aufgerichteten Stein der astronomischen Uhr erscheinen, und in Men Er Hroek, wo der heute ins Innere des Dolmen verlegte, aber früher vor dem Zugang befindliche Menhir acht derselben aufweist. Und nun stellen wir fest, daß sich unter den Opfergaben von San Lorenzo, La Venta und anderen Orten der Olmeken kleine Kultbeile aus Jade, Serpentin, Diorit oder gewöhnlichem Stein befinden, in Nr. 2 von La Venta allein 151.

Zwischen der Kultur des Landes der Olmeken und der gleichzeitigen der Alten Welt gibt es einen noch auffallenderen Punkt der Übereinstimmung als den soeben erwähnten. Es handelt sich um den Eulenkopf, der mehr oder weniger stilisiert in Europa die Ur-Mutter Erde der Megalithiker und ihrer Erben der Bronzeit versinnbildlicht. Wir sehen ihn in sehr naturalistischer Darstellung auf einem kleinen Gegenstand aus Stein (Abb. 50), der in El Tajín im Norden der Stadt Veracruz im heutigen Mexiko ausgegraben wurde. Der Fund liegt zeitlich wesentlich später als die uns interessierende Epoche, aber das Fundstück wurde unbestreitbar von Olmeken, wenn nicht hergestellt, so doch angeregt. Es stellt das dar, was die Archäologen seiner Form wegen ein »Joch« nennen, tatsächlich die Miniaturausführung eines Magenschutzes für Ballspieler. Es genügt, dieses Fundstück mit zwei Vasen zu vergleichen, die das gleiche Motiv zeigen, die eine von ihnen gefunden in einem megalithischen Monument von Los Millares, die andere in einer Fundstätte aus der Bronzezeit in Dänemark (Abb. 9), um zwischen ihnen

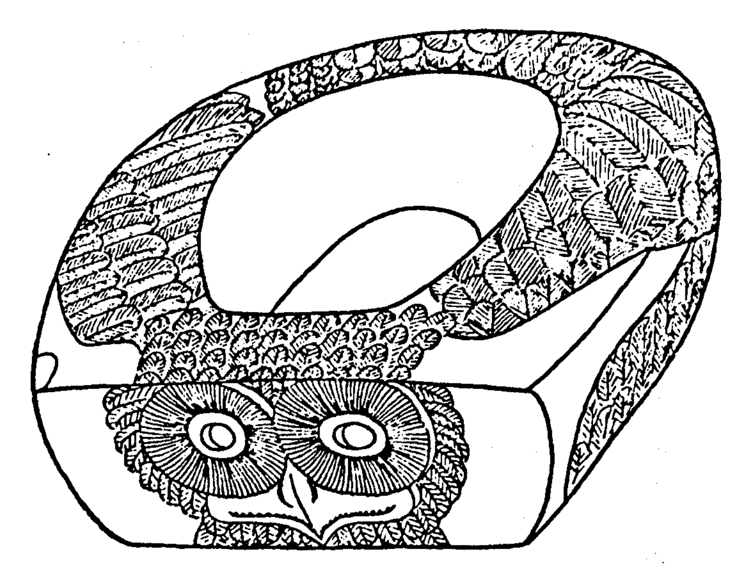


Abb. 50: Olmeken-Kummet aus El Tajín (Veracruz) mit Eulenkopf als Verzierung (nach Honoré[75]). Vergl. Abb. 9

eine so große Ähnlichkeit festzustellen, daß diese wohl kaum zufällig sein kann. Zu diesem Eulenkopf kommen noch zwei der gleichen Epoche zugehörende Symbole hinzu, das sogenannte Keltenkreuz, das wir auf dem »Humboldt«-Kultbeil sehen (Abb. 33), und die – manchmal wie in Chacaltzingo – doppelte Spirale.

5. *Die Schrift der Olmeken*

An den Fundstätten der Olmeken-Kultur wurden nur sehr wenige Inschriften entdeckt. Es gibt dafür vielfache

Gründe. Einmal waren die Gebäude jener Zeit – wir sagten es schon – aus Holz und hielten dem feuchten Klima des »Herzlandes« nicht stand, so daß Schriftzeichen, die auf ihnen angebracht gewesen sein könnten, ebenso im Lauf der Jahrtausende verschwanden wie die möglicherweise auf Täfelchen aus Holz oder anderem leicht vergänglichen Material befindlichen. Andererseits wissen wir, daß die Kultstätten, auf denen sich der größte Teil der beschrifteten Gedenksteine befunden haben muß, von nicht identifizierten Feinden ebenso vernichtet wurden wie Handschriften, wenn es solche gegeben hat. Außerdem entwickelten sich später in Mexiko andere Zivilisationen, deren Träger gegenüber den von ihren Vorgängern hinterlassenen Spuren nicht allzu viel Ehrfurcht gehabt haben mögen. Schließlich zerstörten die Geistlichen wie in allen von den Spaniern eroberten Gebieten alles, was an den »Götzendienst« hätte erinnern können, oder ganz allgemein, was sie nicht verstanden. Immerhin haben wir einige greifbare Beweise dafür, daß die Olmeken nicht nur eine, sondern mehrere Schriften hatten.

Die ältesten beschrifteten Fundstücke, die die Archäologen zwischen den Jahren –1000 und –800 einordnen, sind drei der sechs Säulen der Opfergabe Nr. 4 von La Venta (Foto 16). Auf der dritten sieht man auf der rechten Seite einer Zeichnung unbekannter Bedeutung aufgereihte Schriftzeichen (Abb. 51), die sich, mit zwei oder drei Ausnahmen, auch schon auf megalithischen Inschriften Europas befinden[8]. Schriftzeichen gleicher Art erscheinen auf der Nephrit-Figur aus San Andrés Tuxla im Staat Veracruz, die einen Mann mit Entenschnabel darstellt (Foto 17). Aber in



Abb. 51: Megalithische Zeichen auf einer der Säulen der Opfergabe Nr. 4 von La Venta (Zeichnung von Alexander von Wuthenau[69])

diesem Fall sind sie von in acht Spalten angeordneten Bildzeichen begleitet.

Das Bildzeichen ist eine fast immer quadratisch oder rechtwinklig gehaltene Zeichnung geometrischer oder darstellender Art, häufig in ein Rundbild gestellt, die direkt oder symbolisch ein Wort ausdrückt. Es handelt sich also um

ein Ideogramm. Die Maya und, auf einer niedrigeren Stufe, die Azteken verwendeten ein auf die Zusammenstellung von Zeichen dieser Art gegründetes System. Pierre Honoré[75] stellte so zahlreiche graphische Übereinstimmungen fest, daß sie nicht zufällig sein können, und schlußfolgerte daraus, daß die Schrift der Maya direkt oder analog von den kretischen Hieroglyphen und den Zeichen der Linear A-Schrift herrührt, die ihrerseits aus jenen hervorgingen. Die letztgenannten Zeichen wurden noch zur Zeit des Trojanischen Krieges gleichzeitig mit denen der Linear B-Schrift gebraucht, die vom graphischen Gesichtspunkt aus nur eine Schematisierung der anderen darstellen und die während der mykenischen Besetzung (aber danach nicht mehr) benutzt wurden, um die griechische Sprache zu schreiben. Honoré weist daher mit Recht darauf hin, daß die Übertragung der minoischen Kultur von den Kretern auf die Maya nicht unmittelbar erfolgt sein kann, da die Kultur der letzteren nicht älter als unsere Zeitrechnung ist. Nun sind die Bildzeichen, die sie benutzten, von denen der Olmeken verschieden, obwohl sie erwiesenermaßen von diesen stammen. Und die Trojaner kamen nach Mexiko, als die kretische Schrift in ihren verschiedenen Formen noch nicht ganz verschwunden war.

Die Statue von San Lorenzo, die die Archäologen unter Nr. 52 katalogisiert haben, stellt einen Mann von kennzeichnend olmekischen, ja sogar ein wenig »jaguarähnlichen« Zügen dar. Auf seinem Helm sehen wir Zeichen sehr verschiedener Art (Foto 18 und Abb. 52). Die beiden sich auf der linken Seite überlagernden und das unten rechts sind

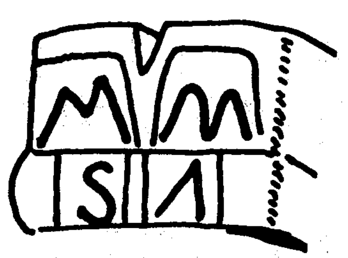


Abb. 52: Runen-Schriftzeichen auf dem Helm einer Olmeken-Gestalt in San Lorenzo (Monument Nr. 52). Vergl. Foto 18

nämlich Runen aus dem alten Futhark der Wikingerzeit, die aber auch auf hyperboreischen Inschriften Argentiniens erscheinen. Das vierte (oben rechts) ist nichts anderes als der Eulenkopf der Megalithiker in der schematisierten Form des Helms der Athene und wie er auf verschiedenen Urnen von Santiago del Estero/Argentinien dargestellt ist[8]. Zwei Inschriften gleicher Herkunft, aber gradlinig (Abb. 53), sind in eine in La Venta gefundene Figur aus Stein eingetrieben. Es muß noch mehr solche in den noch längst nicht erschöpfend bearbeiteten olmekischen Fundstätten, ja sogar auf Stücken geben, die bereits gefunden und sichergestellt, aber in dieser Hinsicht von uns noch nicht untersucht worden sind. Jedenfalls genügt das gleichzeitige Vorhandensein von Runen und einem megalithischen Motiv in seiner ägäischen Form auf einem olmekischen Fundstück, um die trojanische Herkunft der Kulturbringer Mexikos zu bestätigen.

Trotz der von Klima und Menschen verursachten Zerstörungen liefern uns also die Stätten der ältesten Kultur Mit-

Abb. 53: Zwei hyperboreische Runen-Inschriften auf einer kleinen Statue von La Venta (nach einem Foto in Philip Drucker: *»La Venta, Tabasco / A study of Olmec ceramics and art«*, Washington 1952)

telamerikas Inschriften, die drei der vier auf den Kanarischen Inseln vorhandenen Typen entsprechen. Es fehlt nur die libysche Schrift, vielleicht lediglich, weil ihre Spuren verwischt oder bis heute noch nicht wiedergefunden worden sind. Das Fehlen könnte auch darauf zurückzuführen sein, daß der größte Teil der Übermittler libyscher Kultur zu jener Gruppe der Flüchtlinge gehörte, die schon sehr bald von den Kanarischen Inseln nach Südamerika weiterzog, wie wir sehen werden.

6. Olmekische Ausstrahlung nach Norden

Daß die mexikanischen Hochkulturen unserer Zeit aus derjenigen der Olmeken hervorgingen, bezweifelt schon niemand mehr. Aber noch nie ist, soviel wir wissen, auf den

Einfluß der Olmeken hingewiesen worden, der sich viel weiter nördlich bekundete, in den riesigen Gebieten, die Mexiko 1848 entrissen wurden und heute die USA-Staaten Arizona und Neu-Mexiko bilden, und den man auch noch in den Staaten Colorado und Utah spüren kann (s. Karte Abb. 54). In diesem Gebiet, wo Wüsten mit schneebedeckten felsigen Gebirgen abwechseln, war es, daß die Konquistadoren ein Volk von Ackerbauern antrafen, die in merkwürdigen Siedlungen zusammenlebten. Es sind die Pueblo-Indianer, die, ohne es zu wollen, nach dem genannt wurden, was sie bauten, ihren *pueblos* (Mehrzahl), mit welchem Wort die spanische Sprache nicht nur ein »Volk«, sondern auch eine »Ortschaft« bezeichnet.

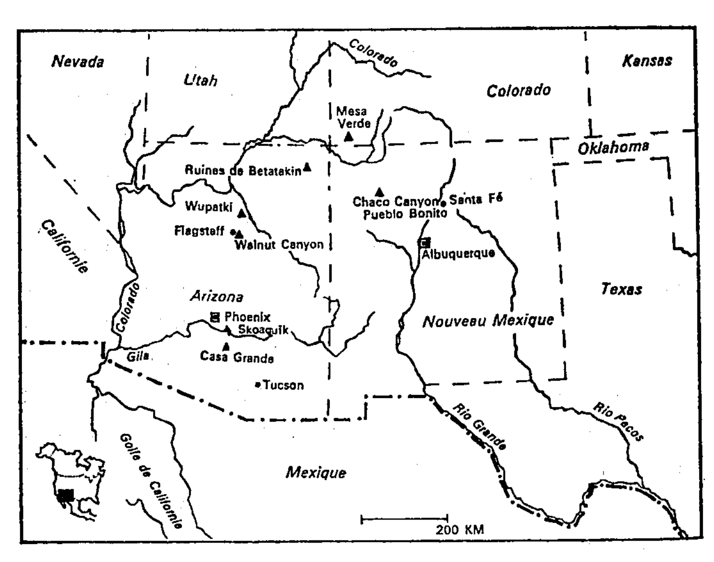


Abb. 54: Karte des Südwestens der USA

Vom architektonischen Gesichtspunkt aus handelt es sich beim *pueblo* in diesem Fall um ein einziges riesiges Gebäude, das, als Festung und Wohnung zugleich in einzelne Räume aufgeteilt, vielen Familien diente: 800 in Pueblo Bonito, 352 in Aztec (Phantasie-Name), 200 in Meseta Verde. Es gab nur einen einzigen hochgelegenen Eingang, den man nur über eine bewegliche Stufenleiter betreten konnte. All diese Wohnfestungen, die bis zu sieben Stockwerken mit Terrassen haben, von denen aus die einzelnen Wohnungen zu erreichen sind, wurden aus Lehmziegeln errichtet. Aber die Wände sind häufig aus sorgfältig bearbeitetem Sandstein. Einige sind in den Fels gehauen, andere wieder wurden auf halber Höhe irgendeines Steilhanges und sogar in riesigen Felshöhlen errichtet. Aber es gibt sie auch auf Hochflächen und in der Ebene, wo sie eingefriedet und mit Wachtürmen versehen sind. Am Fuß der Gebäude befindet sich ein *kiva* oder mehrere davon, fast immer kreisförmige unterirdische Kultstätten, von denen der größte, in Chaco Canyon, einen Durchmesser von 19,20 Meter hat. Die meisten von ihnen sind in bearbeiteten Steinen errichtet. Ihre Decke, durch die man sie betritt, wird von Säulen aus Holz oder Stein getragen, die bei einigen von ihnen Schiffe wie in einer Kirche abteilen. In Wupatki gibt es im *kiva* auch ein beachtliches Amphitheater und eine Halle für Ballspiele. In den Ruinen all dieser *pueblos* fand man neben Verzierungen mit mosaikartigen Einlassungen von Türkisen von offensichtlich toltekischer oder aztekischer Inspiration unzählige Keramikstücke in schwarz-weiß und vielfarbig, die in den argentinischen Sammlungen von Santiago del Estero keinen

Fremdkörper darstellen würden. Eines von ihnen, das in Casa Grande gefundene, zeigt wie einige der argentinischen ein Labyrinth (Abb. 55), das klassische megalithische Symbol.

Diese *pueblos* sind relativ jung. Der älteste, der von Mesa Verde, stammt erst aus dem Jahr 500 unserer Zeitrechnung. Aber sie sind ein Ergebnis der kulturellen Entwicklung von Vorfahren, die die Archäologen »Korbmacher« nennen und deren Anwesenheit in dem fraglichen Gebiet schon fünf Jahrhunderte früher bekundet ist. Sie lebten in *pit-houses,* wie die Nordamerikaner die in den Erdboden eingelassenen quadratischen oder rechtwinkligen Grubenhäuser nennen, und später in *pit-dwellings,* runden oder ovalen, halbunterirdischen Wohnungen, deren Fußboden häufig mit Fliesen belegt war. Sie stellten außer ihren Korbwaren eine grobe



Abb. 55: Labyrinth in Casa Grande, Südwesten der USA

Keramik her. Ihre Entwicklung ist zum Teil auf den Einfluß einer älteren Bevölkerung zurückzuführen, deren Spuren wir im Süden von Arizona, zwischen Phoenix und Tucson begegnen. Die für sie getroffenen Zeitbestimmungen reichen bis zum Jahr 400 v.d.Z. zurück, aber nichts beweist, daß sie nicht schon vorher dagewesen wären. Aus uns unbekannten Gründen verließen diese Vorfahren um das Jahr 1200 ihr Siedlungszentrum Skoaquik, was die Nordamerikaner mit Snaketown (Schlangenstadt) übersetzten, und begannen zu degenerieren, welche Phase im 14. Jahrhundert zu Ende ging, als sich die Pueblo-Indianer in dem Gebiet niederließen, wo sie Casa Grande errichteten.

Die Hohokam (mit diesem Namen bezeichneten die Pima-Indianer ihre Vorgänger in dieser Zone) lebten in außerordentlich flüchtig erbauten Hütten, die etwa 30 Zentimeter in den Erdboden eingelassen waren und aus Pfosten bestanden, die das Dach und Wände aus mit Lehm beschmiertem Rohr trugen. Manchmal wurden die Hütten auf Sockeln errichtet, die in Skoaquik einen Durchmesser von bis zu 15 Metern haben. Andere, viel kleinere Haufen bestehen aus Trümmern wie die *kökkenmöddinger* in Skandinavien und die *escargotières* in Libyen. Hier wurden – wie später noch erläutert werden soll – Millionen von Scherben abgelagert, die von anscheinend absichtlich zerschlagenen Keramikstücken stammen. In dem fraglichen Dorf, das eine Ausdehnung von 150 Hektar hatte, gab es unseres Wissens kein Monument und keine Einrichtung für Veranstaltungen der Gemeinschaft, wenn man von einem Ballspielplatz absieht. Aber wir finden in seiner Umgebung Bewässerungs-

kanäle, die sich über Quadratkilometer ausdehnen und bei deren Betrachtung man sich fragt, wie sie ohne angemessenes optisches Gerät entworfen werden konnten.

Auf den Schuttabladeplätzen und in den Schichten, die sich über die Aufschüttungen für die Wohnhäuser legten, fanden die Archäologen Stücke, die scheinbar nicht miteinander zu vereinbaren sind: einerseits Pfeilspitzen mit Sägezähnen (Abb. 56), die man in Europa ohne weiteres dem Magdalénien zuordnen würde, andererseits Urnen, Vasen, Schüsseln, Figuren in Tiergestalt, in vielfachen Farben und außerordentlicher Machart, deren Stil und Motive, insbesondere das Sonnensinnbild konzentrischer Kreise und der



Abb. 56: Pfeilspitzen mit Sägezähnen vom Magdalénien-Typ, wie sie die Hohokam-Indianer benutzten (Zeichnung in C. W. Ceram: *»Le Premier Américain«*, Paris 1972)

Spirale, uns in Südamerika wiederbegegnen, wie wir noch sehen werden.

Dürfen wir im Südwesten der heutigen Vereinigten Staaten bei der Zeitbestimmung über das Datum hinausgehen, das auf Grund des Erscheinens der Hohokam bisher angenommen werden muß? Vielleicht, wenn wir das einzige megalithische Baudenkmal betrachten, das in der Gegend bekannt ist. Es handelt sich um eine astronomische Uhr[74] (Abb. 57), die sich auf einem Felsgesims eines Gipfels mit

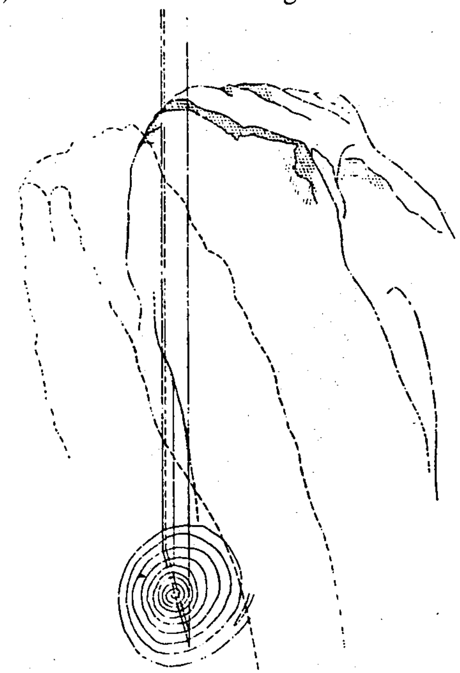


Abb. 57: Astronomische Uhr vom Chaco Canyon (USA)
(Zeichnung: »Kadath« Nr. 43, Brüssel 1981)

senkrechten Abhängen, dem Cerro Fajada im Chaco Canyon, befindet, wo Pueblo Bonito liegt. Sie besteht aus drei Steinplatten von je etwa zwei Tonnen Gewicht mit polierter Innenseite. Sie sind im Abstand von etwa 10 Zentimetern voneinander mit ihrer Oberkante schräg gegen die Felswand gelehnt. In diese sind zwei Spiralen verschiedener Größe eingemeißelt. Zur Mittagszeit der Sommersonnenwende wirft die Sonne einen senkrechten Strahl genau auf die große Spirale, während zur Wintersonnenwende die letzte Windung der Figur auf der rechten Seite in gleicher Weise beleuchtet wird. Zur Zeit der beiden Tagundnachtgleichen rahmt eine leuchtende Linie die große Spirale genau ein. So sind auch alle zwischen diesen Wendepunkten liegenden Daten leicht zu bestimmen.

Stammt dieser megalithische Kalender im Chaco Canyon von den Anasazi, die vom 10. bis 12. Jahrhundert diese Gegend bewohnten? Wir wissen es nicht. Aber was uns sicher zu sein scheint, ist, daß Indianer eine Sonnenuhr nicht erneut erfinden konnten, die bei ihnen keinesfalls zu erwartende astronomische Kenntnisse voraussetzt. Man muß also annehmen, daß die fragliche Konstruktion in ihrer Ausführung und ererbten Auffassung das Werk von Einwanderern ist, die eine höhere Kultur etwa als die der Megalithiker Europas besaßen.

Die Kultur der Hohokam und die aus ihr hervorgehende der Pueblo-Indianer waren erwiesenermaßen dem Einfluß der Olmeken ausgesetzt. Das Vorhandensein von Plätzen für Ballspiele zu einer Zeit, da es Kautschuk weder im Südwesten der heutigen USA noch im Norden Mexikos gab,

beweist das ebenso wie die großen Wasserbauvorhaben von Skoaquik. Wir können sogar noch genauer feststellen, daß sich dieser Einfluß kurz nach dem Eintreffen der Trojaner in Mittelamerika bekundete, also lange vor der Zeit, die die Archäologie für die von den Hohokam hinterlassenen ersten bekannten Spuren bestimmt hat. Das beweisen nicht nur die von den Pueblo-Indianern ererbten megalithischen Kenntnisse – astronomische Uhr im Chaco Canyon und Verwendung behauener Steine bei einigen Bauten – sondern auch die Keramik, die (wie wir noch sehen werden) unmittelbar aus derjenigen Trojas hervorgegangen ist, die wie auf den Kanarischen Inseln in den Erdboden versenkten oder wie im Land der Hyperboreer halbunterirdischen Häuser, die Mumifizierung der in Schilfmatten (auf den Inseln der Seligen waren es Häute) gehüllten Leichname, ohne vom Sonnenkult und der bisher noch nicht erwähnten mütterlichen Abstammungsreihe zu sprechen. Mit Ausnahme der megalithischen Baudenkmäler von Guerrero und Morelos erscheint nichts davon bei den Olmeken, deren kulturelle Entwicklung einen anderen Verlauf nahm, aber all dies kann nur auf die Überlieferungen und die Kenntnisse zurückzuführen sein, die sie zur Zeit ihres Eintreffens hatten.

7. Zwei Rassen

Wer waren – anthropologisch gesehen – die Bewohner des nordamerikanischen Südwestens? Von den Hohokam wissen wir nichts, weil sie ihre Toten verbrannten. Dagegen

gibt es Schädel, ganze Skelette und Mumien der Pueblo im Überfluß. Der größte Teil der Schädel weist eine künstlich herbeigeführte senkrechte Abflachung des Hinterkopfes auf, aber sie sind heil und zahlreich genug, um eine gründliche Untersuchung zu ermöglichen. Andererseits hat die übliche Verformung weder die Stirn noch das Gesicht beeinträchtigt, so daß eine gültige Schädelmessung wenigstens teilweise durchgeführt werden konnte. Die gründlichste kraniologische Untersuchung der Pueblo-Indianer wurde von Alěs Hrdlička[75] vorgenommen. Sie umfaßt 645 Objekte aus Neu Mexiko, Arizona, Colorado und Utah. Der Vorsicht halber sollen hier nur die Ergebnisse in Betracht gezogen werden, die von nicht verformten Schädeln – 96 männlichen und 100 weiblichen – stammen.

Aus den 20 durchgeführten Messungen und den neun errechneten Meßziffern geht hervor, daß die Pueblo vom anthropologischen Gesichtspunkt aus kein einheitliches Ganzes darstellten. Man stellt bei ihnen die Verbindung von zwei Rassen fest, wobei die eine oder die andere bei diesem oder jenem Stamm überwiegt. Gemeinsam haben alle eine unterdurchschnittliche Körpergröße (1,61 Meter bei den Männern), kleinen Schädelinhalt, zierlichen Körperbau als Folge eines Lebens in wenig günstiger Umwelt und entsprechende Pigmentierung. Es handelt sich also um Mestizen, aber das Verhältnis der beiden rassischen Einflüsse ist verschieden, so daß man die ursprünglichen Biotypen rekonstruieren und ihre Herkunft bestimmen kann. Einer derselben, der bei den Puyé von Neu Mexiko und bei den Hopi von Arizona besonders leicht festzustellen ist, ist brachyze-

phal. Er unterscheidet sich praktisch in nichts von den sogenannten *Mound-Builders* (Hügel-Erbauer) von Arkansas, Louisiana und ganz allgemein dem Gebiet am Golf von Mexiko, Menschen, die gekennzeichnet sind durch einen Schädel-Index von 85 und mehr, durch ein mehr als quadratisches Gesicht (etwas breiter als hoch), Augenhöhlen, die höher als breit sind und abgerundete oder sogar überhaupt keine Ecken haben, und sehr niedrige Schädelwölbung. Das Vorhandensein von Indianern dieser letzteren Rasse weiter im Westen bedarf daher keiner Erklärung. Wohl aber werfen die dolichozephalen (langschädligen) Pueblo ein Problem auf.

Die Korbmacher von Grand Gulch im südlichen Utah, die Zuñi des Dorfes Havikuh und einige Tewa in Neu Mexiko und die Bewohner von Salt River in Arizona, deren Schädel-Index bei den verschiedenen Stämmen zwischen 73 und 75,9 liegt, haben ein quadratisches Gesicht (Verhältnis von Höhe zu Breite wie 100,1 : 100,5), niedrige Augenhöhlen in quadratischer oder leicht langgestreckt rechtwinkliger Form mit im allgemeinen deutlich abgezeichneten Ecken und einen hohen oder mittleren Kopf mit kielförmiger Wölbung. Sie unterscheiden sich deutlich von den kalifornischen Indianern und den gleichfalls dolizephalen Shoshone, die weiter im Westen leben, und deren Schädelwölbung viel niedriger ist. Im Gegenteil ähneln sie, wie Hrdlička meint, »in all ihren diesbezüglich wichtigen Ausmaßen« den Algonkin und Irokesen im nordamerikanischen und kanadischen Nordwesten, das heißt den Rothäuten der Prärie. Die hier wiedergegebene Vergleichstabelle ergibt folgendes Bild:

Index	Südl. Utah Korbmacher	Neu Mexiko Tewa	Zuñi	Arizona (Salt River)	Algonkin et al.
Schädel	73,0	73,3	75,9	75,4	75,0
Senkrecht Höhe/Breite	101,3	100,5	100,1	--	101,1
Ob. Gesichtsteil	54,7	53,9	54,3	55,5	52,7
Augenhöhlen	91,3	88,9	92,3	91,6	88,6
Nase	49,2	49,7	49,3	48,4	49,1

Wir verweisen mit Nachdruck darauf, daß es sich hier um »relative Ausmaße«, also um Verhältniszahlen, handelt. Die absoluten Ausmaße der Algonkin sind viel höher als diejenigen der dolichozephalen Pueblo, die stark mit Indianern von viel kleinerem Körperwuchs und durch eine feindliche Umwelt verkümmertem Körperbau vermischt sind.

Die so von Hrdlička bewiesene Ähnlichkeit gewinnt ihre ganze Bedeutung erst, wenn wir die Rasse der Rothäute betrachten. Alle Anthropologen, die sich mit dem Thema beschäftigt haben, stimmen in einem grundsätzlichen Punkt überein: die großen Dolichozephalen von der Atlantikseite Nordamerikas unterscheiden sich wesentlich von den kleinen, brachyzephalen Indianern asiatischen Ursprungs. Einige von ihnen, und zwar die angesehensten, gingen sogar noch weiter. Geoffroy Saint-Hilaire[76] ordnete sie in seine Alleghany-Rasse ein, die der weißen Großrasse zugehört. Verneau[77] schrieb, daß »die Physiognomie der Cherokee sich kaum von derjenigen der Europäer unterscheidet, hätten sie nicht die etwas adlerförmige Nase«. Quatrefages[78]

wird noch deutlicher mit der Feststellung, daß die Cromagnon-Menschen äußerst enge Beziehungen mit den Rothäuten gehabt haben müssen. Einige Jahrzehnte später nahm Rémy Cottevieille-Giraudet[79] diese letztere Hypothese auf und bewies mit einer gründlichen anthropologischen Untersuchung (begleitet von einer kleinen, aber vielfältigen Belegsammlung) ihre Richtigkeit. Folgen wir seinen Ausführungen.

Die Algonkin und die Irokesen, aber auch die Huron, Cherokee, Sioux, Cheyen, Crows usw. zeichnen sich durch eine große Gleichförmigkeit der Gestalt aus: durchschnittlich hoher Wuchs von 1,73 bis 1,75 Meter, umfangreicher Brustkorb, eher feine Gestalt, gut entwickeltes, jedoch weniger breites Becken als das der Asiaten, muskulöse Gliedmaßen, bemerkenswert große Extremitäten, dolichozephaler Schädel mit Neigung zur Mesozephalie wegen der Breite des Schädels auf der Höhe der Wulste am Scheitelbein, langes und flaches, dann »quadratisches« Gesicht, hohe Stirn, weite und weniger als quadratische Augenhöhlen, gerade gestellte Augen, große, lange und eher gerade, oft auch adlerförmige Nase, schwarzes, straffes Haar und orangefarbene Haut. Diese Beschreibung, die wir hier nur zusammengefaßt haben, trifft in bezug auf das Wesentliche ganz genau auf die Cromagnon-Menschen zu. Die Rothäute unterscheiden sich von diesen allein durch ihre weniger rechtwinkligen Augenhöhlen, deren Ecken sehr abgeflacht sind, ihre gebräunte Haut und wahrscheinlich ein dunkleres Haar, dessen Querschnitt runder ist. Diese Eigenarten rühren offenbar von einer gewissen Vermischung mit amerika-

nischen Indios her. Sie hindern Cottevieille-Giraudet nicht an der mit Recht getroffenen Schlußfolgerung, es sei »praktisch unmöglich, den Schädel eines Guanche von demjenigen eines Huron zu unterscheiden«.

Theoretisch ist es nicht unvorstellbar, daß sich Gene der Rothäute mit denen amerikanischer Indios vermischt haben, um die Pueblo-Indianer entstehen zu lassen. Der im Südosten der heutigen USA bis nach Louisiana und Florida ansässige Stamm der Nuskoki gehörte derselben Rasse wie die Algonkin an. Eine solche Vermischung ist jedoch höchst unwahrscheinlich, und zwar aus ethnologischen Gründen. Die Rothäute sind bis zum vergangenen Jahrhundert zumindest annähernd im Zustand der Altsteinzeit verblieben. Cottevieille-Giraudet[80] führt kurz eine gewisse Anzahl von Übereinstimmungen zwischen den Gebräuchen der Letztgenannten und denen der Menschen des Magdaléniens an. Er weist insbesondere auf die gemalten Darstellungen von Tieren hin, die bei den großen Dolichozephalen der Prärie »sowohl den gleichen Realismus wie die Kunst des Quartärs als auch häufiger eine Neigung zur Stilisierung« erkennen lassen. Nun weiß man, wie unser Anthropologe hinzufügt, »daß die stilisierte Kunst eine entwickelte Kunst ist, die als Ursprung eine realistische Kunst braucht. Um bloß den Wisent zu erwähnen, scheinen nur die Darstellungen dieses Tieres aus dem Quartär als der Prototyp des indianischen Wisent angesehen werden zu können« (Abb. 58). Er erwähnt auch den Schmuck (Ketten von durchbohrten Muscheln, Anhänger von Bären-Reißzähnen, Körperbemalung unter Vorherrschen der roten Farbe), den Kopf-



Abb. 58: Büffel im Stil der europäischen Altsteinzeit auf Höhlenmalereien der »Rothäute« Nordamerikas (Zeichnung: Rémy Cottevieille-Giraudet[79])

schmuck aus Federn, den die ägyptischen Fresken bei den Temehu zeigen und den auch die Guanchen bis zur spanischen Konquista trugen, wie wir gesehen haben, eine aus einem langen Knochen geschnitzte Pfeife, die in Cromagnon und La Madeleine gefunden wurde, den Tanz der Hirsche, wie er in der Grotte von Trois-Frères dargestellt ist, und die Beisetzung der Leichen in der Haltung eines Fötus. All dies weist auf ein sehr weit zurückliegendes Eintreffen in Amerika hin. Es muß noch vor dem Auftauchen der Kunst der Keramik liegen, deren Erzeugnisse wir bei den Hohokam beobachten, und sogar noch vor der megali-

thischen Architektur, von der uns der Chaco Canyon ein Beispiel gibt. Nun finden wir im Südwesten aber nicht die geringste Spur einer kulturellen Entwicklung, die, vom Paläolithikum ausgehend, zu einem fortgeschrittenen Neolithikum geführt hätte.

Es bleibt also nur eine einzige Lösung. Hrdlička hat die genetische Beeinflussung der Pueblo-Indianer nicht durch die Algonkin, sondern durch Menschen bewiesen, deren Rasse diejenige der Rothäute war. Und Cottevieille-Giraudet hat gründlich festgestellt, daß diese Rasse diejenige der Cromagnon-Menschen war. Wir selbst haben gezeigt, daß die »Olmeken« zum Teil Cromagnon-Menschen waren, Träger der Megalith-Kultur, aus der sie bei Ende der Jungsteinzeit und während der Bronzezeit im östlichen Mittelmeer hervorgegangen war. Die Hohokam und die Pueblo waren also die Erben Trojas.

8. Von den Kanarischen Inseln nach Mexiko

Schon vor unseren eigenen Forschungen bestand nicht der leiseste Zweifel in bezug auf den ausländischen Ursprung der Kultur, die die Archäologen willkürlich als diejenige der »Olmeken« bezeichnen. Aber dieser Ursprung war noch nicht genau geklärt. Kein Volk Amerikas hatte im Jahr –1200 den unerläßlichen Stand erreicht, um die Grundlagen einer Kultur nach Mexiko zu bringen, deren Entwicklung wir bewiesen haben. Es gab daher nur eine einzig mögliche Hypothese: die Kulturbringer waren aus der Alten Welt

gekommen, was durch ihr Eintreffen auf dem Seeweg bestätigt wird. Dieses wiederum ist durch den Einschlag ihrer Art bei den Völkern des Küstengebietes hinreichend bewiesen.

Wir kennen die Kultur der Olmeken nur durch die erhalten gebliebenen archäologischen Funde. Das sind grundsätzlich die großen Erd- und Wasserbauvorhaben, die megalithischen Baudenkmäler, die Kunstwerke und die nicht sehr zahlreichen, aber kennzeichnenden Inschriften. All diese Elemente zusammengenommen, deren Entstehen keine langwierige Entwicklung voranging, wie sie im Fall einer örtlichen Schöpfung notwendig gewesen wäre, beweisen, daß die Neuankömmlinge im Besitz von Kenntnissen und Techniken waren, die sie nur den Bedingungen ihrer neuen Umwelt anzupassen brauchten. Das erlaubt uns, ihren doppelten Ausgangspunkt, den mittelbaren und den unmittelbaren, zu bestimmen.

Die erste Tatsache des aufgeworfenen Problems ist anthropologischer Natur. Die Statuen, Flachreliefs und Höhlenmalereien zeigen uns nämlich außer Indios von ganz deutlicher Kennzeichnung Personen, die zwei durchaus verschiedenen weißen Rassen angehören: Cromagnon- und nordische Menschen. Nun hat es niemals einen anderen Ort gegeben, an dem Völker dieser beiden Biotypen – Libyer und Hyperboreer – zusammengelebt hätten, als Troja bis zu jenem Krieg, der zu Beginn des 13. Jahrhunderts v.d.Z. die Überlebenden seiner Aristokratie zur Flucht zwang, zunächst – laut Herodot – nach Libyen und danach auf die Kanarischen Inseln, wo sie sich jedoch nicht endgültig niederließen. Das annähernde zeitliche Übereinstimmen ihres

Verlassens der Inseln und des Eintreffens der Kulturbringer in Mexiko – so um das Jahr –1200 – ist schon bezeichnend. Wir haben andererseits nachgewiesen, daß jedes Schiff, das auf diesem Teil des Atlantiks den Winden und Strömungen ausgeliefert ist oder sie auszunutzen versteht, von ihnen unausweichlich nach Mittelamerika gebracht wird. Und wir wissen, daß den beiden Völkern, aus denen die Trojaner hervorgingen, die Existenz der »Neuen Welt« bekannt war. In bezug auf die Libyer beweisen das die Spuren von Tabakblättern, die für die Einbalsamierung des Leichnams des Pharaos Ramses II. verwendet wurden. Die Gräten von Hochseefischen, die in den Ablagerungen (*kökkenmöddinger)* Skandinaviens gefunden wurden, und die hyperboreischen Inschriften von Sherbrooke in Quebec (Kanada) lassen uns auch in bezug auf die nordischen Völker nicht daran zweifeln. Es war daher nur natürlich, daß die Flüchtlinge, wenn sie überhaupt in Libyen zwischenlandeten, was nicht erwiesen ist, sich dort unbehaglich fühlten, weil man sie als Fremde behandelte, obwohl einige von ihnen dorther stammten, daß ihnen das niedrige kulturelle Niveau der Kanarier nicht behagte und daß sie also daran dachten, weiterzuziehen, nach einem Land, in dem sie sich niederlassen und durchsetzen könnten. Zu diesem Zweck standen ihnen Schiffe zur Verfügung, die von denjenigen nicht sehr verschieden gewesen sein müssen, die die Nordmeervölker aus dem Land der Hyperboreer wenige Jahre später bei ihrem Unternehmen gegen Ägypten verwendeten, Schiffe, deren Modell wir in Mexiko wiederbegegnen: als Ritzzeichnung auf dem Humboldt-Beil.

Wenn das Klima in Mexiko die Erhaltung von Knochenresten zur Bestätigung der anthropologischen Daten nicht gestattete, die uns die Bildhauerei verschaffte, so haben die Fundstätten im Südwesten der derzeitigen USA diese Lücke überreichlich ausgefüllt. Die Hohokam, bei denen ohne einen amerikanischen Präzedenzfall die Hochkultur plötzlich auftauchte, von der uns ihre Keramik Beweise lieferte, verbrannten leider ihre Toten. Aber ihre Erben, die Pueblo-Indianer, haben uns Schädel und Skelette im Übermaß hinterlassen. Diese zeigen uns, daß sich in dem Gebiet zwei Rassen miteinander vermischten. Die eine war indianisch-amerikanisch, brachyzephal und von kleinem Wuchs, die andere war mit der Cromagnon-Rasse identisch, zu der übrigens auch die großen dolichozephalen Rothäute des Ostens gehörten. Die Pueblo-Indianer stammen jedoch nicht von diesen Letztgenannten ab, da ihre Vorfahren vom Cromagnon-Typ eine viel weiter fortgeschrittene Kultur besaßen als die altsteinzeitlichen Jäger der Prärie. Die einzig mögliche Lösung dieses Problems besteht in dem Eintreffen einer teilweise aus Libyern bestehenden Menschengruppe in Mexiko.

Die Archäologie erlaubt uns, die einzelnen Etappen jenes Prozesses zu verfolgen, bei dem die Trojaner sich bemühten, in einer Umgebung, die von der eigenen im östlichen Mittelmeer sehr verschieden war, ihre Welt wiederaufzubauen, die sie hatten verlassen müssen. Die Flüchtlinge waren gewiß nicht sehr zahlreich. Sie mußten sich daher auf eine eingeborene Bevölkerung verlassen, die willig und anscheinend auch fähig war, der aber alles erst beigebracht

werden mußte. Sie widmeten sich daher zunächst neben der Ausbildung von Künstlern und Handwerkern der Verbesserung des sumpfigen Geländes im »Herzland«, wozu sie nur Arbeitskräfte in großer Zahl und Steine als das unerläßliche Rohmaterial brauchten. Um dieses zu erhalten, hatten sie rechtzeitig ihre Niederlassungen im Bergland eingerichtet, wo die Steine für ihre megalithischen Bauten anfänglich nur den Indianern zur Verfügung standen. Aber diese konnten sie nicht bearbeiten, wie man das in Troja und Mykene tat. Die Flüchtlinge mußten sich daher zur Verwendung von Natursteinblöcken bequemen, wie das eine in Europa schon seit Jahrhunderten aufgegebene, aber auf den Kanarischen Inseln noch immer angewandte Architektur getan hatte. Das wäre ohne ihren vorübergehenden Aufenthalt auf den Inseln nicht möglich gewesen, den wir unter anderem hierdurch als bewiesen ansehen. Später konnten die Trojaner im Zusammenwirken ihrer Kenntnisse mit dem guten Willen der Eingeborenen bis zu einem gewissen Grad ein Gegenstück ihrer verlorenen Kultur schaffen. Wenn ihnen die Ausübung der Baukunst mit Steinen im »Herzland« versagt blieb und auch über die in primitiverer Bauweise errichteten Kultstätten hinaus keine unbedingte Notwendigkeit darstellte, so konnten sie sich doch in den Niederlassungen im Landesinnern wenigstens auf dem dreifachen Gebiet der Bildhauerei, der Malerei und der Keramik betätigen und die astronomische Wissenschaft anwenden, die die Erbauer der Großsteingräber in Europa schon beherrschten. Wenn wir nur in Guerrero Höhlenmalereien begegnen, die auf sie zurückzuführen sind, und in Neu Mexiko einer astronomi-

schen Uhr, so hängt das wahrscheinlich damit zusammen, daß in den großen Zentren der Olmeken andere Bekundungen gleicher Art verschwunden oder noch nicht wiederentdeckt worden sind. In dieser zweiten, sehr schnell erreichten Phase taucht der Säulenkult der *Magna Mater,* des Eulenkopfes und des Beils wieder auf, wie sie in Troja herrschten. Das gilt auch für den Gebrauch der Schrift in ihren verschiedenen Formen, der megalithischen, der kretischen und der hyperboreischen, die man auf den Kanarischen Inseln kannte, wo die beiden Letztgenannten nicht ohne die Vermittlung der Trojaner nebeneinander hätten bestehen können.

Andere Elemente bestätigen den vorübergehenden Aufenthalt der Kulturbringer auf den Inseln. Das erste ist die Mumifizierung der Leichen durch Eintrocknen und Einhüllen in Schilfmatten statt in Häute wie auf den Kanarischen Inseln. Das zweite ist die Schädelbohrung, die zwar in megalithischer Zeit angewandt wurde, aber nördlich des Mittelmeeres schon längst aufgegeben worden war, während man sie in Libyen und auf den Inseln noch durchführte. Das dritte ist das Vorhandensein (bis in unsere Tage) eines unbehaarten, eßbaren Hundes in Mexiko, eines leicht erkennbaren Tieres, das in mehr als einer Gestalt der Olmeken-Keramik erscheint. Auch die kanarischen Guanchen züchteten und verspeisten ihn.

Ein kultureller Mangel ist den Olmeken und Kanariern gemein: die Unkenntnis – mitten in der Bronzezeit! – der in ganz Europa und Nordafrika bekannten Verhüttungstechnik. Die Schellen aus bei 1130 Grad geschmolzenem Kupfer, die man in einer Hohokam-Fundstätte entdeckte, müs-

sen nach dem Jahr 1000 unserer Zeitrechnung aus dem toltekischen Mexiko eingeführt worden sein. Die einzige Erklärung für diesen Mangel ist offenbar, daß sich in der nach den widrigen Umständen des Krieges zusammengesetzten Gruppe von Flüchtlingen kein einziger Kenner dieser Technik befand. Die Keramik der Olmeken liefert uns dagegen die Lösung eines falschen Problems, das von gewisser Seite immer wieder aufgeworfen wird: dasjenige des Rades. Es ist eine Tatsache, daß dieses Instrument nirgendwo im vorkolumbianischen Amerika im Bereich des Transportes verwendet wurde. Das uns interessierende Volk jedoch kannte das Rad. In verschiedenen entsprechenden Fundstätten wurden nämlich Keramik-Spielzeuge mit Rädern entdeckt, von denen die ältesten Hunde darstellen[81] und bis auf das Jahr –1000 zurückgehen. Warum wurden unter diesen Umständen nicht Fahrzeuge mit Rädern verwendet? Die zweifache Erklärung ist höchst einfach: einmal gab es damals in Mexiko, wo das Pferd erst im 10. Jahrhundert unserer Zeitrechnung durch die Wikinger eingeführt wurde, keine Zugtiere, zum anderen wäre in einem sumpfigen Gebiet die Verwendung eines Handkarrens oder Rollwagens wenig angebracht gewesen. Noch heute tragen die Eingeborenen in Mexiko und Peru, wo das Vorhandensein des Rades gewiß nicht unbekannt ist, ihre Lasten auf dem Kopf.

Wir haben also die Überlebenden Trojas auf ihrer Reise verfolgen können, die sie möglicherweise über Libyen und ganz gewiß über die Kanarischen Inseln nach Mittelamerika führte, und wir haben ihren Einfluß weiter im Norden beob-

achtet. Wir werden sehen, daß sie sich nicht damit begnügten und daß ihre von den Archäologen bis nach Costa Rica anerkannte Ausstrahlung in südlicher Richtung sich sogar in Südamerika bekundete.

V.

DER ZUG NACH SÜDEN

1. Die Großsteingräber Kolumbiens

Im Südwesten Kolumbiens unweit der Grenze mit Ekuador vereinigen sich die beiden Gebirgsrücken der Kordillere, die weiter südlich das peruanische und bolivianische Hochland umfassen, zu einem einzigen gewaltigen Massiv schneebedeckter Gipfel von mehr als 4000 Meter Höhe. Von hier aus in nördlicher Richtung setzen sich die Anden in Gestalt von drei Bergketten fort, die sich allmählich in der weiten sumpfigen Ebene der Küste verlieren. In der eingangs erwähnten Anhäufung riesiger Berge entspringen sechs große Flüsse: der Cauca und der Magdalena, die in einem gemeinsamen Delta in das Karibische Meer münden, der Patia, der sich dem Pazifik zuwendet, der Caquetá und der Putumayo, die sich im Südosten mit dem Amazonas vereinigen, und der Guaviare, der im Nordosten den Orinoco erreicht (s. Karte Abb. 59).

Im Mittelpunkt dieser vielfachen Wasserscheide umrahmt ein Tal mit gemäßigtem Klima in einer Höhe von

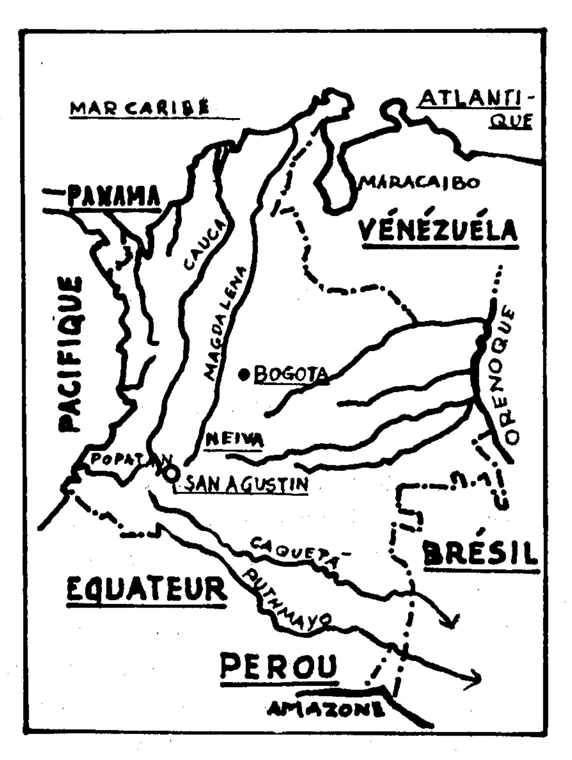


Abb. 59: Karte des Bezirks von San Agustín und Tierradentro, Kolumbien

1800 Metern die präkolumbianische Gräberstadt San Agustín, Wiege einer Kultur, deren Spuren auf einer Fläche von mehr als 500 Quadratkilometern zu finden sind. Man muß sie wahrscheinlich mit der großen Weihestätte von Popayán im Osten in Verbindung bringen, mit der sie seinerzeit durch eine 80 Kilometer lange Straße, die einzige in der ganzen

Gegend, verbunden war. Die Spanier trafen sie mit ihren Tempeln und einem Kloster für Sonnen-Jungfrauen noch in vollem Betrieb an, freilich in der ihr von den Inka aufgeprägten Form. Auch die Grabstätten von Tierradentro gehörten zu dem gleichen Komplex, aber mit einer grundlegenden Nuance, auf die wir noch zurückkommen werden. Wenn diese beiden letzten Fundstätten noch nicht Gegenstand ernsthafter Untersuchungen waren, so ist diejenige von San Agustín im Gegenteil heutzutage dank der hingebungsvollen Lebensarbeit ausgezeichneter Archäologen und der von ihnen durchgeführten Ausgrabungen, Freilegungen und – manchmal etwas übertriebenen – Wiederherstellungen wohlbekannt. Ein Nationalpark umschließt und schützt das Gelände, das früher schweren Plünderungen durch *huaqueros* ausgesetzt war, Grabschändern, die viele Gräber erbrachen und sogar Statuen von mehreren Tonnen Gewicht raubten, nachdem sie sie zuvor rücksichtslos zersägt hatten.

Die Gräberstadt besteht nach dem derzeitigen Stand unserer Kenntnisse aus rund 250 Einzelgräbern. Einige von diesen sind nicht mehr als einfache Grabhöhlen, oft in Form einer Grube, deren Rückwand eine ganz oder teilweise mit Fliesen ausgelegte kleine Wölbung einnimmt. Andere (Foto 19) haben alle Kennzeichen der Hügelgräber des europäischen Megalithikums. Manchmal ist der eigentlichen Grabkammer eine mit Statuen ausgeschmückte Gruft vorgelagert, deren Eingang durch einen aufgerichteten Stein mit oder ohne bildhauerische Bearbeitung oder gar durch einen Säulengang gekennzeichnet ist (Foto 20). Häufig sind

die Platten mit geometrischen Zeichnungen in den Farben Ocker, Rot und Schwarz verziert, deren Spuren noch heute zu sehen sind. In einigen Fällen ruht der Leichnam in einem Sarkophag aus Stein oder Holz. Aber im allgemeinen wurde er zerkleinert, so daß die Knochen in einer Urne Platz fanden. Viele dieser Gräber waren mit Sand in einer oder mehreren Farben ausgefüllt wie die »Opfergaben« von La Venta. In den nicht geplünderten fand man Grabbeigaben, die nicht nur aus Keramikvasen, Ketten aus kleinen Andesit-Röhrchen grünlich-blauer Färbung und Goldschmiedearbeiten bestanden, sondern auch aus Kult-Beilen aus Obsidian wie diejenigen, auf deren Vorhandensein in Europa, auf den Kanarischen Inseln und im »Herzland« der Olmeken wir hingewiesen haben. Eine der Gräbergruppen, die heute unter dem Namen »Götzenhügel» bekannt ist, umfaßt ein Dutzend Hügelgräber. Es ist ein gewaltiger künstlicher Hügel in Form eines Halbkreises, dessen beide Enden ursprünglich natürliche Erhebungen waren und durch Aufschüttung von etwa 500000 Kubikmeter Erde ihre derzeitige Form erhielten. Ein Teil des zur Aufschüttung verwendeten Materials stammt aus Schuttabladeplätzen, die – wie im Gebiet der Hohokam – hauptsächlich Keramikscherben enthielten.

In den Gräbern, die heute offen liegen und jedem Witterungseinfluß ausgesetzt sind, sieht man rund 500 mit dem Meißel bearbeitete Statuen und Gedenksteine von bewunderungswürdiger Machart. Ihre Zahl wäre beträchtlich größer, wenn nicht so viele Stücke ähnlicher Art im Lauf der Jahrhunderte zerstört oder geraubt worden wären. Außer-

dem müssen sich viele weitere noch unter der Erde befinden. Mit sehr wenigen Ausnahmen stellen die fraglichen Statuen menschliche Gestalten dar, die im allgemeinen mit einigen tierischen Kennzeichen ausgestattet sind, besonders Raubtierzähnen, die ihnen einen schrecklichen Anblick verleihen (Abb. 60). Hier zeigt sich die Verbindung zur Kultur der Olmeken, was auch für die unerklärliche Kerbe in manchen Schädeln gilt. Unabhängig von diesen beiden Punkten



Abb. 60: Medusenhaupt in San Agustín (Zeichnung: Pierre Honoré[75])

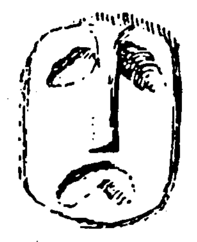


Abb. 61: Olmeken-Mund ohne katzenartige Verformung in einem Gesicht von europäischen Zügen von San Agustín (Zeichnung in F. Hébert-Stevens: »*L'Art ancien de l'Amérique du Sud*«, Paris 1972)

haben die dargestellten Personen im allgemeinen ganz andere Züge als die der Eingeborenen, was nur natürlich ist, da ja die örtliche Rasse eine andere war als diejenige, die uns die Skulpturen vom Golf zeigen. Insbesondere fehlt ihnen fast immer der »Olmeken-Mund« (mit den heruntergezogenen Mundwinkeln). Wir begegnen ihm jedoch zumindest in einem Gesicht (Abb. 61), das weder in San Lorenzo noch in La Venta überraschen würde. Es genügte, um eine Verwandtschaft zwischen diesen Stätten und der von San Agustín festzustellen, was auch für die in ihrer Art einmalige Gestalt gilt, die man mit ihrem quadratischen Maul, ihren drohenden Lippen und den vorstehenden Raubtierzähnen in dem kleinen örtlichen Museum bestaunen kann. Es handelt sich um eine der ältesten Statuen des Weihezentrums, und es ist nicht ohne Interesse, darauf hinzuweisen, daß sie zweimal – auf Oberkörper und Stirn – die doppelte Spirale der Hyperboreer und der ägäischen Kultur trägt (Abb. 62). Außer dem soeben erwähnten Eingeborenengesicht gibt es



Abb. 62: Die Doppelvolute der Hyperboreer und Ägäer an einer Statue von San Agustín

noch einige andere Ausnahmen: dargestellte Personen, die – wie im Gebiet der Olmeken – die »semitische« Nase der Maya haben, was bei den Indios Kolumbiens nie der Fall ist.

Zwei der Statuen von San Agustín sind nicht menschenähnlich. Sie stellen einen Vogel dar, der im Schnabel eine Schlange trägt (Abb. 63). Es ist dies ein sehr bekanntes Motiv der Totonaca-, Maya- und Azteken-Kultur, und wir wissen jetzt, daß es in Amerika sehr viel älter ist, wie es dies

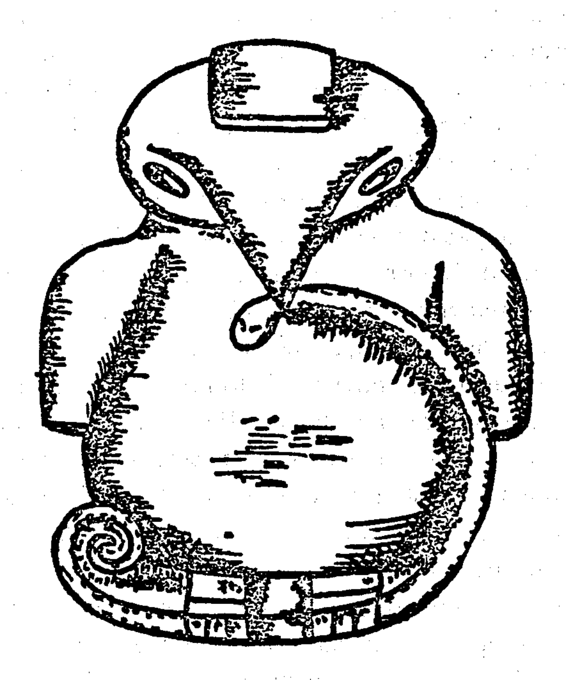


Abb. 63: Eine Statue in San Agustín: Vogel mit Schlange im Schnabel (Zeichnung in Pierre Carnac: *»Les Conquérants du Pacifique«,* Paris 1975)

auch in der Alten Welt war. Wir lesen nämlich in der Ilias, daß die Trojaner im Begriff standen, den Sturm auf die Stellungen der Achäer aufzugeben, als sie sahen, wie sich ein Adler, der in seinen Klauen eine Schlange hielt, in die Lüfte erhob, um zu fliehen, da er von seiner Beute gebissen worden war. Graf Goblet d'Alvielle[82], der dies Thema als Kampf der Sonne mit der Wolke auslegt, erinnert daran, daß die Azteken laut ihrer Überlieferung für die Gründung der Stadt Mexiko jenen Platz auswählten, auf dem ihnen ein Adler erschien, der mit ausgebreiteten Schwingen der aufgehenden Sonne zugewandt auf einer Agave saß und ebenfalls eine Schlange in den Fängen hielt. Er fügt hinzu: »Die ersten Konquistadoren Mexikos sahen darin ein Symbol künftiger Größe, und noch heute befindet sich dieses Sinnbild im Wappen der Hauptstadt (und in der heutigen Fahne des Landes). Jedoch ist es wenig wahrscheinlich, daß die Azteken Homer gelesen hätten.« Einverstanden. Aber den Olmeken, die aus Troja kamen, war, wie die fraglichen Statuen zeigen, ganz offensichtlich eine Episode nicht unbekannt, die sich der Dichter der Ilias sowenig ausgedacht hatte wie all die Einzelheiten, die es Schliemann erlaubten, die Ruinen der Festungsstadt wiederzufinden. Es ist also nur logisch, daraus zu schließen, daß die Azteken nichts anderes waren als die Erben des historischen Sinnbildes, das durch ihre fernen Vorgänger nach Mittelamerika gebracht und von den Eingeborenenstämmen angenommen worden war, die sie beherrscht oder auch nur einfach beeinflußt hatten.

Wenn uns die Skulpturensammlung von San Agustín auf anthropologischem Gebiet nur amerikanisch-indianische

Typen zeigt, so ist das in Tierradentro, einer anderen Gräberstadt, die 80 Kilometer Luftlinie weiter nördlich in einem sehr schwer zugänglichen Gebiet von Bergen und Flüssen liegt, ganz anders. Hier begegnen wir keinen Hügelgräbern, sondern Grabstätten, die tief in das weiße Gestein des Untergrundes geschlagen wurden. Es sind Räume von verschiedenen Ausmaßen, in deren größte man über eine in den Fels gehauene Wendeltreppe gelangt. Ihr gewölbtes Dach wird von starken Tragpfeilern gestützt. In die Wände sind Nischen eingegraben, um die Urnen von Toten zweitrangiger Bedeutung aufzunehmen. Das Dach, die Pfeiler und die Wände sind fast vollständig mit Verzierungen in Form von Rhomben bedeckt, die in Schwarz und Rot auf den weißen Grund des Steines gemalt wurden – in den Farben der Megalithiker. Einige Säulen tragen als eine Art Kapitell in den Stein gehauene Gesichter entweder in normaler Form oder in ein Dreieck eingefügt. Diese Grabkammern wurden schon vor langer Zeit ausgeraubt, so daß man bei den kürzlichen Ausgrabungen in ihnen nur einige Urnen fand, die – wie in Troja – mit eingetriebenen Punkt-Stichereien verziert sind und seltener modellierte Motive von Schlangen und Fröschen zeigen. An der Oberfläche fand man Statuen aus einem Block, über die wir noch sprechen werden.

Das ganz besondere Interesse, das diese unterirdische Gräberstadt für uns hat, ist anthropologischer Art. Die hier dargestellten Gesichter sind nämlich ohne jeden Zweifel die von Europäern. Unsere Abbildung 64 zeigt eine schmalwüchsige Gestalt mit feiner, langer Nase von eindeutig nor-



Abb. 64: Gesicht mit nordischen Zügen aus einem unterirdischen Grab von Tierradentro

discher Rasse. Ihrem Stil nach könnte diese Skulptur in anderem Zusammenhang als ein Kunstwerk der merowingischen Zeit angesehen werden. Die Dreiecksgesichter sind weniger bezeichnend, aber diejenigen ihrer Züge, die die Geometrie nicht verzerrte, entsprechen dem gleichen Biotyp.

Einige der Statuen von Tierradentro sind denen von San Agustín ähnlich: mit Raubtierzähnen versehene Gesichter amerikanischer Indios. Andere dagegen sind ausgesprochen europid. Eine dieser Letztgenannten befindet sich heute im Mosquera-Museum von Popayán. Es ist eine behauene Säule, fast rund und 2,20 Meter hoch. Der Archäologe Raymond Camby hat von ihr eine fotografische Aufnahme gemacht, die leider schlecht herauskam, aber er machte vor-

sichtshalber gleichzeitig eine Skizze (Abb. 65), die glaubwürdig ist, da der Autor von Beruf auch Architekt ist. Er bestätigte uns in einem persönlichen Schreiben, daß die dargestellte Persönlichkeit alle Kennzeichen eines Europäers trägt. Und wir wollen noch genauer sein: eines nordischen Europäers. Andere Statuen auch in Form behauener Säulen scheinen ebensowenig in die Sammlung zu passen, aber aus einem anderen Grunde. Sie tragen einen helmbedeckten Kopf mit quadratischem, fast cromagnoidem Gesicht, feine, gerade und lange Nase, geradegestellte Augen und, wie es scheint, in die Länge gezogene Ohren. Die Arme der dargestellten Personen befinden sich in der übli-

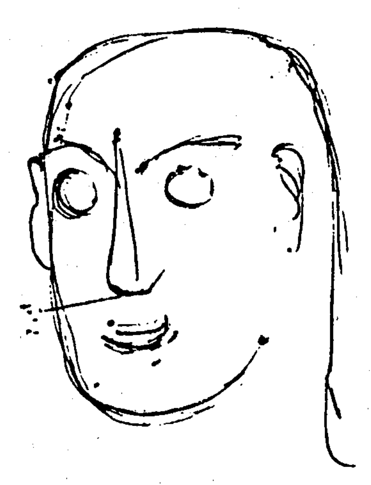


Abb. 65: Europäische Gesichtszüge einer Statue von San Agustín. Die Skizze wurde von dem Archäologen Raymond Camby im Museum von Popayán angefertigt und dem Verfasser persönlich zur Verfügung gestellt

chen Haltung wie bei den behauenen Menhiren der europäischen Jungsteinzeit. Ihre Beine sind voneinander getrennt wie die des »Mönch« von Tiahuanacu[64]. Tatsächlich würden diese Stücke am Ufer des Titicacasees keineswegs überraschen.

»Die Bildhauerkunst von San Agustín (und von Tierradentro) bekundet sich an diesen Stätten vollkommen, d. h. ohne vorhergehende Zeit der Herausformung und örtlichen Entwicklung.« Das ist eine der Schlußfolgerungen, zu denen Raymond Camby[83] nach jahrelangem Studium des Problems und verschiedenen Aufenthalten an Ort und Stelle in seiner bemerkenswerten Arbeit gelangt, der wir in bezug auf San Agustín die grundlegenden beschreibenden Angaben entnehmen. Wie im Fall der Olmeken-Kultur handelt es sich also um den plötzlichen Beitrag nicht nur einer vollkommen ausgearbeiteten Technik, sondern auch um einen Stil, der sofort den besonderen Eigenarten der örtlichen Rasse angepaßt wurde. Diese Technik und dieser Stil bringen wie in Mexiko gleichzeitig eine megalithische Architektur und eine Bildhauerkunst von hohem Stand hervor, um von den gewaltigen Erdarbeiten nicht zu sprechen, die der künstlich errichtete »Götzen-Hügel« erforderte. Dieser Nachweis wirft zwei wesentliche Probleme auf.

Das erste betrifft den Zeitpunkt, zu dem die fremde Kultur eingeführt wurde. Wie stets bei Baudenkmälern gibt es keine wissenschaftliche Methode, um ihr Alter zuverlässig festzustellen. Die Überbleibsel organischer Stoffe, die die Kohlenstoff-14-Methode als Grundlage für ihre Zeitbestimmung braucht, um uns gewisse Hinweise – aber auch nicht

mehr – in dieser Richtung zu geben, sind in San Agustín wegen des regnerischen Klimas dieser Zone außerordentlich selten. Das älteste Datum, das sich bei einer solchen Berechnung ergab, wobei man von den Resten eines Holzsarkophags ausging, war das 6. Jahrhundert v.d.Z. Aber die Wahrscheinlichkeitsrechnung führt zu der Überlegung, daß das nicht der Zeitpunkt der ältesten Beisetzung an dieser Stätte gewesen sein kann. Tatsächlich stimmen die Archäologen in der Ansicht überein, daß die Arbeiten in der Zone im 9. Jahrhundert v.d.Z. begonnen haben müssen und daß die Stätte im 11. Jahrhundert unserer Zeitrechnung aufgegeben wurde. Es handelt sich dabei natürlich lediglich um Schätzungen, und es muß in jedem Fall ein Spielraum von Jahrhunderten für einen möglichen Irrtum zugestanden werden. Für Tierradentro ist die Zeitbestimmung der verschiedenen Autoren noch ungenauer und schwankt für die älteste Phase von –700 bis 1400 unserer Zeitrechnung!

Das zweite der aufgeworfenen Probleme betrifft die Erbauer und Bildhauer selbst. Wer waren sie, und woher kamen sie? Die Anthropologie verschafft uns einige Angaben, die es uns gestatten, die erste Frage in gewisser Weise zu beantworten. Sie weist nämlich darauf hin, daß es in San Agustín und Tierradentro Vertreter zweier Rassen gab. Die Bildhauerei zeigt uns Indios an der ersten der beiden Stätten, aber Europäer an der zweiten. Andererseits fanden sich in den Grabstätten einige Skelette, aber die Archäologen widmeten ihnen wie stets und überall nur oberflächliche Aufmerksamkeit. Immerhin weist Professor Luis Duque-Gómez darauf hin, daß die in der Gräberstadt von San

Agustín beigesetzten Personen eine durchschnittliche Größe von 1,65 Meter und einen Schädel »brachyzephaler Tendenz« hatten. Diese beiden Angaben genügen für die Feststellung, daß die Bevölkerung der Zone vermischt war oder ganz aus Mestizen bestand, da die erhaltenen Knochenreste wahrscheinlich aus der letzten Epoche stammen. Die Eingeborenen der Anden sind nämlich ohne größere individuelle Abweichungen nicht größer als 1,58 Meter. Eine Körpergröße von 1,65 Meter (das war Ende vorigen Jahrhunderts der Durchschnitt in Frankreich) würde also den genetischen Einfluß einer Rasse von höherem Wuchs bedeuten, sei es nun, daß reinrassige Vertreter derselben neben den Indios die Durchschnittsberechnung beeinflußt haben, sei es, daß aus der Blutsmischung Individuen von einer Körpergröße hervorgingen, die auf der Mitte zwischen derjenigen der beiden ursprünglichen Rassen lag. Diese letztgenannte Hypothese scheint durch die »brachyzephale Tendenz« des Schädels bestätigt zu werden. In der Anthropologie hat dieser Ausdruck keinen Sinn. Aber in der Sprache eines Laien muß er doch wohl bedeuten, daß die untersuchten Subjekte nicht eindeutig brachyzephal waren, wie es die Andinen sind und gewesen sind, soweit wir auch zeitlich zurückgehen mögen. Der genetische Einfluß, der diese »Tendenz« erzeugte – was auch immer man unter einem so wenig befriedigenden Begriff verstehen mag –, konnte nur von einer dolichozephalen oder mesozephalen Rasse kommen.

Die Archäologie bestätigt diese kurze Untersuchung. Sie zeigt uns nämlich, daß es in San Agustín zwei deutlich von-

einander unterschiedene soziale Schichten gab: die Bauern, die in Hütten aus geflochtenen Zweigen lebten und einen Mais schlechter Güte anbauten, und die Töpfer, die eine Keramik völlig örtlichen Stils herstellten, auf der einen Seite, auf der anderen die Konstrukteure und Bildhauer als Träger einer hohen Kultur. »Es gab ein ›Volk‹ in San Agustín«, schreibt Raymond Camby[83], »aber es war nicht das der Bildhauer. Diese stellten eine esoterische und hermetisch abgeschlossene Kaste dar (wir möchten eher sagen: eine Kaste von viel höherem intellektuellen und künstlerischen Niveau), die sich hier, von woanders kommend, als Kaste niedergelassen hatte, der sich das Volk in spontaner Anwendung dessen, was ich das ›Gesetz der kulturellen Rangordnung› nennen möchte, unterwarf. Es sei denn, das Volk hätte sich später um den Kern geschart, den die Bildhauer und ihre direkten Untergebenen bildeten.«

Wer waren diese Künstler von hohem Niveau, von denen wir trotz der unzureichenden anthropologischen Angaben der Archäologen wissen, daß es sich um Weiße von hohem Wuchs und dolichozephaler oder mesozephaler Schädelbildung handelte? Die Antwort gibt uns eine Statue aus San Agustín, deren Foto Preuss[84] wiedergibt. Die dargestellte Person, die den Kennzeichen der örtlichen Darstellungsart – einschließlich sogar der Raubtierzähne – entspricht, trägt einen Hut mit einer hyperboreischen Runen-Inschrift (Abb. 66) im gleichen Stil wie diejenigen in Nordeuropa, auf den Kanarischen Inseln und in La Venta. Wir haben hier also einen deutlichen Beweis für die Beziehung, die zwischen den Olmeken und der schöpferischen Minderheit von



Abb. 66: Hyperboreische Runen-Inschrift auf dem Hut einer Statue von San Agustín (nach einem Foto von K. Th. Preuss[84])

San Agustin und Tierradentro bestand. Eine Beziehung, von der wir weiter oben einige Berührungspunkte von erstklassiger Bedeutung aufzeigten, denen wir jetzt noch drei weitere hinzufügen können: die Beförderung von Steinblökken von mehreren Tonnen Gewicht über Dutzende von Kilometern durch verschiedenartiges, aber gleich schwieriges Gelände, die Bemalung der Statuen und die Auswahl ihres Aufstellungsortes. Erinnern wir daran, daß die Olmeken ihre Kultstätten stets weit von der Küste einrichteten, indem sie die hier mündenden Flüsse hinauffuhren. Wenn eine Gruppe vom Golf von Mexiko aus nach Süden aufbrach, befand sie sich nach einer Fahrt von 2800 Kilometern über ein geschlossenes Meer dem Delta gegenüber, in das der Magdalena-Strom gemeinsam mit dem Cauca mündet. An den beiden Ufern des Erstgenannten befinden sich die verschiedenen Begräbnisstätten und Statuen von San Agustín, und neben dem anderen liegt Popayán. Außerdem liegt Tierradentro an einem Zufluß des Magdalena, dem Páez. Die einfachere, aber weniger logische Pazifik-Route bleibt

nicht ausgeschlossen. Welchen Weg sie auch nahmen, es gibt für uns nicht den geringsten Zeifel daran, daß die Konstrukteure und Bildhauer von San Agustín und Tierradentro zu den Kulturbringern Mittelamerikas, den »Olmeken«, gehörten. Warum wählten die Fremdlinge dieses »Schatzkästchen der Berge«, wie Raymond Camby es sehr zutreffend nennt, um ihre megalithische Gräberstadt und ihre mit Statuen großartig ausgestatteten Gräber einzurichten? Wir wissen es nicht. Vielleicht nur, weil es ihnen da so gut gefiel . . .

2. Weihestätte Chavín

1200 Kilometer südlich von San Agustın, 450 Kilometer nördlich von Lima und 200 Kilometer von der Küste des Pazifiks entfernt (s. Karte Abb. 67), befinden sich in den peruanischen Zentral-Anden in einer Höhe von 3000 Metern die Ruinen des gewaltigen archäologischen Bereichs von Chavín de Huantar. Sie liegen in der Mitte eines von zwei kleinen Flüssen gebildeten Dreiecks, die sich miteinander vereinigen, ehe sie ein paar Dutzend Kilometer weiter in den Marañon münden, also in den oberen Amazonas, dort, wo er schiffbar wird. Zwei Pyramidenstümpfe sind das Wesentliche des Ganzen, das durch zwei Plätze und einige inzwischen zusammengestürzte Gebäude vervollständigt wird. Die abgeflachten Pyramiden stehen nebeneinander und sind aus einer Mischung von Steinen und Lehm errichtet und mit Mauern aus bearbeitetem Stein verkleidet. In ihrem Innern verlaufen Galerien, Treppen und Wasserleitungen

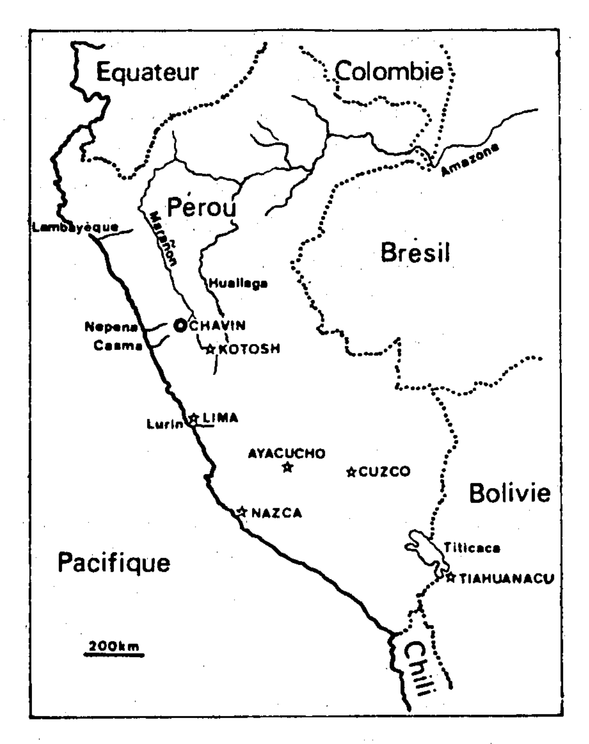


Abb. 67: Karte Perus

aus bearbeiteten Steinen. In der Vorderwand befinden sich einige Türen, Fenster und Lüftungsklappen. Es scheint[85], daß sich in der älteren der beiden Pyramiden, die »Alter Tempel« genannt wird, ein Kanal befindet, durch den das Wasser aus dem einen der beiden Flüsse, der höher als der andere verläuft, in diesen mit einem so starken Gefälle geleitet wird, daß in den Galerien und auf dem Platz am Fuß

der äußeren Zugangstreppe ein unheimlich brüllendes Geräusch zu vernehmen ist.

Archäologen und Ethnologen sind der gleichen Ansicht, daß Chavín eine Weihestätte von derartiger Bedeutung war, daß noch mehr als tausend Jahre nach ihrem Verlassen die Indios ihr ihre Verehrung bewahrten und »aus dem ganzen Königreich herbeiströmten«, um dort zu opfern, wie Pater Vásquez de Espinoza[86] zu Beginn des 16. Jahrhunderts schreibt. Er fügt hinzu: »Es war für die Alten ein so berühmtes Heiligtum wie für uns Rom oder Jerusalem«. Wir haben keine zuverlässigen Angaben darüber, welcher Kult in dem Tempel gepflegt wurde. Die üblichen Bezugnahmen auf den »Jaguar-Gott« sind nichts weiter als Vermutungen, die eine schwache Stütze in der Darstellung der fraglichen Großkatze auf drei Steinblöcken finden, deren einer, der berühmte »Lanzón«, fraglos eine ganz besondere Bedeutung für die Pilger hatte.

Diese an einer Kreuzung von Galerien im »Alten Tempel« stehende Statue von 4,20 Meter Höhe stellt eine menschliche Gestalt mit Katzenkopf dar und wird zu bestimmten Zeiten, die näher anzugeben sich niemand die Mühe gemacht hat, durch ein offenes Fenster an der Ostseite von der Sonne beleuchtet. Sie ist in der Form eines Schiffsstevens gestaltet, so daß es unmöglich ist, sie von vorne richtig aufzunehmen. Wie im olmekischen Mexiko und in San Agustín ist der Mund mit zwei Raubtierzähnen versehen, die hier nach oben gerichtet sind. Aber es kommt ein im Rahmen unserer Untersuchung neues Kennzeichen hinzu: Haupthaar aus in Spiralen gewundenen Schlangen



Abb. 68: Medusenhaupt am Standbild »El Lanzón« von Chavín (Zeichnung in Pierre Honoré[75])

(Abb. 68) wie bei den Gorgonenhäuptern der Alten Welt. Ein anderer Monolith, der sogenannte »Gedenkstein Raimondi«, der außerhalb der Gebäude gefunden wurde, zeigt uns eine Wiederholung des gleichen Kopfes, wobei jedoch die Schlangen nur über dem Ganzen in Gestalt eines geflügelten Schlangenstabes erscheinen, der ausschließlich europäisch ist. Ein dritter als »Obelisk Tello« bekannter Stein zeigt das Bild von zwei Jaguaren, unter deren einem sich die Darstellung einer menschlichen, aber mit Raubtierzähnen ausgestatteten Gestalt befindet, deren Sonnenhelm (Abb. 69) wir in der inkaischen Epoche wiederfinden. An der Westseite des »Schlosses«, mit welchem Phantasienamen erst relativ kürzlich ein Gebäude belegt wurde, das sich links an den Neuen Tempel anschließt, waren Keulenköpfe angebracht, einer davon mit Reißzähnen. Wichtiger für uns



Abb. 69: Medusenhaupt mit Sonnenhelm am Standbild »obelisco Tello« von Chavín (Zeichnung: »Kadath« Nr. 48, Brüssel 1982)

sind die Flachreliefs, die den kreisförmigen Platz am Fuß der äußeren Zugangstreppe zum Alten Tempel schmücken. Sieben von ihnen stellen von vorn gesehen eine Gestalt halb Mensch, halb Katze dar, deren Kopf mit ihren Raubtierzähnen und Haupthaar aus geflochtenen Schlangen von ausgesprochen gorgonischem Typ ist (Abb. 70). Die anderen sie-

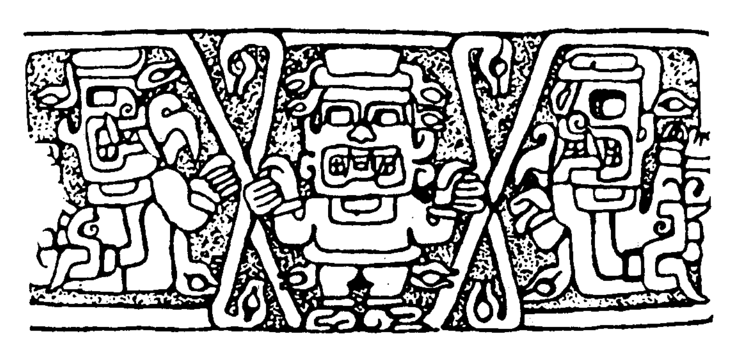


Abb. 70: Medusenhäupter auf einem Flachrelief von Chavín (Zeichnung in F. Hébert-Stevens: »L'Art ancien de l'Amérique du Sud«, Paris 1972)

ben zeigen eine ähnliche, im Profil dargestellte Gestalt, die in der rechten Hand senkrecht einen Gegenstand trägt, der nicht zu bestimmen ist, aber – wie einige Figuren von Tiahuanacu – ein Szepter anzudeuten scheint. In Chavín fand man keinerlei Inschrift. Das braucht nicht zu überraschen. Die Spanier kannten die Stätte . . .

Wann wurde die fragliche Weihestätte geschaffen? Nach vielen Jahren eingehender Untersuchung bestimmte Professor Luis G. Lumbreras, der Archäologe, der die unter seiner Hilfe freigelegte Stätte zweifellos am besten kennt, für dieses Ereignis das Jahr –1200. Heute ist er der Ansicht, daß man noch weiter, auf das Jahr –1800, zurückgehen muß. Warum? Weil man in einer der Galerien des Bereiches Knochen fand, die dort beigesetzt worden waren und deren Untersuchung mittels der Kohlenstoff-14-Methode diese Jahreszahl ergab. Wir halten sie nicht für sehr überzeugend. Einerseits nämlich gestattet uns nichts die Feststellung, daß diese Knochen ebenso alt wie das Gebäude sind, in dem sie gefunden wurden. Sie hätten aus einer viel älteren Grabstätte, wo irgendein Heiliger oder Held der Eingeborenen begraben war, dorthin geschafft worden sein können. Andererseits sind die Zeitbestimmungen nach dieser Methode (wie wir wissen) nicht sehr sicher, da sie sich auf die höchst fragwürdige Vermutung stützen, die kosmischen Strahlen seien immer und überall von beständiger, gleicher Intensität gewesen. Bekannte und vielleicht auch unbekannte Einflüsse können außerdem solche Zeitbestimmungen verfälschen.

Diese Betrachtungen gelten auch für die Weihestätten im Gebiet von Huanaco im Südosten der uns interessierenden

Stätte. Auch hier – in Kotosh, Waira-Jirca und Shillacoto – erscheinen Darstellungen von Großkatzen. Auf Grund von Zeitbestimmungen organischer Stoffe, die neben den Ruinen angetroffen wurden, halten einige Archäologen sie für aus einer Zeit vor dem Jahr –2000 stammend und sehen in ihnen das Vorbild von Chavín. Dasselbe ist auch bei den Ruinen von La Galgada im Nordnordwesten Chavíns der Fall. Eine kleine aus einer Muschel geschnitzte Scheibe an einem gewebten Kleid ist mit vier im gorgonischen Stil eingetriebenen Katzenköpfen verziert. Sie wurde in einer Schicht gefunden, deren Alter – immer nach der Kohlenstoff-14-Methode – auf das Jahr –2000 zurückgeführt wurde. Aber nichts beweist, daß die gefundenen und untersuchten organischen Stoffe aus der gleichen Zeit wie die Baudenkmäler der Fundstätte stammen.

Außerdem vermutet Professor Lumbreras die Quelle der Kenntnisse, die die Anlage des Chavín-Bereiches erlaubten, nicht in Peru. »Wenn es auch verfrüht wäre, im Rahmen der derzeitigen Forschungen von Schlußfolgerungen zu sprechen«, heißt es in einem Artikel, den er zusammen mit Chacho González und Bernard Lietaer[87] schrieb, »lassen verschiedene Umstände annehmen, daß der Platz von Chavín de Huantar von Leuten mit hohem technischen Niveau bewußt ausgewählt wurde . . . Diese Kultur wäre also hier nicht spontan ›geboren‹ worden. Der Ort von Chavín ist vielmehr eine Weihestätte nach der Auffassung von Menschen, die von außerhalb Perus kamen.« In derselben Sondernummer der Zeitschrift »Kadath« schreibt Simone Waisbard: »Chavın wirft das bisher ungelöste Problem seines

Ursprungs auf. Das Werden der sogenannten Stätte, die als ›Erwachsener‹ das Licht der Welt erblickt, nimmt weiterhin das Interesse der Amerikanisten in Anspruch.«

Wenn es auch zutrifft, daß es in dieser Hinsicht bisher keine endgültige Lösung gegeben hat, so haben doch immerhin einige Wissenschaftler übereinstimmende Ansichten über die Herkunft der fraglichen Kultur abgegeben. So hat Max Uhle nach 50jährigen archäologischen Studien in Peru auf den mittelamerikanischen Einfluß in der Bildhauerei und Keramik von Chavín hingewiesen, was – laut Professor Ibarra Grosso[73] – durch das Vorhandensein von Vasen, die europäische Metallgefäße nachahmen, an der Nordküste Perus »mindestens seit dem Jahr 1000 vor unserer Zeitrechnung« wie in Mexiko seit dem Jahr –1200 bestätigt wird. Dieser Gedanke wird von dem peruanischen Archäologen Federico Kauffmann Doig aufgegriffen und dadurch näher bestimmt, daß er Tlatilco, das Nebenzentrum der olmekischen Ausbreitung, erwähnt, wobei er die Möglichkeit von ekuadorianischen und kolumbianischen Einflüssen zugibt. Wir können die aus Valdivia und Chorrera in Ekuador stammenden Elemente beiseite lassen, die viel älter als die uns interessierende Zeitspanne und zum Teil asiatischer Herkunft sind. Sie müssen schon zur Umwelt der Gegend gehört haben, als sich dort die Erbauer von Chavín niederließen. Es bleiben also als zulässige Hypothese Mexiko und Kolumbien. Es handelt sich nämlich keineswegs um einen zweifachen Einfluß, da San Agustín aus San Lorenzo hervorgegangen ist, und La Venta, wenn nicht gewissermaßen in zwei Etappen, so doch aus unabhängigen Ausstrahlun-

gen, die aus der gleichen Quelle kamen und sich je nach der Gegend der geographischen und menschlichen Umwelt besonders anpaßten. Das Neue an Chavín ist die Arbeit mit behauenen Steinen, die den Olmeken nicht fremd war (Abb. 45), die sie aber nicht bei der Errichtung großer Gebäude verwendeten, und der Bau von unterirdischen Tempeln, wie wir ihnen auf den Kanarischen Inseln und in Tierradentro, obwohl in anderer Technik, begegnen. Das Wesentliche, das auf keinen Fall das Ergebnis einer zufälligen Übereinstimmung sein könnte, ist das Medusenhaupt, das mit seinem Schlangenhaar hier noch ägäischer als diejenigen in Mexiko und Kolumbien ist.

Leider haben wir keinerlei anthropologische Angabe, die uns gestatten würde, die Rasse jener »Menschen, die von außerhalb Perus kamen« und Chavín bauten, zu bestimmen. Die in den Ruinen gefundenen Knochenreste haben die Archäologen nicht interessiert oder wurden doch, soviel wir wissen, nicht der geringsten Untersuchung gewürdigt. Aber es gibt einen Mythus, der schon im 16. Jahrhundert von spanischen Chronisten erwähnt wird[88] und den Santiago Antúñez de Mayolo[89] zwischen 1915 und 1934 in der Provinz Huari verfolgt und festgehalten hat, wo sich die uns interessierende Weihestätte befindet. Danach seien die fraglichen Gebäude von Riesen, den Huari, erbaut und bewohnt worden. Dieses Wort, das nicht aus der Quichua-Sprache stammt, ist die spanische Schreibweise von *vari* (die Eingeborenen sprechen *v* wie ein weiches *u* aus), was in altnordischer Sprache »Wächter« und in erweitertem Sinn »Krieger« bedeutet. Wir begegnen ihm in zahlreichen Ortsbe-

zeichnungen, die auf das Reich von Tiahuanacu zurückgehen. Seine Verwendung in diesem Zusammenhang, aber auf eine viel frühere Zeit bezogen, scheint auf eine Überlagerung im Kollektivbewußtsein von Erinnerungen an die Wikinger und solchen an die Megalithiker hinzudeuten. Für Indios von einer Körpergröße von 1,58 Metern waren Menschen von 1,80 Metern oder mehr Riesen, und die mündlich weitergegebene Beschreibung der einen wie der anderen, die beide weißhäutig, blond und bärtig waren, ließ sie sich in dem Mythus zu einer einzigen Gruppe von Menschen vereinigen. Es wäre auch nicht ausgeschlossen, daß *vari* ein Begriff war, der schon von den Hyperboreern in der Bronzezeit gebraucht wurde. Wir wissen nicht, zu welcher dieser beiden Einwanderergruppen die weiße Bevölkerung gehörte, die der Inka-Herrscher Huayna Kápak – nach einem von dem Forscher Bertrand Flornoy[90] zitierten, aber nicht genannten Chronisten – bei der Rückeroberung der Provinz Chachapoyas am Marañón im Osten von Chavín entdeckte und deren Frauen ihm so gut gefielen, daß er sich einige besonders »schöne und weiße« nach Cuzco kommen ließ.

Um diese allzu schnelle Untersuchung abzuschließen, sei noch eine vielsagende Übereinstimmung erwähnt: Es war um das Jahr –1200, daß die Überlebenden Trojas von den Kanarischen Inseln aus in See stachen, daß die »Olmeken« im Golf von Mexiko auftauchten, daß die Kultur von San Agustín geboren wurde und daß die Anlage von Chavín begann. Dieses Datum ist natürlich nur ein Bezugspunkt. Der Trojanische Krieg fand gegen –1280 statt, und die Aufenthalte der Flüchtlinge in Libyen (wenn sie dort überhaupt

an Land gingen) und auf den Inseln der Seligen waren nur kurz. Ihre Ankunft in Mexiko dürfte also vor dem Jahr –1200 stattgefunden haben und ihre Niederlassung in Kolumbien und Peru vielleicht etwas danach. Das Jahr –1200 ist nur der Mittelpunkt eines chronologischen Fächers, der ein oder zwei Jahrhunderte umspannt.

3. Perus blonde Mumien

Im Jahr 1925 entdeckten die Archäologen Julia C. Tello (Peru) und Samuel Lothrop (USA) auf der Halbinsel Paracas in Peru, 250 Kilometer südlich von Lima und 65 östlich des bedeutenden präkolumbianischen Zentrums Ica, präinkaische Massengräber, die Hunderte von einbalsamierten oder nur getrockneten Leichen enthielten. Einige von diesen Gräbern, die unzutreffenderweise als »Kavernen« bezeichnet werden, waren tief in den Boden gegrabene Vertiefungen in Form einer Karaffe, die anderen waren aus behauenen Steinen errichtet und bildeten eine von Wanderdünen verschüttete Gräberstadt. Die Körper waren in fötusartiger Stellung in Leintücher (keineswegs Binden) gewikkelt und in großartig gewebte Teppiche, *fardos* genannt, verpackt. Auf der Grundlage archäologischer Vergleiche hielt Tello sie für Zeitgenossen der Anfangsperiode von Chavín, die – wie wir gesehen haben – um das Jahr –1200 herum lag. Die Kohlenstoff-14-Zeitbestimmungen ergeben jedoch nur ein Alter von 2600 Jahren, was also bis ins 7. Jahrhundert v.d.Z. zurückführen würde. Sie müßten da-

her mehrere Jahrhunderte jünger als die Kultur sein, zu der sie gehören. Aber es gibt da keine Gewißheit, wenn man daran denkt, daß die 1959 von Frédéric Engel an der gleichen Stelle entdeckten Mumien nach der gleichen Methode für 5000 Jahre alt erklärt wurden, was vollkommen unwahrscheinlich ist.

Seit der spanischen Konquista wurden Hunderte von weiteren Mumien an verschiedenen Orten Perus gefunden. Auch die Chronisten jener Zeit erwähnen sie. Garcilaso[91] konnte noch Ende des 16. Jahrhunderts diejenigen der beiden letzten Inka-Herrscher und besonders des achten, Viracocha, sehen, der fast weißblond war, und seiner Frau, die wegen ihrer weißen Hautfarbe Mama Runtu (= Mutter Ei) genannt wurde. Ganz allgemein ist es eine Tatsache, daß das Haupthaar vieler peruanischer Mumien von einer Farbe ist, deren Skala von Stroh- und Goldblond über alle Schattierungen von Rot bis zu einem hellen Kastanienbraun reicht.

Garcilaso, der der Sohn eines spanischen Vaters und einer inkaischen Mutter und selbst völlig weißhäutig war (wir besitzen ein Bild von ihm), hatte gewiß keinen Grund, sich über die Haarfarbe und den Bart seiner Vorfahren zu wundern. Die Spanier ihrerseits fanden es durchaus natürlich, daß die Inka weiß waren. Das Merkwürdige für sie war die kupferfarbene Haut der Indios. Sie fragten sich, von welchem der drei Noah-Söhne sie wohl abstammen mochten. Das wurde erst in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts anders, als europäische Wissenschaftler, die die alten Chroniken nicht kannten, nach Peru kamen und dort unzweifelhaft prähispanische Mumien mit blondem Haar ent-

deckten. Für sie konnte, ja durfte es sich nur um blonde Indianer handeln. Aber Indianer haben nun einmal pechschwarzes Haar. Da gab es also nur eine mögliche Erklärung: eine postmortale Entfärbung durch die Berührung mit dem Sand. Nun wurden aber die Mumien von Paracas und viele andere niemals im eigentlichen Sinn des Wortes »beerdigt«, sondern in fest abgeschlossenen Grüften untergebracht, in die weder Sand noch Licht und schon gar keine Feuchtigkeit eindringen konnte, welch letztere es übrigens in einer Gegend nicht gibt, wo es nie regnet. Andererseits befanden sich in den Grabstätten Körper mit hellem Haar neben solchen, die das für Indios charakteristische blauschwarze Haar trugen. Der bedeutendste englische Fachmann auf diesem Gebiet, W.R. Dawson, hatte außerdem keine Bedenken, Thor Heyerdahl[92] zu schreiben: »Nach Untersuchung einer großen Anzahl von Mumien in Ägypten und anderen Gegenden einschließlich Südamerikas bin ich der Meinung, daß das Haar keinerlei postmortale Veränderung erfährt (. . .) Ich halte es für sehr unwahrscheinlich, daß eine Farbveränderung bei einem Leichnam stattfindet, der niemals der Sonne ausgesetzt wurde (. . .). Alle Beweise, die ich besitze, deuten darauf hin, daß sich die Beschaffenheit der Haare nach dem Tod nicht verändert, es sei denn, daß sie trocken und spröde werden.« Das bestätigt die Untersuchung einer der blonden Mumien, die von dem Archäologen Hans Hokheimer in der Gegend von Chancay entdeckt wurden. Die Schlußfolgerungen des Professors Oscar Urteaga Ballón, der sie als Direktor der Abteilung Pathologie am Hospital Dos de Mayo in Lima durchführte,

sind endgültig: es handelt sich um den Leichnam einer Frau vom europäisch nordischen Biotyp, deren Hautfarbe von einem milchigen Weiß ist. Die mikroskopische und chemische Untersuchung ihrer Haare zeigt, daß diese keinerlei Vorgang der Entfärbung erlitten haben.

Die Farbe ist übrigens nur einer der Gesichtspunkte des Problems. Ein anderer ist die Struktur. Jedermann weiß, daß die Haare gekräuselt, gewellt oder glatt und daß sie mehr oder weniger fein sein können. Was man im allgemeinen nicht weiß, ist, daß das Haar einen ovalen bis runden Querschnitt hat, der seine Beschaffenheit bestimmt: je ovaler er ist, um so mehr neigt das Haar dazu, sich zu kräuseln. Von diesem Gesichtspunkt aus untersuchte Dr. Milfred Trotter[93] zehn Mumien von Parcas, unter denen sich zufälligerweise kein ausgesprochen blondes Objekt, aber auch keines mit schwarzem Haar befand. Es handelte sich um Mestizen mit kastanienfarbenem Haar. Es war bei einem gekräuselt, bei drei anderen gewellt, während die restlichen sechs das Haar ziemlich glatt hatten. Die Oberfläche des Haarquerschnittes, die nicht weniger wichtig als seine Form ist, schwankt bei sieben der fraglichen Mumien zwischen 0,002049 und 0,002981 Quadratmillimetern und liegt bei den restlichen drei zwischen 0,004358 und 0,004740 Quadratmillimetern. Vermerken wir vergleichsweise mit Frau Dr. Trotter, daß die entsprechenden Durchschnittswerte bei Holländern nordischer Rasse 0,002250 und bei französischen Kanadiern, einer Mischung aus nordischen (vor allem normannischen) und alpinen (besonders bretonischen) Menschen, 0,00325 bis 0,00423 betragen. Wir besitzen keine

entsprechenden Angaben für die Anden-Indianer, aber unsere Beobachtungen erlauben uns ohne weiteres die Feststellung, daß ihr Haar zwei- bis dreimal so stark wie das der nordischen Rasse ist. In bezug auf das Gewicht weisen die untersuchten Mumien durchschnittlich ein um 30% geringeres als das der peruanischen Indios auf, während beim Vorgang der Austrocknung nur etwa 5% verloren gehen. All diese Angaben stimmen also überein. Die zehn fraglichen Mumien – und dasselbe gilt auch für diejenigen von Chancay – stehen in bezug auf Farbe und Struktur ihres Haares den Europäern nordischer Rasse viel näher als amerikanischen Indios. Da in den gemeinsamen Grabstätten nur die Angehörigen der Aristokratie beigesetzt wurden, wie die Grabbeigaben einschließlich der luxuriösen Teppiche der *fardos* deutlich beweisen, gelangt man zu der unausweichlichen Schlußfolgerung, daß die führende Schicht im vorinkaischen Peru nordischer Rasse war, freilich mehr oder weniger stark vermischt.

Das Studium dieser Bevölkerung machte einen außerordentlichen Sprung voran, als es den Professoren Marvin J. Allison und anderen[94] gelang, eine serologische Untersuchung von 140 Mumien aus den verschiedenen Epochen Perus durchzuführen. Man weiß, daß die roten Blutkörperchen des Menschen ein Antigen A oder B oder beide oder keines (0) enthalten. Die Antigene oder ihr Nichtvorhandensein werden nach den Mendelschen Gesetzen vererbt, zumindest nach dem derzeitigen Stand der Wissenschaft. Die Vererbungslinien der Antigene A, B und AB können jedoch unter besonderen Umständen, die noch nicht genau

bekannt sind, zu denen aber diese oder jene Form von Rassenmischung gehört, zur Gruppe 0 (null) zurückkehren, die die allgemeine Grundlage des Blutes darstellt. So kommt es, daß die Normannen in Frankreich und die Guayaki-Indianer in Paraguay, die beide mit Angehörigen der nordischen Rasse (mit hohem Prozentsatz der Blutgruppe A) vermischt sind, einen besonders hohen Prozentsatz der Blutgruppe 0 (die Normannen 75, die Guayaki 100%) aufweisen. Das Verhältnis ist je nach der Rasse verschieden. Es ist also möglich, eine seroethnische Einteilung vorzunehmen. Was die uns hier interessierenden Rassen betrifft, ergibt sich etwa folgendes Bild:

Rasse	%A	%B	%AB	%0
Nordische	37	9	3	51
Andine	0	0	0	100
Gelbe in Südasien	21	30	6	43

Es geht daraus hervor, daß die europäischen Völker durch einen viel höheren Prozentsatz von Angehörigen der Blutgruppe A als B gekennzeichnet sind, während es sich bei den asiatischen Völkern umgekehrt verhält. Die amerikanischen Indianer, die fast alle der Blutgruppe 0 angehören, stellen aus uns unbekannten Gründen innerhalb der gelben Großrasse einen Sonderfall dar. Nun hat die Untersuchung der präinkaischen Mumien durch Marvin Allison et al. folgendes Ergebnis gezeitigt:

Ort	Zahl der Mumien	Datierung durch Kohlenstoff 14	% A	% B	% AB	% 0
Paracas	14	−265 bis −85	28,5	7,1	21,4	43,0
Huari	15	+890 bis +1235	26,7	–	20,0	53,3

Obwohl die Begräbnisstätten von Paracas und Huari durch mehr als ein Jahrtausend voneinander getrennt sind – beide liegen zeitlich noch vor der Zerstörung des Reiches von Tiahuanacu im Jahr 1277 –, stellen wir praktisch die gleichen Prozentzahlen von Angehörigen der Blutgruppen A und AB fest. Die anthropologische Bedeutung dieser Zahlen ist ganz klar: Die Führungsschicht im präinkaischen Peru hatte einen beträchtlichen Beitrag ausländischer Gene, und zwar nicht asiatischer, sondern europäischer.

Die Haarfarbe zahlreicher Mumien in Paracas und an anderen Orten erlaubt uns den näheren Hinweis, daß dieser Beitrag nordischer Herkunft war. Hier stoßen wir bedauerlicherweise auf ein Tabu. Man verkennt das wirkliche Wesen der Anthropologie, wenn man sie, wie das in Südamerika nach USA-Vorbild üblich ist, als »körperlich« einstuft. Hinzu kommt noch der schlechte Ruf, der ihr nach dem Krieg durch die unwahrscheinlichen Erklärungen von Paris (1950 und 1951) und Moskau (1964) angehängt wurde. Schließlich muß der zu politischen Zwecken betriebene Eingeborenenkult dazu herhalten, unbequeme Tatsachen zu verschleiern. So kommt es, daß sich das Nationalmuseum für Anthropologie und Archäologie in Lima weigert, die in seinen Kollektionen befindlichen blonden Mumien irgend jemand zu zeigen oder sie gar untersuchen zu lassen.

Im Verlauf der letzten 40 Jahre hat es unseres Wissens nur zwei Ausnahmen gegeben. Die eine wurde 1950 für Thor Heyerdahl gemacht, dem das Museum Farbfotos von Mumien zur Verfügung stellte, »die von der Leitung des Museums von einem sehr wichtigen und bisher nicht veröffentlichten Teil ihrer Sammlungen präinkaischer Herkunft im Lager des Museums angefertigt wurden«[92]. Heyerdahl weist mit Recht nachdrücklich darauf hin, daß es sich um offizielle Fotos handelt. Obwohl sie nicht anthropometrisch sind und nur zu dem Zweck aufgenommen wurden, um die Haarfarbe zu zeigen, liefern sie uns Angaben von größter Wichtigkeit. Das hier wiedergegebene Bild (Foto 22) zeigt einen ganzen solchen *fardo* (wörtlich: Ballen), aus dem nur der Kopf herausragt, der merkwürdigerweise eine Perücke trägt. Ihre langen Zöpfe sind, wie Heyerdahl berichtet, aus natürlichem blondem Haar gemacht (es erscheint auf dem Foto rötlich, was auf technische Mängel der Wiedergabe zurückzuführen sein dürfte). Das echte Haupthaar der Mumie hat die gleiche Farbe. Das Gesicht ist außerordentlich lang, die Stirn gerade, die Augenhöhlen sind sehr hoch und anscheinend abgerundet. Nur der Unterkiefer paßt nicht in das Gesamtbild, da man ihn, so kräftig und breit wie er ist, eher bei einem Cromagnon-Menschen erwartet hätte.

Ein anderer Mumienkopf, dessen Foto gleichfalls Thor Heyerdahl[92] veröffentlicht, scheint – soweit das sein überreiches Haupthaar von grau-blonder Farbe erkennen läßt – stark dolichozephal (langköpfig) und brachyprosop (kurzgesichtig) zu sein. Er zeigt deutlich sichtbar rechtwinklig langgestreckte Augenhöhlen, wie sie weder die nordische

noch die andine Rasse je gehabt hat. Vom kraniologischen Gesichtspunkt aus sind dies grundlegende Kennzeichen des Cromagnon-Menschen. Ein dritter Mumienkopf[92a] mit rötlichem Haar zeigt ein Gesicht, dessen oberer Teil leicht brachyprosop ist, das abgerundete Augenhöhlen und einen kräftigen, aber geraden und »spitzen« Unterkiefer hat, also einen nordischen, der jedoch auch etwas vom Cromagnon-Menschen hat. Die Schlußfolgerung ist zwangsläufig: der Mensch von Paracas ist, wenn man die Möglichkeit indianischer Einflüsse beiseite läßt, das Ergebnis des Nebeneinanderlebens und zumindest bei einigen Exemplaren der Mischung von Cromagnon- mit nordischen Menschen.

Wenige Jahre bevor diese und einige andere Fotos gleicher Art aufgenommen wurden, erhielt Dr. T.D. Stewart von der Anthropologischen Abteilung des USA-Nationalmuseums in Washington von Professor Tello die Genehmigung, die Skelette einiger der aus Paracas stammenden Mumien zu vermessen. Seine Untersuchung ist unseres Wissens die einzige auf diesem Gebiet, die veröffentlicht und möglicherweise überhaupt je vorgenommen wurde. Sie umfaßt leider nur elf männliche Skelette, zwei derselben ohne Kopf, und drei Köpfe ohne Skelett. Aus seiner Untersuchung geht hervor, daß der Mensch von Paracas eine viel größere Statur als die Indios Perus hatte. Aus uns unbekannten Gründen maß Dr. Stewart nicht die Skelette in ihrer Gesamtheit, sondern nur die langen Knochen und gab nur die Durchschnittswerte für Schenkel und Schienbein bekannt. Glücklicherweise gestatten uns diese Angaben, die Größe der fraglichen Personen mit einem unbedeuten-

den Spielraum für Irrtümer festzustellen, wenn wir uns nicht – wie der Verfasser das getan hat – der Formeln von Pearson (1889) bedienen, deren Ungenauigkeit erwiesen ist, sondern der von Olivier (1963) berichtigten Tabellen von Manouvrier. Wir kommen dabei auf eine Durchschnittsgröße von 1,665 Meter, während diejenige der amerikanischen Indios in den Bergen 1,58 und an der Küste 1,62 Meter beträgt. Die in Paracas beigesetzten Personen waren also etwas größer als die Franzosen gegen Ende des vorigen Jahrhunderts (1,65 Meter) und etwas kleiner als die Deutschen der gleichen Zeit (1,677 Meter). Leider geben die von Dr. Stewart äußerst unvollständig durchgeführten kraniologischen Vermessungen kein so genaues Bild. Er gibt zwar die Ausmaße der Augenhöhlen an, aber nicht ihre Form, auf die es gerade ankommt. Außerdem haben alle untersuchten Schädel eine birnenförmige Entstellung erlitten. Wir müssen uns also mit einigen wenigen Anhaltspunkten begnügen: Der Mensch von Paracas hatte die Stirn – wie mit einer Zange – eingeengt, was vermuten läßt, daß er dolichozephal oder mesozephal wie die Angehörigen der nordischen Rasse war, während alle Andinen die sehr breite Stirn der Brachyzephalen haben. Oft hatte er ein schmales und längliches Gesicht im Gegensatz zu den örtlichen Indios, die brachyprosop sind. In bezug auf diesen letztgenannten Punkt sollte man die Ergebnisse einer an so wenigen Exemplaren durchgeführten Untersuchung nicht verallgemeinern, da wir an den Fotos gesehen haben, daß einige von ihnen zum Cromagnon-Typ gehörten, der ja auch ein kurzes und breites Gesicht hatte.

Zusammengefaßt ist festzustellen, daß sich in den präinkaischen Begräbnisstätten von Paracas und anderen Orten Perus Mumien befanden, deren Haar hell kastanienfarben bis blond ist und keine postmortale Entfärbung erfahren hat und dessen Struktur (ovaler Querschnitt, Stärke und Gewicht) derjenigen der weißen Rasse Nordeuropas nahekommt, die ihrerseits von derjenigen der andinen Menschen so verschieden wie nur möglich ist. Diese Mumien waren Menschen von viel höherem Wuchs als die Indios der Gegend, fast demselben wie Europäer mit hohem Anteil nordischer Gene. Die Schädel von einigen unter ihnen weisen – von einer möglichen Deformierung abgesehen – eine unharmonische Zusammensetzung von Eigenschaften des Cromagnon- und des nordischen Menschen auf, während andere eindeutig zu dieser oder jener der beiden Rassen hinneigen. Die serologische Untersuchung zeigt, daß auf der Grundlage des AB0-Systems das Blut der mumifizierten Objekte ganz anders als das der amerikanischen Indios und der gelben Asiaten, dagegen aber demjenigen der nordischen Rasse sehr ähnlich war. Alle Faktoren, die untersucht werden konnten, stimmen also in der Feststellung überein, daß die Aristokratie im präinkaischen Peru, der die untersuchten Mumien angehörten, in ihrem Erbgut einen hohen Prozentsatz von Genen hatte, wie sie für die Cromagnon-Rasse und ihre Abart, die nordische, kennzeichnend sind.

Fügen wir noch hinzu, daß die in den Grabstätten von Paracas gefundene Keramik in enger Verbindung zu den Kulturen von Chavín und Tiahuanacu steht. Dasselbe ist der Fall bei derjenigen aus den archäologischen Fundstätten

von Ica und Nazca, den Zentren, zu denen die Gräberstadt gehörte. Eine in der letztgenannten Fundstätte ausgegrabene Vase trägt eine zweifellos runische Inschrift (Abb. 71), aber die abweichende Art, die Form und die Verbindungen zwischen den Schriftzeichen sind in Ermangelung einer physischen Zeitbestimmung für das Fundstück dazu angetan, es uns eher den Wikingern als den Hyperboreern zuschreiben zu lassen. Die Inschrift scheint jedoch nur aus Konsonanten zu bestehen (*r l h k . th,* wobei der Punkt ein nicht mit Sicherheit zu entzifferndes Schriftzeichen ersetzt), was im Mittelalter ein einzigartiger Fall wäre, es sei denn, daß es sich um eine ideographische Inschrift handelte, wie wir einige in Paraguay aufgenommen haben[96]. Die Frage bleibt offen.

Die gleiche Ungewißheit haben wir nicht in bezug auf den Ursprung der Konsonantenschrift, die die Inka zum Schrei-

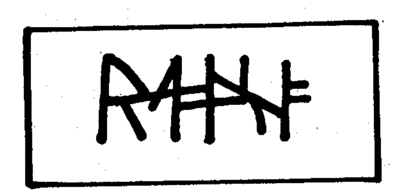


Abb. 71: Runen-Inschrift auf einem Gefäß aus Nazca (Zeichnung in Wagner[107])

ben der noch heute gesprochenen Eingeborenensprache Quichua verwendeten. Die kürzliche Entdeckung dieser Schrift ist William Burns Glynn[97] zu verdanken, der natürlich auch ein Opfer der üblichen Verschwörung des Schweigens wurde. Ausgehend von der Tatsache, daß verschiedene Chronisten aus der Zeit der Konquista einerseits erwähnen, daß die Inka ein Schriftsystem verwendeten, dessen Zeichen von denen des lateinischen Alphabets verschieden waren, und daß andererseits die *quipu* (Bündel von Knotenschnüren) dazu dienten, nicht nur Zahlen, sondern auch Texte festzuhalten, führte dieser englische Ingenieur, der seit vielen Jahren in Lima ansässig ist, die verschiedenen zur Niederschrift der Quichua-Sprache verwendeten lateinischen Alphabete auf neun Konsonanten, einen Halbkonsonanten und fünf Vokale zurück, die genügen, um die grundlegenden Laute dieser Sprache auszudrücken, wenn man die veränderliche Form ihrer Gaumen- und Kehllaute außer Betracht läßt. Er stellte sodann fest, daß der Lautwert der Konsonanten und des Halbkonsonanten mit einer einzigen Ausnahme den Zahlwörtern eins bis zehn der fraglichen Sprache entsprach. So konnte er diese Buchstaben in Funktion ihres Zahlenwertes einordnen und so das System definieren, das es erlaubte, sie auf dem *quipu* zu vermerken.

Es war nun nur noch festzustellen, ob diese hypothetische Verfahrensweise tatsächlich erdacht und angewendet worden war. Burns Glynn waren die Zusammenstellungen von Schriftzeichen bekannt, die der Inka Guaman Poma de Ayala[98] um das Jahr 1630 in eine seinen Vorfahren gewidmete bebilderte Handschrift aufnahm. Sie verzieren die Gewän-

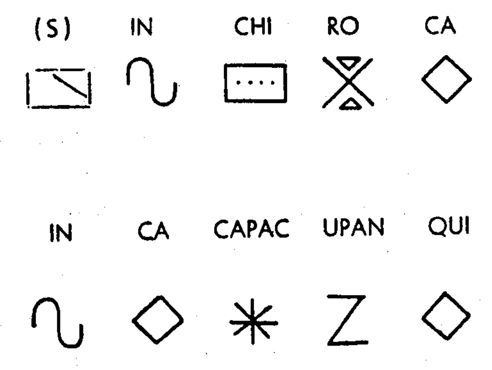


Abb. 72: Konsonantisches Alphabet der Inkas, Kaisernamen (nach William Burns Glynn[97])

der der darin dargestellten örtlichen Aristokratie. Die Untersuchung dieser Zeichen erlaubte ihm die Feststellung, daß die den verschiedenen Inka-Herrschern entsprechenden Inschriften im allgemeinen den auf seine Konsonanten beschränkten Namen des jeweiligen Herrschers wiedergeben (Abb. 72). Auf dieser Grundlage konnte er mit einigen wenigen Varianten, die hier nicht interessieren, das in der Inkazeit verwendete Konsonanten-Alphabeth (Abb. 73) rekonstruieren. Auf diese Weise konnte er nicht nur die auf den Zeichnungen des erwähnten Chronisten wiedergegebenen Texte lesen, wobei er berücksichtigte, daß dieser manchmal ein Schriftzeichen durch seinen Zahlenwert, ausgedrückt durch eine der sogenannten arabischen Ziffern (Abb. 74), ersetzt hatte, sondern auch Texte auf Webstükken und Keramik.

Stammt die fragliche Schrift aus dem Imperium der Inka?

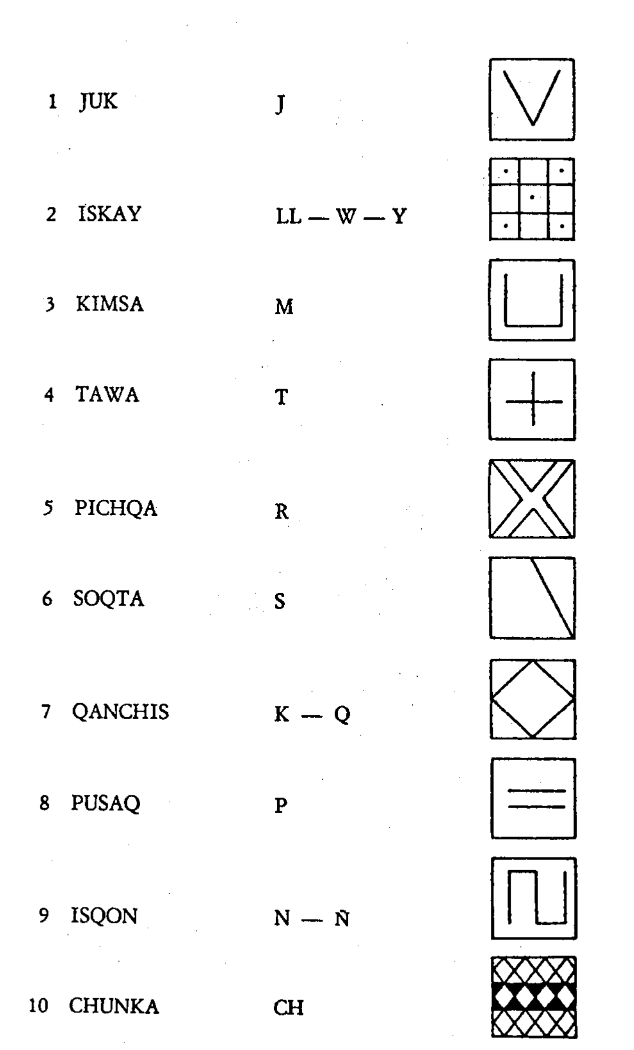


Abb. 73: Das von William Burns Glynn[97] entdeckte Konsonanten-Alphabet der Inkas



Abb. 74: Inka-Kaiser Topa Iupanqui, gezeichnet von dem Inka-Chronisten Guaman Poma de Ayala (»*Crónica y buen gobierno*«, Faksimile-Ausgabe des Manuskriptes, Paris 1936). Unten die von William Burns Glynn durchgeführte Entzifferung der Inschrift auf dem Gewand der Gestalt. Die Übersetzung ergibt etwa: »Was der Alte sagt, erzählt der *quipu*«

Quichua	Libico
j*	g
ll-w-y	z***
m	m
t	t
r	t
s	?****
k	r
p	w-l
n	s
ch**	i

Abb. 75: * Kehllaut (deutsches ch)
** Bestätigte Variante
*** Tifinagh der Tuareg
**** Inschrift von Santiago del Estero

Die Wikinger, von denen die eigentlichen Inka abstammen[95] und die sich um das Jahr 1000 in Tiahuanacu niederließen, hatten sich ihre nordische Sprache bewahrt und schrieben sie mit Runen, wie unsere Entdeckung zahlreicher solcher Inschriften[96, 99, 35] gezeigt hat. Man muß dazu wissen, daß sie ihr Alphabet nicht an die Eingeborenen weitergeben wollten, denen es – laut Garcilaso[91] – verboten war, eine der weißen Aristokratie vorbehaltene Sprache zu erlernen. Aber es ist kaum anzunehmen, daß sie, um Quichua zu schreiben, ein Konsonanten-System erdacht hätten, das viel weniger praktisch als ein richtiges Alphabet war. Die Libyer dagegen schrieben keine Vokale. Und nun stellen wir fest, daß neun der zehn Quichua-Schriftzeichen in dem uns bekannten libyschen System (Abb. 75) vorkommen, zwei von ihnen mit dem gleichen Lautwert, während wir dem zehnten in der libyschen Inschrift von Santiago del Estero wiederbegegnen. Alles läßt also annehmen, daß die Quichua-Schrift von den Libyern stammt, die zu der Gruppe von Überlebenden Trojas gehörten.

4. Etappe Tiahuanacu

»Um das Jahr 1200 v.d.Z. brechen die ersten Gemeinschaften von Eingeborenen plötzlich in das Hochland ein und lassen sich dort nieder. Es gibt in dieser Hinsicht keine Vorgeschichte, und so kann man nicht feststellen, daß dieser Vorgang die gereifte Frucht von damit in Zusammenhang stehenden früheren Erfahrungen war. Damals entstehen die ersten ständigen Siedlungen. Sie waren schon landwirt-

schaftlich, ihre Bewohner stellten Keramik her, und wenig später bereicherten sie ihre Kenntnisse durch die der Verhüttung von Kupfer und Gold.« Diese Zeilen stammen von Professor Carlos Ponce Sanjinés[100], Direktor des Instituts für Archäologische Forschungen in Tiahuanacu und höchste Autorität Boliviens auf diesem Gebiet. Sie gewinnen für uns um so größere Bedeutung, als ihr Autor ein überzeugter Gegner aller Lehren vom Einfluß außerkontinentaler Kulturen auf Amerika und ein solcher Lokalpatriot ist, daß er die zeitliche Ausdehnung des Inka-Imperiums zugunsten der »Aymara-Königreiche« einschränken möchte, was nicht zulässig ist.

Unter den fraglichen Siedlungen hebt sich Tiahuanacu schnell hervor. Es lag ursprünglich am Ufer des Titicacasees, ja vielleicht sogar auf einer Insel dieses Binnenmeers, dessen Spiegel damals viel höher als heute war. In dieser Ansammlung von einigen Dutzend Familien wurden zum ersten Mal in dem Gebiet die fortgeschrittenen Techniken der Goldschmiedekunst angewandt. Ja, hier soll sogar – wie Ponce Sanjinés behauptet, was wir aber bezweifeln – schon damals Kupfer bei einer Temperatur von 1083 Grad verhüttet und in Formen gegossen worden sein. Die schwarzen und roten Keramikstücke dieser Periode übertreffen bei weitem die Qualität der üblichen Gebrauchstöpferei. Um das Jahr –1200 also, ein Datum, dem wir schon auf den Kanarischen Inseln, in Mexiko, Kolumbien und im Norden Perus begegnet sind, erscheint plötzlich in einer bisher von nomadischen Hirten bevölkerten Gegend eine fertige Kultur, die den Beitrag einer neuen Bevölkerung voraussetzt.

Wir stehen vor einer auf den ersten Blick befremdlichen Tatsache: Während mehr als einem Jahrtausend entwickelt sich diese Kultur nicht. Wir müssen das erste Jahrhundert unserer Zeitrechnung abwarten, bis sich eine schöpferische Dynamik zu bekunden beginnt. Die Zeit, die die Archäologen das »alte Tiahuanacu« nennen, liefert uns rötlich, schwarz und ockerfarben bemalte Keramik, die mit sorgsam geordneten geometrischen Formen und eigenartigen tierischen Gestalten verziert ist. Das »klassische Tiahuanacu«, das im 5. Jahrhundert entsteht, ist durch eine Töpferei von äußerster Feinheit gekennzeichnet, deren vielfarbige Verzierung stilisierte menschliche und tierische Gestalten zeigt, die den Einfluß von Nazca widerzuspiegeln scheinen. Große Paläste aus Lehmziegeln müssen aus dieser Zeit stammen, in der auch die Verhüttung von Kupfer auftaucht oder doch vervollkommnet wird. Mitte des 8. Jahrhunderts beginnt eine Zeit des Niedergangs, die bis zum Jahr 1000 anhält. Die Keramik beschränkt sich darauf, die Formen und Zeichnungen der klassischen Zeit nachzuahmen, was in jeder Beziehung nur unvollkommen gelingt. Eine allgemeine kulturelle Verarmung ist festzustellen. Die Politur geht nach und nach verloren, die Zahl der Farben verringert sich, bald begegnen wir nur noch Rot und Schwarz und schließlich oft bloß noch Schwarz allein.

Wenn die Definierung der drei ewähnten Epochen, die natürlich nur das Ergebnis der Untersuchung eines laufenden Vorgangs sind, mit einem annehmbaren Grad von Gewißheit gemacht werden konnte, so ist das bei den steinernen Baudenkmälern, für die es keine wissenschaftliche Me-

thode der Zeitbestimmung gibt, nicht der Fall. Auf diesem Gebiet bleibt uns nichts anderes übrig als eine stets – obwohl in gewissen Grenzen – anfechtbare Schätzung. Professor Ponce Sanjinés schreibt ganz einfach, daß »nach der Radiokarbon-Chronologie« die megalithischen Tempel und Paläste Tiahuanacus ebenso wie die Pyramide von Akkapana »vom ersten bis zur Mitte des dritten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung« erbaut wurden. Das Argument der Zeitbestimmung nach der Methode Kohlenstoff-14 ist hier wertlos, da diese Methode, wie wir wissen, nur auf organische Stoffe angewandt werden kann. Auf der anderen Seite ist bekannt – und die vorhandenen Ruinen, besonders der Werkstatt von Pumapunku, genügten, um es zu beweisen –, daß die großen Gebäude der Hauptstadt noch nicht fertiggestellt waren, als der Aufstand von 1277 ausbrach, der die Aufgabe der Stadt zur Folge hatte[35]. Wir glauben schließlich gründlich bewiesen zu haben, daß diese Baudenkmäler im 12. und 13. Jahrhundert unserer Zeitrechnung dank den Architekten und Bildhauern errichtet wurden, die die seit dem Jahr 1000 in Tiahuanacu regierenden Wikinger herbeigerufen hatten[35, 101]. Das will nicht besagen, es habe vorher dort nichts anderes als Laubhütten und primitive Häuser aus Lehm gegeben. Wir halten es sogar für wahrscheinlich, daß damals schon zahlreiche Bauten aus Stein vorhanden waren, die später in die Gebäude einbezogen oder durch sie ersetzt wurden, deren Ruinen bis heute erhalten sind. Was uns dies vermuten läßt, ist der Umstand, daß eine viel feinere Bildhauerei als das einfache Behauen von Steinblöcken schon vor dem 12. Jahrhundert nicht unbekannt war. Obwohl der

größte Teil der Standbilder, die sich noch bei Ankunft der Spanier an Ort und Stelle befanden[102], später verschwand, blieben einige erhalten, die zu zwei sehr verschiedenen Arten gehören. Es gibt solche, die wie beispielsweise der »Mönch« und die »Benett«-Monolithe eindeutig gleichzeitig mit den »jungen« Gebäuden entstanden, die sie zieren. Andere dagegen sind von völlig verschiedenem Stil wie diejenigen, die heute das Kirchenportal von Tiahuanacu einrahmen, und sie sind auch viel älter, wie der Grad ihrer Verwitterung erkennen läßt. Ja, man könnte sie sogar mit denjenigen von San Agustín verwechseln, deren Gesichter keine Raubtierzähne zeigen. Ein Medusenhaupt (Abb. 76) würde in Tierradentro nicht überraschen.



Abb. 76: Mann mit medusenartigem Jaguarkopf in Tiahuanacu (Zeichnung in F. Hébert-Stevens: *»L'Art ancien de l'Amérique du Sud«*, Paris 1972)

Andererseits hatten die Wikinger nichts von den megalithischen Überlieferungen ihrer Vorfahren bewahrt. Sie bauten nur in Holz. Die sich in Tiahuanacu niederließen, mußten die Hilfe der Templer[101] in Anspruch nehmen, um ihre Hauptstadt zu errichten. Weder sie noch diese Letztgenannten hätten für ihre Bauten die großen Steinblöcke verwendet, die wir noch heute sehen, und sie hätten sie schon gar nicht über weite Entfernungen herbeigeschafft wie den von Pumapunku, der rund 150 Tonnen wiegt und aus einem 10 Kilometer entfernten Steinbruch in den Bergen stammt. Sie hätten sich auch nicht, um diese Quadersteine miteinander zu verbinden, jener gewaltigen Krampen aus Kupfer oder Bronze bedient, denen wir in Form zweier an ihrem Fußende verbundener T schon im mykenischen Griechenland begegnen. Die in ihrem Dienst stehenden europäischen Handwerker müssen also einen schon auf dem Anden-Hochland heimisch gewordenen Stil übernommen haben, dem sie unter dem Druck der Umwelt ihre eigene Technik anzugleichen hatten.

Die Archäologie liefert uns einige Angaben, die unsere hier knapp dargelegte Untersuchung bestätigen. Im Jahr 1903 hielt sich der Geologe C. Courty von der französischen Mission Créqui-Montfort und Sénéchal de la Grange dreieinhalb Monate in Tiahuanacu auf. Er erstellte verschiedene Pläne der sichtbaren Ruinen und machte in der Pyramide von Akkapana Ausgrabungen wie auch in der Kalasasaya, jener rechtwinkligen Stätte, in der sich damals schon nicht mehr die Gebäude befanden, die die Spanier seinerzeit bewundern konnten, und an anderen Orten. Er fand zwei

Gräberstädte, von denen die eine dicht bei dem derzeitigen Friedhof der Ortschaft Tiahuanacu lag und die andere am linken Ufer des Flusses Huaquira, 500 Meter von der Ortschaft und ein Kilometer von Pumapunku, der nächstgelegenen Ruinengruppe, entfernt. Leider sind die Angaben, die wir über die 20 von ihm geöffneten Grabstätten besitzen, widersprüchlich.

In seinem Bericht für den XIV. Internationalen Kongreß der Amerikanisten schreibt Graf von Créqui-Montfort[103]: »Die Leichen sind horizontal beigesetzt im Gegensatz zu dem früher auf dem Hochland geübten Brauch, der stets eine mehr oder weniger senkrechte Lage mit an die Brust gezogenen Beinen einhielt. Unmittelbar über dem Leichnam befindet sich eine Platte (. . .). Die Knochenreste waren sehr beschädigt. Trotzdem konnten einige Schädel sichergestellt werden (. . .). Einige waren durchbohrt.« Vermerken wir am Rande, daß Courty unter den verschiedenen Gegenständen, aus denen die Grabbeigabe bestand, Vasen fand, von denen zwei in dem eben zitierten Text abgebildet sind. Die eine ist schwarz, glänzend und mit eingetriebenen Linien verziert. Die andere ist in drei Farben bemalt und zeigt das Bild eines Pumas, dessen Kopf identisch mit dem der Skulpturen von Tiahuanacu ist. Wenn wir den Puma durch einen Jaguar ersetzten, dann würde er gut unter die Keramikstücke der Olmeken passen. Der Puma läßt Créqui-Montfort bemerken, es sei offensichtlich, »daß die Erbauer der in Ruinen liegenden Gebäude dieselben sind, die in der oben erwähnten Gräberstadt beigesetzt sind«.

Andererseits erklärt Dr. Chervin[104], der mit der anthro-

pologischen Untersuchung der von der Mission in Bolivien und im Nordwesten Argentiniens gefundenen menschlichen Reste beauftragt wurde, in bezug auf diejenigen von Tiahuanacu: »Herr Courty bestätigte, daß die Körper zusammengekauert waren«. Und die beiden Bildtafeln seines Werkes, auf denen die Fotos von zwölf Schädeln dieser Herkunft gezeigt werden, tragen die Unterschrift: »Chulpas von Tiahuanacu«. Nun sind *chullpa* jene runden oder quadratischen Türme, auf denen wie in Persien die Leichen solange ausgesetzt wurden, bis die Geier das Fleisch von den Knochen gefressen hatten, die sodann an anderem Ort beigesetzt wurden. Vielleicht hat der Verfasser das Wort unangebrachterweise gebraucht, ohne seine wirkliche Bedeutung zu kennen. Leider konnten wir den Bericht von G. Courty und Adrien Mortillet unter dem Titel *»Fouilles archéologiques a Tiahuanaco«*, der uns Aufklärung verschafft hätte, weder in Buenos Aires noch in Paris ausfindig machen. Ja, man deutete sogar an, ein solcher sei niemals veröffentlicht worden. Die fraglichen Schädel, wie auch immer die dazugehörigen Leichen beigesetzt wurden, sind unzweifelhaft präinkaisch, aus dem einfachen Grund, weil Tiahuanacu, wie erwähnt, im Jahr 1277 verlassen wurde, acht Jahre vor der Gründung des Reiches von Cuzco, und trotz seiner Rückeroberung um das Jahr 1350 durch den Kaiser Mayta Cápac niemals wiederauferstand.

Die von Chervin vorgenommenen Vermessungen zeigen deutlich das Nebeneinanderleben und die Vermischung zweier Rassen. Sie beschränken sich auf die horizontalen Schädeldurchmesser mit einem sich daraus ergebenden

Schädelindex, aber die Fotos, die er uns in vier Stellungen von jedem Stück gibt, gestatten, diesen ohnehin schon bedeutsamen Ziffern mit einer einzigen Ausnahme verschiedene weitere grundlegende Angaben hinzuzufügen. Die nach der Methode Bertillon festgestellten Schädelindices gehen von 71,97 bis 93,79 – man muß nach der Berechnung von Professor Pierre-André Gloor[105] einen Punkt abziehen, um die Werte der klassischen Skala zu erreichen –, also von einer betonten Dolichozephalie bis zur Hyperbrachyzephalie. Keine einheitliche Rasse hat einen derartig weit geöffneten Fächer ihrer Kennzeichen. Nach den auf den neuesten Stand gebrachten Normen von Broca und unter Berücksichtigung der Hinterkopfdeformierung von drei Stücken, die ihren Index künstlich erhöht, ergeben sich drei dolichozephale, vier mesozephale, drei subbrachyzephale, zwei brachyzephale und ein hyperbrachyzephaler Schädel. Sie werden in drei Gruppen eingeteilt: drei dolichozephale, sieben mittlere und drei brachyzephale. Wenn wir die erste Gruppe betrachten, stellen wir fest, daß die Personen, die die Untersuchungsobjekte lieferten, eine kielförmige Schädelwölbung, ein kurzes und breites Gesicht und niedrige, rechtwinklig langgestreckte Augenhöhlen hatten. Es sind dies die Kennzeichen des Cromagnon-Menschen. Bei zweien von ihnen ist jedoch das Gesicht nicht breit genug, und die sehr fliehende Stirn entspricht nicht den Normen der Rasse. Die Personen der dritten Gruppe (es fehlen die Fotos des hyperbrachyzephalen Schädels) sind eindeutig andin. Sechs der sieben Personen der zweiten Gruppe (der Schädel der siebten ist unvollständig) weisen gemischte Kennzeichen auf.

Diese Untersuchung gestattet, zu ganz sicheren Schlußfolgerungen zu gelangen: In den von Courty in Tiahuanacu geöffneten Gräbern gab es eine Minderheit von Cromagnon-Menschen, von denen einige nordische Gene gehabt zu haben scheinen, eine Mehrheit von Mestizen und eine weitere Minderheit von Indios. In Anbetracht der Eigenart der Grabstätten und der Hausratbeigaben kann es sich nur um Mitglieder einer aus Weißen bestehenden Führungsschicht und um Eingeborenen-Häuptlinge wie in Paracas und anderen Orten Perus gehandelt haben.

In bezug auf die fraglichen Gräber bleibt eine Frage von gewisser Bedeutung offen, die wegen des Fehlens jeder Zeitbestimmung nicht mit Sicherheit zu beantworten ist: Stammen diese Gräber aus einer Zeit vor oder nach dem Jahr 1000 unserer Zeitrechnung, das heißt nach dem Eintreffen der Wikinger auf dem Altiplano? Zwei Umstände scheinen für einen frühen Ursprung zu sprechen: das Vorhandensein einer Keramik vom Typ der Olmeken und das Fehlen jedes nordischen Schädels. In beiden Fällen sind jedoch die Serien zu gering, um das Spiel des Zufalls auszuschließen. Die in eine Art Korb verpackten Mumien, deren Foto wir W.R. Dawson[106] verdanken und die aus einer nicht näher bezeichneten Begräbnisstätte von Tiahuanacu stammen, sind vom anthropologischen Gesichtspunkt aus nicht untersucht worden, erhalten aber ihre Bedeutung dadurch, daß sie eine besonders kennzeichnende kulturelle Beziehung mit Paracas herstellen. Jedenfalls zeigen die bekannten Grabstätten in ihren Hausratbeigaben ein beachtliches technisches und künstlerisches Niveau und in ihrer Bauart

eine unbestreitbare Fähigkeit in der Bearbeitung des Steins. Das läßt vermuten, daß die Grabstätten, wenn sie nicht aus der gleichen Zeit stammen wie die jüngsten Bauwerke, deren Ruinen wir noch heute sehen, so doch aus einer vorhergehenden herrühren, die uns die ältesten Statuen Tiahuanacus schenkte.

5. Blühen und Verwelken

Die großen Kulturen Amerikas haben immer und überall den gleichen Entwicklungsvorgang gehabt. Man sieht sie plötzlich und bereits in voller Blüte auftauchen, um dann langsam zu verwelken und eines Tages ohne bekannten Grund ganz zu verschwinden, während andere ihre Erbschaft – aber auf niedrigerer Stufe – übernehmen. Die Erklärung der Erscheinung ist sehr einfach, nachdem wir jetzt den Schlüssel besitzen: Eine Minderheit von hoher Kultur trifft ein, läßt sich nieder und vermag dank einer tüchtigen, wenn auch wenig schöpferischen, und willigen einheimischen Bevölkerung ihre mitgebrachten Kenntnisse anzuwenden und zu entwickeln. Im Lauf der Zeit läßt sich diese zur Aristokratie gewordene und aller materiellen Sorgen enthobene Minderheit von ihrer Dynamik verleiten, ihr Gebiet immer mehr auszudehnen. So verzettelt sie ihre Kraft. Andererseits bleibt die Rassenmischung nicht ohne Folgen, die um so unvermeidlicher ist, je weniger Frauen eigener Rasse die Neuankömmlinge mitbringen konnten. Die Einrichtung eines strengen Kastensystems wie im Inkareich

kommt meist erst, wenn der angerichtete Schaden schon nicht mehr zu beheben ist. So haben wir gesehen, wie die Überlebenden Trojas in einer Gegend, die wahrlich nicht dazu geeignet war, bedeutende Weihe- und Kultstätten errichteten, sich zu Herren des Gebietes machten, sich bis nach Mexiko, Mittelamerika und darüber hinaus ausbreiteten, um dann abzusinken und zu verschwinden, wobei sie ein geschlossenes Ganzes von Glauben, Kunst und Technik hinterlassen, das in Teotihuacán und von den Maya aufgenommen (und entstellt) wird, um langsam zu verkommen, bis ein neuer Anstoß von außen – diesmal durch die Wikinger – unter den Tolteken eine vorübergehende Renaissance bewirkt.

Dasselbe geschah in den vier Kulturzentren, die wir von dem uns interessierenden Gesichtspunkt aus viel zu schnell soeben untersucht haben. Es gibt gar keinen Zweifel, daß sie das Werk ausgewanderter »Olmeken« sind. Um das zu beweisen, genügt das Nebeneinander von megalithischen Baudenkmälern und Skulpturen mit dem Hauptmotiv des Jaguars in San Agustín. In Tierradentro schließen die Grabdenkmäler mit den nordischen Gesichtern, die sie ebenso wie einige Statuen zeigen, jeden eingeborenen Ursprung eindeutig aus. In Chavín zeigen die unterirdischen Bauten, die von den Häusern und Palästen der Kanarischen Inseln angeregt, aber einer anderen Umwelt angepaßt wurden, und auch hier der Jaguar, ein Tier, das es hier gar nicht gibt, mit der Medusen-Maske der Ägäis, dem Schlangenhaar, das weder in Mexiko noch in Kolumbien erscheint, deutlich die Herkunft, auf die schon einige Archäologen hingewiesen

haben. In Paracas schließlich sind die Beweise, da anthropologischer Art, noch überzeugender. Das unabhängige Auftreten der gleichen Erscheinung des kulturellen Lebens an zwei verschiedenen Orten läßt sich in gewissen Fällen durch eine zufällige Übereinstimmung erklären, doch in bezug auf die Rasse ist das nicht möglich. Nun finden wir in der Gräberstadt der peruanischen Halbinsel Mumien sowohl von nordischen als auch von Cromagnon-Menschen, also der beiden Biotypen, die unter den trojanischen Flüchtlingen zusammenlebten. In Tiahuanacu enthielten die Gräber, die in der Nähe einer teilweise megalithischen Fundstätte mit Baudenkmälern aus einer viel früheren Zeit als der der Wikinger entdeckt wurden, nicht nur Schädel von – vielleicht bereits leicht vermischten – Cromagnon-Menschen, sondern auch Vasen ausgesprochen olmekischer Machart. Die Schlußfolgerung ergibt sich also von selbst.

Die Geographie, die Architektur und die Bildhauerei zeigen deutlich, daß San Agustín unmittelbar aus San Lorenzo oder La Venta hervorging. Dagegen darf man daran zweifeln, daß Chavín auf San Agustín, Paracas auf Chavín und Tiahuanacu auf Paracas zurückzuführen ist. Allein schon das gemeinsame Gründungsdatum dieser Kulturzentren berechtigt dazu. Eine Ausnahme bildet Paracas, da seine Mumien jünger als Ica und Nazca zu sein scheinen, die diese Städte eigentlich geliefert haben müßten, obwohl es auch auf der Halbinsel eine große Stadt gab, die älter als die Gräberstadt war. Es wäre also denkbar, daß sich die Trojaner, die ja auf gut Glück nach Amerika gefahren waren, von vornherein in verschiedene Gruppen aufgeteilt hätten.

Aber es darf auch die Möglichkeit nicht ausgeschlossen werden, daß die Gründer der vier fraglichen Kulturzentren – und eines noch viel bedeutenderen fünften, auf das wir noch zu sprechen kommen werden – Mexiko in aufeinander folgenden Wellen verlassen haben.

In bezug auf Tiahuanacu erhebt sich eine weitere Frage. Die um das Jahr –1200 eingetroffenen Fremdlinge leben in dem Gebiet länger als ein Jahrtausend. Sie waren jedoch Träger der gleichen Kultur wie die anderen, wie ihre Keramik und ihr schneller Zugang zur Technik des Gießens von Gold und Kupfer beweisen. Wir fragen uns, ob es sich bei ihnen nicht vielleicht um Abtrünnige gehandelt hat, die nicht sehr zahlreich und daher nicht in der Lage waren, sich gegen die in großer Überzahl vorhandenen Eingeborenen durchzusetzen. In diesem Fall hätte es zu Beginn unserer Zeit einen neuen Bevölkerungszustrom vielleicht aus dem Gebiet gegeben, das heute Argentinien ist. So wäre der Beginn und die schnelle Entwicklung der Tiahuanacu-Kultur zu erklären.

Die Bedeutung der hier gemachten Untersuchung besteht nicht so sehr in den von uns erbrachten kulturellen Beweisen für den olmekischen Ursprung der fraglichen Zentren als in ihrem Verhältnis zu den anthropologischen Daten, die sie uns verschafft haben. Im Gebiet des Golfes und in San Agustín und Tierradentro liefert uns nur die Bildhauerei Anhaltspunkte (die, so genau sie auch sein mögen, immer anfechtbar bleiben) für die Anwesenheit von Europäern. In Chavín finden wir in dieser Hinsicht gar nichts. Aber die Mumien von Paracas und die Schädel von Tiahuanacu sind

entscheidend. Denn wenn es auch theoretisch möglich, obwohl höchst unwahrscheinlich wäre, daß Bildhauer sich Biotypen hätten ausdenken können, von deren wirklichem Vorhandensein auf einem anderen Kontinent sie keine Ahnung hatten, so ist es offensichtlich ausgeschlossen, daß die Natur so etwas vollbringt. Die Mumien mit nicht entfärbtem blonden Haar, die die Kennzeichen sowohl der Cromagnon- als auch der nordischen Menschen vereinen, also der beiden Rassen, die in der fraglichen Zeit nur in Troja und an keinem anderen Ort der Welt zusammenlebten, machen es offensichtlich, daß eine Bevölkerung dieses Typs nicht nur in Peru lebte, lange bevor die Wikinger dorthin gelangten, sondern daß sie aus der von Olmeken bewohnten Zone Mexikos, also über die Kanarischen Inseln aus der Ägäis kam. In bezug auf diesen letztgenannten Punkt stellen die Mumifizierung der Leichen und ihre Verpackung in *fardos,* die derjenigen der *xaxos* auf den Kanarischen Inseln sehr ähnlich ist (und nicht in Binden wie in Ägypten), und die in einigen Fällen festgestellte Schädelbohrung eine kaum bestreitbare Verbindung zwischen den beiden Gebieten her. Der Wanderweg der Überlebenden Trojas bis Tiahuanacu ist damit rekonstruiert. Aber er geht noch weiter.

VI.

DAS REICH DER EBENE

1. *Trojas letzte Erben*

Um das Jahr 1200 vor unserer Zeitrechnung entsteht im Nordwesten der heutigen Republik Argentinien (s. Karte, Abb. 77) eine Kultur ohne örtliche Vorgeschichte. Dieses Datum ergibt sich nicht bloß aus Schätzungen von Archäologen. Es wurde auf Grund von Untersuchungen ermittelt, die auf Ersuchen des von uns geleiteten Instituts für Menschheitsgeschichte in Buenos Aires vom *Centre de Recherches Nucléaires* (Nukleares Forschungszentrum) in Straßburg nach dem System der Radiothermolumineszenz an den ältesten in der argentinischen Provinz Santiago del Estero ausgegrabenen Keramikstücken vorgenommen wurden.

Dort hatte der französische Archäologe Emile Wagner[107, 108] im Lauf seiner sich über mehr als 50 Jahre erstrekkenden Ausgrabungen rund 75000 Fundstücke von Keramik, Knochen, Stein und Metall zutage gefördert, die in ihren Formen und Motiven – Figuren und Symbolen – mit

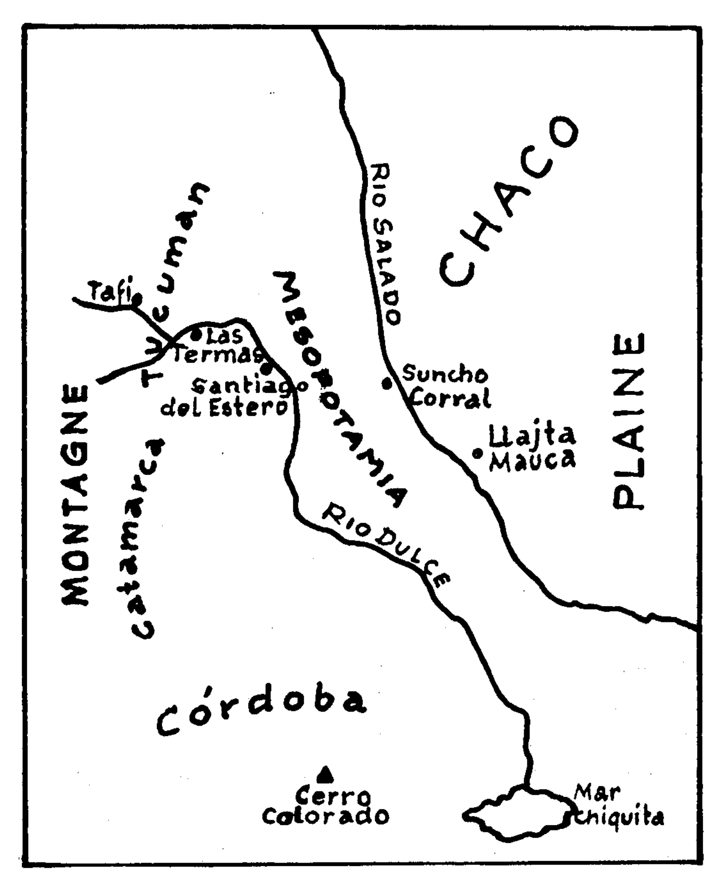


Abb. 77: Karte vom »Reich der Ebene« im Nordwesten des heutigen Argentiniens

denjenigen übereinstimmen, die Schliemann in den Ruinen Trojas fand. Seine manchmal etwas phantasievoll trügerischen Schlußfolgerungen wurden von der großen Mehrheit

seiner Fachkollegen nicht ernst genommen, die sich bis heute darauf versteift haben, die Kultur von Santiago del Estero als rein eingeboren und zeitlich nur wenig vor der spanischen Konquista liegend zu betrachten. Trotzdem hatte Wagner in bezug auf das Wesentliche recht.

Das Jahr −1200 bringt die fragliche Kultur mit den behauenen Menhiren vom europäischen Typ im Tafi-Tal der argentinischen Provinz Tucumán in Verbindung und ganz besonders mit der Steinsetzung von El Mollar, die kürzlich zerstört wurde. Ihre Aufreihungen ergaben, wie mit einer archäoastronomischen Untersuchung unseres Institutes festgestellt wurde, 48 Übereinstimmungen mit den 18 kennzeichnenden astronomischen Stellungen der Sonne, des Mondes und der Venus, die nur hätten erzielt werden können, wenn die Menhire 4×10^{59} (vier mit 59 Nullen) mal auf Zufall gesetzt worden wären. Das Ganze stellt also eine astronomische Uhr jenes Typs dar, den uns in Europa die Erbauer der Großsteingräber hinterließen. Die Verbindung zwischen den behauenen Menhiren von Tucumán und der Kultur von Santiago del Estero stellen in erster Linie vier Miniatur-Gedenksteine dar, die Emile Wagner in dieser letztgenannten Provinz fand und die nach Stil und Motiv – die Erdmutter mit »Eulenkopf« – denen, wenn nicht gleich, so doch ähnlich sind, die wir – in normalen Ausmaßen – in Collorgues und Saint-Sernin (Languedoc) und an einem Grabmal im Marnetal sehen, die beide aus dem Neolithikum stammen.

Zwischen dem Tafi-Tal und der Ebene von Santiago del Estero entdeckten wir zusammen mit unserem Mitarbeiter

Professor Pedro J. Ferrera de Castro in den Ruinen von zwei befestigten Ortschaften, die bisher unbekannt waren, 17 Inschriften mit hyperboreischen Runen, die wegen ihrer präalphabetischen Schriftzeichen mit denen vergleichbar sind, die in Europa der Bronzezeit zugehören. Andere Inschriften der gleichen Art konnten auch auf Vasen von Santiago del Estero aufgenommen werden. Eine libysche Inschrift aus der gleichen Zeit kommt hinzu.

Unter den Schädelsammlungen aus Begräbnisurnen der Kultur der Ebene stellten wir durch Vermessung Knochenreste fest, die ohne den geringsten Zweifel von Cromagnon-Menschen stammen, also den Erbauern von Großsteingräbern.

Weitere hyperboreische Runeninschriften wurden durch den französischen Geologen Raymond Chaulot und kürzlich auch durch uns in der Provinz Córdoba aufgenommen, die im Norden an diejenige von Santiago del Estero grenzt. Sie befanden sich auf den Höhlenmalereien von Cerro Colorado, einem Gebiet, wo die Konquistadoren merkwürdige »Indios« mit Bärten antrafen, die in halb in die Erde versenkten Häusern aus Stein wohnten, wie sie die Skandinavier der Bronzezeit hatten. Die Häuser waren sogar mit einer Sauna ausgestattet, und ihre Bewohner trugen Waffen aus Eisen.

Es überrascht uns daher nicht festzustellen, daß es in der heute entvölkerten Anden-Kordillere Argentiniens noch immer die präkolumbianischen Ortsbezeichnungen *Tule* und *Troya* (gleich fünfmal) in der Bedeutung von »Festung« gibt. Diese Wörter gehören zu keiner der Eingeborenen-

sprachen der Gegend. Sie sind die spanische Schreibweise von Thule, dem Namen, den die Griechen dem Land der Hyperboreer gaben, und Troja.

Wir haben uns auf diesen letzten Seiten darauf beschränkt, einige der wichtigsten Punkte der Untersuchung zu erwähnen, die wir in unserer vorhergehenden Arbeit »Die Erben Trojas«[8] vorgenommen haben und die wir hier nicht wiederaufnehmen können und wollen. Aber wir müßten noch viele weitere in bezug auf das Reich der Ebene behandeln, wie Emile Wagner jenes Gebilde nannte, in dem die ägäische Kultur seiner Gründer wiederhergestellt wurde und schnell zur Blüte gelangte, um dann über die Jahrhunderte hinweg zu verfallen und schließlich, kurz vor der spanischen Konquista, nach 2500 Jahren gänzlich zu verschwinden: die endgültig letzte Etappe der Überlebenden Trojas.

2. Argentiniens »Olmeken«

Die 68 Schädel der Sammlungen des Archäologischen Museums von Santiago del Estero und die 13 aus der Sammlung des Professors Juan Bautista Giménez, die alle aus vorkolumbianischen Begräbnisurnen der Gegend stammen, beweisen uns das Zusammenleben und die Verschmelzung von zwei recht verschiedenen Rassen. Die eine, die die Grundlage der Mestizenbevölkerung darstellte, ist die der Andinen. Es sind die brachyzephalen Indios Amerikas mit kurzem, breitem Gesicht und Schlitzaugen, die vom Norden Chiles bis nach Ekuador die Anden-Kordillere und zum

großen Teil den schmalen Küstenstreifen des Pazifiks besetzten. Es gibt noch mehrere Millionen von ihnen. Merkwürdigerweise brachten einige Anthropologen von ten Kate[109] bis Imbelloni[110] sie unter Überspringen von Mittelamerika und dem größten Teil des heutigen Mexikos mit den brachyzephalen Pueblo-Indianern in Verbindung und machten daraus eine pueblo-andine Rasse. Lassen wir diese Verirrung, die nicht zu unserem Thema gehört, beiseite. Jedenfalls ist das Vorhandensein dieser Mongolen in der Ebene von Santiago del Estero, am Fuß der Kordillere, normal. Das gilt nicht für die andere Rasse, deren Art und Ursprung wir festgestellt haben.

Wir haben in unserer vorhergehenden Arbeit[8] die Messungen von Paulotti und die ergänzenden, die wir an den Stücken der Sammlung Giménez durchführten, bis ins einzelne untersucht. Wenn man die senkrecht platte Verformung des größten Teiles der Schädel ungefähr berücksichtigt, stellen wir fest, daß es in der fraglichen Bevölkerung neben einer gewaltigen Mehrheit von Brachyzephalen (79,6%) eine bemerkenswerte Minderheit von Dolichozephalen (13,6%), aber nur einen geringen Prozentsatz von Mesozephalen (6,8%) gab. Diese Konzentration ist für Mischrassen kennzeichnend. Das wird durch die beträchtliche Abweichung des Schädelindexes von 71,9 bis 100,0 bestätigt, die freilich zum Teil auf die Tatsache zurückzuführen ist, daß einige Schädel nicht verformt sind, während eine Abweichung von 15 Punkten genügt, um das Vorhandensein einer Mischung zwischen Brachyzephalen und Dolichozephalen festzustellen.

Wir haben in unserer Untersuchung durch eine vergleichende Darstellung und durch ein Foto eines der in dieser Hinsicht repräsentativsten Schädel gezeigt, daß die dolichozephale Rasse von Santiago del Estero alle Kennzeichen des Cromagnon-Menschen trägt. Wir wollen hier nur noch einmal auf die besonders kennzeichnenden beiden Punkte zurückkommen. 57,2% der untersuchten Schädel haben eine sehr entwickelte, ja sogar – nach Paulotti – »außergewöhnliche« mastoide Apophyse (Knochenwulst hinter dem Ohr) und 38,2% rechtwinklig langgestreckte Augenhöhlen mit sehr ausgeprägten, fast geraden Ecken. Im Durchschnitt ist ihr Schädelindex merklich höher als derjenige der »klassischen« Schädel der prähistorischen europäischen Rasse, aber zwei der untersuchten Stücke haben einen von 76,1 beziehungsweise 77,5, was mit demjenigen der Guanchen von den Kanarischen Inseln (77,1) ungefähr übereinstimmt. Die Brachyzephalen haben quadratische, aber stets rechtwinklige Augenhöhlen, während diejenigen der Andinen abgerundet, ja beinahe kreisförmig sind. Es ist nicht ohne Interesse zu vermerken, daß sich die rechtwinklig langgestreckten Augenhöhlen, von ganz wenigen Ausnahmen abgesehen, mit einem anderen Schädelkennzeichen, der ausgeprägten mastoiden Apophyse, zu verbinden pflegen. Es handelt sich also in sämtlichen Fällen um Mestizen unter Vorherrschen der einen oder anderen vermischten Rasse. Einige Individuen jedoch haben – zumindest in bezug auf ihren Schädel – alle Kennzeichen des Cromagnon-Menschen, sei es nun, daß ihre Vorfahren von der Mischung verschont wurden, sei es, daß die genetische Entwicklung

der Mestizenbevölkerung unvermutet noch einmal ein rassereines Exemplar der in der Mischung aufgegangenen Minderheit hervorbrachte, was eine wohlbekannte Erscheinung der Genetik ist.

Das Vorhandensein von zwei präkolumbianischen Rassen in Santiago del Estero wird durch die Untersuchung von vier dolichozephalen Skeletten bestätigt, die Emile Wagner in Las Termas an der Grenze der heutigen argentinischen Provinzen Santiago del Estero und Tucumán fand. Die Untersuchung wurde von dem Paläontologen Carlos Rusconi[107] durchgeführt, der seinerzeit eine Autorität von internationalem Ruf auf seinem Gebiet war. Zwei der untersuchten Objekte waren von mittlerer Größe, aber die beiden anderen maßen mehr als 1,80 Meter.

Wenn sich auch die beiden Rassen im Lauf der Jahrhunderte – vielleicht mit einigen Ausnahmen – vermischten, so blieb doch die weiße Minderheit weiterhin das kulturell schöpferische Element. Wir werden weiter unten einige neue Beweise für diese Tatsache erbringen, die sich den in »Die Erben Trojas« angeführten hinzufügen. Sagen wir jetzt schon nur soviel, daß die Hunderte von Bildern (Figuren und Gemälde) der Erd-Mutter, die wir in Santiago del Estero fanden, waagerecht gestellte oder runde Augen wie die Eule haben. Die wenigen Ausnahmen sind Stücke, die aus Catamarca stammen könnten. In dieser Provinz nämlich haben die Darstellungen der Hauptgöttin fast immer mandelförmige und schräg gestellte Augen. Man weiß, daß alle Völker der Welt, wenn sie ihre Götter darstellen, diese nach ihrem eigenen Bild formen, also mit den Zügen ausstatten,

die sie selber kennzeichnen. Es sei denn, daß Kulturbringer oder Eroberer mit ihrem Glauben auch ihre Gottesvorstellung durchsetzen.

Die Form der Augen ist nicht der einzige anthropo-archäologische Hinweis für die Anwesenheit der Megalithiker im Nordwesten Argentiniens. In Tafi haben einige Menhire bildhauerisch gestaltete Gesichter, und alle haben, wenn auch nur flüchtig oder stilisiert, europäische Züge. Gesichter des gleichen Typs, oft mit Bart, zeigen in Santiago del Estero die *laurake,* Plättchen aus Bronze oder einer anderen Legierung, die eine männliche Gestalt darstellen, manchmal unter der doppelten Spirale der germanischen Irminsul, die ihre Arme in dieser oder jener Stellung wie die behauenen Menhire des neusteinzeitlichen Europas hält.

So ist bei Beginn des Reiches der Ebene das Vorhandensein einer weißen aristokratischen Minderheit, deren Mitglieder oder doch ihr größter Teil zur Cromagnon-Rasse gehörten, gründlich bewiesen. Wir wissen, wo diese Rasse herkam. Wir haben im ersten Kapitel ihre Ausbreitung nach Nordeuropa, Libyen und dem östlichen Mittelmeerbecken verfolgt. Wir haben sie auch im Süden Spaniens und auf den Kanarischen Inseln begleitet, wo die Überlebenden Trojas auf ihrer Fahrt nach Amerika Station machten. Und wenn uns das Nichtvorhandensein irgendwelcher Knochenreste im »Herzland« der Olmeken anthropologische Vergleiche nur auf dem Gebiet der Bildhauerei gestattete, so begegneten wir osteologischen Spuren der Erbauer der Großsteingräber im Südwesten der heutigen USA bei den Pueblo-Indianern, Mestizen aus brachyzephalen amerikanischen

Indios von einem den Andinen von Santiago del Estero sehr ähnlichem Typ und Dolichozephalen. Hrdlička[75] sieht in diesen Letztgenannten Algonkin oder Irokesen, was durch eine kulturelle Untersuchung, wie wir sehen werden, einigermaßen unwahrscheinlich wird. Nun hat Cottevieille-Giraudet[79] hinreichend nachgewiesen, daß die Rasse der großen Rothäute der Prärie keine andere als die von Cromagnon war, die innerhalb der Olmeken-Aristokratie stark vertreten war. Die Bewohner von Santiago del Estero und diejenigen des nordamerikanischen Südwestens entstammten also beide der Vermischung der beiden gleichen Rassen, und es ist daher zu erwarten, daß die anthropologischen Eigenschaften der einen mit denen der anderen übereinstimmen. Die brachyzephalen Mestizen mit genetischem Übergewicht der Indios interessieren hier nicht. Sehen wir uns die Dolichozephalen an. Die beigegebene Tabelle (Abb. 78) erlaubt uns, die beiden Gruppen untereinander und mit den Guanchen zu vergleichen, das heißt mit den Kanariern vom Cromagnon-Typ, wie sie von René Verneau in den Jahren 1880/85 und von Ilse Schwidetzky 1957, also nach einer gewissen Vermischung mit Mittelmeer-Menschen, vermessen wurden. Die angegebenen Indexziffern sind natürlich Durchschnittswerte und schließen daher, wie das bei Mischrassen, die sich noch nicht ganz vereinheitlicht haben, normal ist, eine sehr weite Fächerung nicht aus.

Wenn wir die Ziffern für die dolichozephalen Pueblo-Indianer mit denen für die Bewohner des Reiches der Ebene vergleichen, stellen wir keine größeren Unterschiede fest als diejenigen, die die Angehörigen eines gleichen Rassenkom-

Bevölkerung	Indizes					
	Schädel	Höhe-Breite	Gesicht	Oberteil Gesicht	Augen-höhlen	Nase
Dolichozephale Pueblo	74,4	100,6	87,5	54,5	91,55	49,2
Dolichozephale Santiago del E.	76,7*	94,8	80,7**	47,2	91,8	47,1
Guanchen (Verneau)	73,8	94,8	93,5	51,5	77,1	48,5
" (Schwidetzky)	75,6	95,1	95,5	49,7	74,6	50,1

* Index ist künstlich erhöht durch Hinterkopf-Verformung.
** Errechnet nur auf Grund von vier Stücken, weil bei den anderen der Kiefer fehlte. Der vom statistischen Standpunkte aus unbedeutende Index ist durch einen Schädel von nur 66,7 sehr niedrig ausgefallen. Der Durchschnitt der anderen beträgt 85,4.

Abb. 78: Vergleichstabelle von Cromagnon-Menschen

plexes schwieriger Zusammensetzung voneinander unterscheiden könnten. Wir können gerade eben vermerken, daß der Kopf und das Gesicht der Erstgenannten in Übereinstimmung mit der höheren Schädelwölbung der örtlichen amerikanischen Indios etwas weniger kurz – etwas weniger quadratisch – als die der Letztgenannten sind. Andererseits stimmen die Indexziffern der einen und der anderen im gleichen Ausmaß mit denjenigen der Guanchen überein, mit Ausnahme eines einzigen Falles: Die Augenhöhlen dieser Letztgenannten sind ausgesprochen rechtwinklig, während diejenigen der fraglichen Amerikaner zwar viereckig und nicht abgerundet wie diejenigen der Indios, aber im Durchschnitt so hoch wie breit sind. Der genetische Einfluß

der Eingeborenen war in dieser Beziehung eindeutig vorherrschend. Aus allen Angaben, die wir hier kurz gemacht haben, ergibt sich, daß die Dolichozephalen im Südwesten der heutigen USA, von denen wir wissen, daß es sich um Olmeken handelte, und diejenigen im Nordwesten Argentiniens Cromagnon-Menschen waren, die im Lauf der Jahrhunderte Gene amerikanischer Indios der gleichen Rasse oder verschiedener, aber eng verwandter Rassen aufgenommen hatten.

Die Anthropologie erlaubt uns auf diese Weise, die beiden äußersten Punkte der Ausbreitung der Überlebenden Trojas über Amerika vom Golf von Mexiko aus miteinander zu verbinden. Aber in bezug auf das Reich der Ebene wirft sie eine Frage auf, die wir beim derzeitigen Stand unserer Kenntnisse zu beantworten nicht in der Lage sind. Die »Olmeken« schlossen Libyer vom Cromagnon-Typ und Hyperboreer nordischer Rasse ein. Von diesen Letztgenannten finden wir im argentinischen Nordwesten inschriftenkundliche Spuren, aber keine Knochenreste, keinerlei anthropometrischen Hinweis, aus dem ihr genetischer Einfluß auf die örtliche Aristokratie hervorginge. Die einzig mögliche Erklärung ist, daß die meisten von denen, die zu der Wanderungsbewegung nach dem Süden gehörten, in der Region von Ica und Nazca blieben, wo wir in Paracas und an anderen Orten ihrem Typ in Verbindung mit dem der Cromagnon-Menschen begegnen, und daß nur einige von ihnen in Gesellschaft der Libyer weitergezogen sind. Aber das ist trotz allem nicht mehr als eine Hypothese.

Die Anthropologie ist nicht das einzige Gebiet, auf dem sich über eine Entfernung von rund 9000 Kilometern Luftlinie die Verbindung zwischen den Pueblo-Indiandern und den Menschen von Santiago del Estero bekundet. Auch die Keramik ist in dieser Hinsicht außerordentlich aufschlußreich. Das geht soweit, daß man Stücke von dieser und jener Herkunft beliebig anordnen könnte, ohne daß ein speziali-

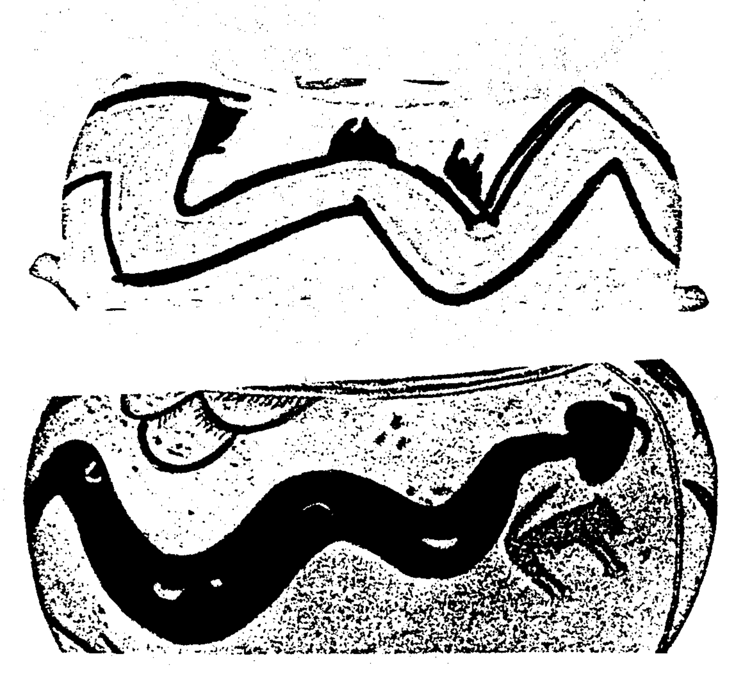


Abb. 79: Schlangen-Motive auf Urnen. Links: Pueblos-Kultur; rechts: Santiago del Estero-Kultur (nach Wagner[107])

sierter Archäologe in der Lage wäre, sie auseinanderzuhalten. Als Beweis sind Bilder überzeugender als Worte.

Betrachten wir die beiden Vasen auf Abb. 79. Auf der linken (Pueblo) sehen wir die wirklichkeitsnahe Darstellung einer Schlange, auf der rechten – wie auf der Hohokam-Urne vom Foto 21 – zwei stilisierte Schlangen, von denen die eine Federn zu tragen scheint. Es handelt sich also um das

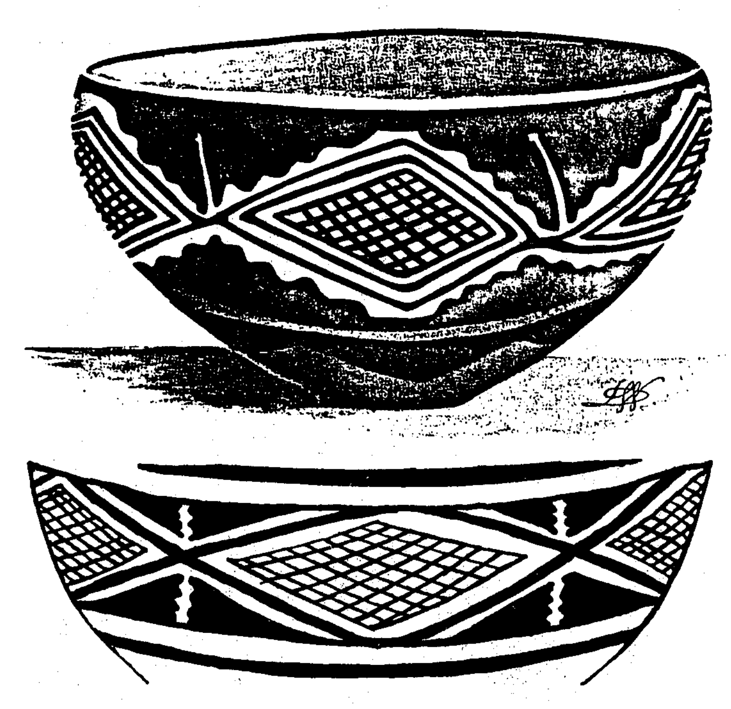


Abb. 80: Urnen mit rautenförmigem Schlangen-Motiv. Links: Pueblos-Kultur; rechts: Santiago del Estero-Kultur (nach Wagner[107])

gleiche, aber verschieden ausgedeutete Motiv. Das könnte eine zufällige Übereinstimmung sein, zumal Darstellungen von Schlangen überall in Amerika anzutreffen sind. Diese Hypothese wird viel weniger wahrscheinlich, wenn wir die beiden Vasen der Abb. 80 vergleichen. In beiden Fällen erscheint nämlich das Tier sehr schematisiert in Form einer Reihe karierter Dreiecke, die durch senkrechte Striche unbekannter Bedeutung voneinander getrennt sind.

Die Ähnlichkeit wird noch beachtlicher, wenn wir das zweite in den fraglichen Kulturen vorherrschende Motiv betrachten. Die Mäander mit Vogelmotiven der Abb. 81



Abb. 81: Urnen mit ornithologischen Verzierungen. Links: Pueblos-Kultur; rechts: Santiago del Estero-Kultur (nach Wagner[107])

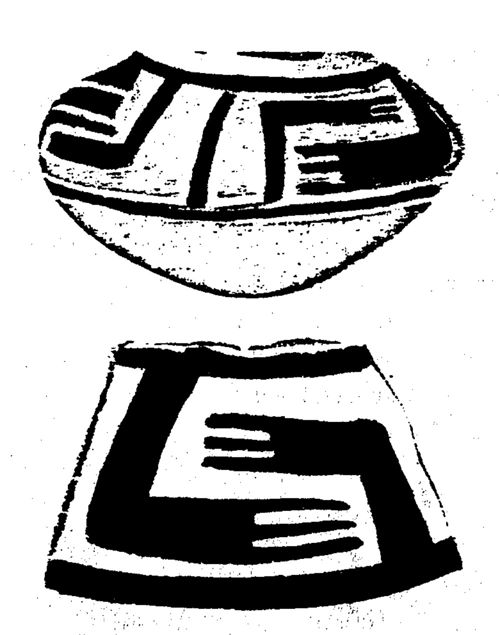


Abb. 82: Stilisierte Vogelflügel. Oben: Pueblos-Kultur; unten: Santiago del Estero-Kultur (nach Wagner[107])

entsprechen offensichtlich der gleichen abstrakten Auffassung. Die Übereinstimmung wird in den Stücken der Abb. 82 vollständig, die in genau der gleichen Art stilisierte Flügel zeigen. Wir begegnen diesem Verfahren auf einer Vase von Nazca wieder, dem Gebiet, zu dem Paracas gehörte. Der Flügel gehört zu einem Vogel, dessen Kopf eine bei Pueblo und in Santiago gleich verbreitete Form hat (Abb. 83). Auch der doppelköpfige Adler erscheint in beiden Kulturen (Abb. 84).



Abb. 83: Vögel in der Verzierung von Gefäßen. V. l. n. r.: Pueblos, Nazca, Santiago del Estero (nach Wagner[107])

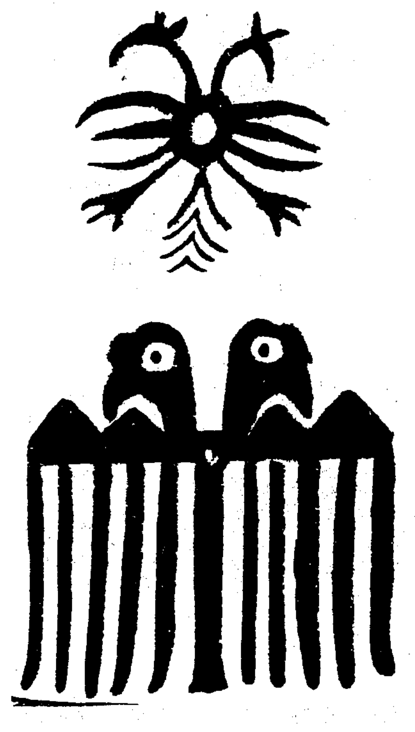


Abb. 84: Doppelköpfiger Adler. Oben: Pueblos-Kultur; unten: Santiago del Estero-Kultur (nach Wagner[107])

Die Stücke und die Motive, die wir hier vorgestellt haben, wurden ihrer Ähnlichkeit wegen ausgewählt. Ein solches Vorgehen könnte Zweifel an seiner Beweiskraft aufkommen lassen, die jedoch gegenüber einer Doppelserie von mehreren Hundert Gefäßen verschwinden müssen. Es handelt sich um Schüsseln, die in archäologischen Fundstätten

der Hohokam und der Pueblo einerseits und Santiagos und zweier Ausläufer des Reiches der Ebene im Tafi-Tal (Tucumán) und Yocavil (Catamarca) andererseits gefunden wurden.

Diese Schüsseln, die fast nie Henkel haben, sind mit wenigen Ausnahmen halbkugelförmig. Ihre Außenseite hat selten gemalte Motive, wenn man von einer Linie absieht, die dicht unter dem Rand rings um das Gefäß geht. Dagegen ist das Innere vollkommen bedeckt mit einer gedrängten Vielfalt vogelähnlicher Gestalten, die manchmal realistisch, öfter jedoch stilisiert sind. Es ist im allgemeinen in vier Abteilungen gegliedert, die die vier Himmelsrichtungen darstellen. Die Entwicklung dieser Figur können wir von den vollständigen Vögeln einer Pueblo-Vase und den »Eulenköpfen« einer Santiago-Schüssel bis zu den abstrakten Darstellungen verfolgen, die in beiden Regionen ganz allgemein sind (Abb. 86). Merkwürdigerweise kommt zu den so gekennzeichneten vier Himmelsrichtungen noch eine fünfte hinzu, der Zenit. Was uns im Rahmen unserer Untersuchung am meisten interessiert, ist die Übereinstimmung der Symbole und die äußerste Ähnlichkeit der Zeichnungen, die sich zwischen den beiden Serien derart bekundet, daß sich die Verzierungen der Stücke dieser und jener Herkunft praktisch decken. Auch hier wieder sind Bilder ausdrucksvoller als lange Kommentare (Abb. 85 und 86). Sie bezeugen eine gemeinsame Auffassung, die nur aus einem gemeinsamen Ursprung herrühren kann.

In unserer vorhergehenden Arbeit[8] haben wir die Übereinstimmungen zwischen der Keramik von Santiago del



Abb. 85: Die vier Himmelsrichtungen in Verzierungen von Schüsseln. Oben: Pueblos-Kultur, unten: Santiago del Estero-Kultur (nach Wagner[107])

Estero und derjenigen von Troja und der Ägäis untersucht und bildlich dargestellt, die zu zahlreich und zu genau sind, um zufällig zu sein. Gerne hätten wir eine ähnliche Untersu-

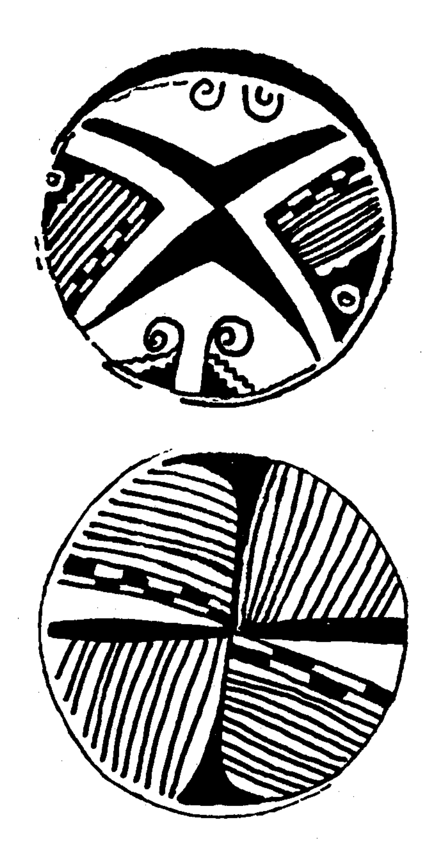


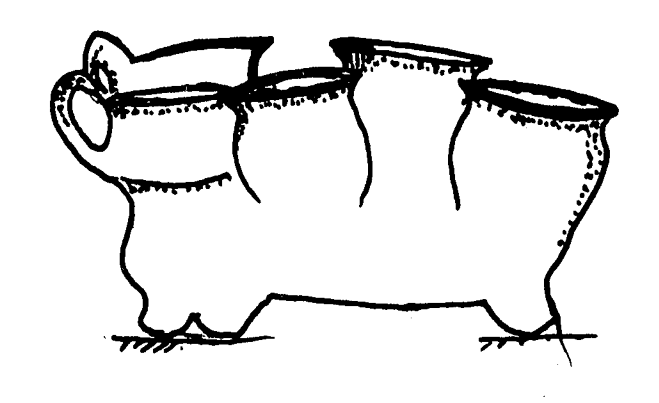
Abb. 86: Die vier stilisierten Himmelsrichtungen auf Schüssel-Verzierungen. Oben: Pueblos-Kultur, unten: Santiago del Estero-Kultur (nach Wagner[107])

chung in bezug auf die Zwischenstationen durchgeführt, aber dazu wären Mittel notwendig gewesen, über die wir leider nicht verfügen. Wir müssen uns also in dieser Bezie-

hung auf die Anführung von Beispielen beschränken, die jedoch ausreichen, um eine Verbindung der Formen und Motive nachzuweisen, auf die wir schon in einigen ihrer Aspekte hingewiesen haben. Wir meinen insbesondere das olmekische Gesicht in San Agustín, das griechische Medusenhaupt in Chavín und Tiahuanacu und weiter oben die gleichartige Verzierung der Schüsseln und gewisser Urnen, die den Kulturen des nordamerikanischen Südwestens und des argentinischen Nordwestens zugehören.

Die Form der Gefäße und Urnen, die überall unter Verwendung des gleichen Materials und des gleichen Verfahrens – ohne Töpferscheibe – hergestellt wurden, haben auf diesem Gebiet nur zweitrangige Bedeutung. Für die gleichen Zwecke – im Hausgebrauch oder religiösen Kult – bestimmt, konnten die Gefäße ganz allgemein nur sehr ähnlich sein. Natürlich gibt es auch Ausnahmen. Das ist der – aufschlußreiche – Fall bei einem kleinen kugelförmigen Gefäß von 13,5 Zentimeter Höhe mit einem ungewöhnlich aufgeblähten Hals, das wir in Ticucho (Tucumán) in der Nähe der Ruinen jener beiden befestigten Ortschaften fanden, die uns hyperboreische Runen-Inschriften verschafften[8]. Mit Ausnahme eines nebensächlichen Details ist diese Vase identisch mit einem Stück aus der tartessianischen Fundstätte Ríotinto (Foto 23). Auch die Schlürfgefäße mit mehreren Mundstücken, die in Catamarca, einem Einflußgebiet von Santiago del Estero, gefunden wurden, haben die gleiche willkürliche Auffassung wie diejenigen Trojas (Abb. 87).

Die ergänzenden Beigaben der Vasen und Urnen liefern



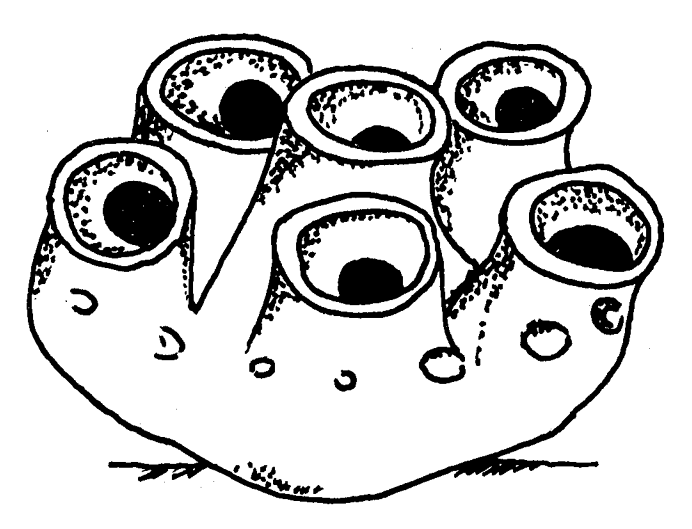


Abb. 87: Trinkgefäße mit mehreren Mundstücken. Oben: Troja (nach Dörpfel[114]), unten: Santiago del Estero-Kultur (nach Wagner[107])

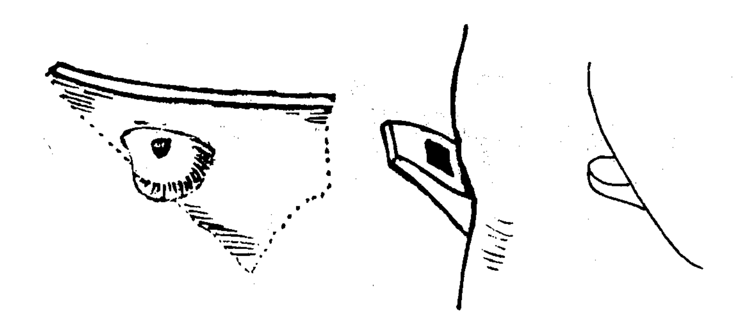


Abb. 88: Flache Urnen-Henkel. V. l. n. r.: Troja (nach Dörpfel[114]); Gran Canaria (nach Foto und persönlicher Mitteilung von Jacques Gossart); Santiago del Estero (nach Wagner[107])

uns, da viel zahlreicher, kennzeichnendere Vergleichsmomente. Zu ihnen gehören die manchmal durchlöcherten flachen Henkel von Hissarlik (Troja), denen wir auf den Kanarischen Inseln und in Santiago del Estero wiederbegegnen (Abb. 88). Vor allem sind die phallischen Beigaben erwähnenswert, die keine praktische Verwendung haben und die zahlreiche Gefäße der Festungsstadt am Hellespont und im Reich der Ebene verzieren. Sie erscheinen auch auf den Inseln der Seligen, aber in Gestalt von Schnäbeln, die schon ihrer Stellung wegen zu keinem praktischen Zweck zu verwenden sind (Abb. 89). Das gilt auch für die Tiere aus Terrakotta, die es als unabhängige Beigaben oder auf Vasen und Urnen geklebt in Troja ebenso wie im »Herzland« der Olmeken und ganz besonders zahlreich in Santiago del Estero gibt (Abb. 90), wo wir sogar der in Mexiko und Kolumbien aufgenommenen Zusammenstellung von Adler und

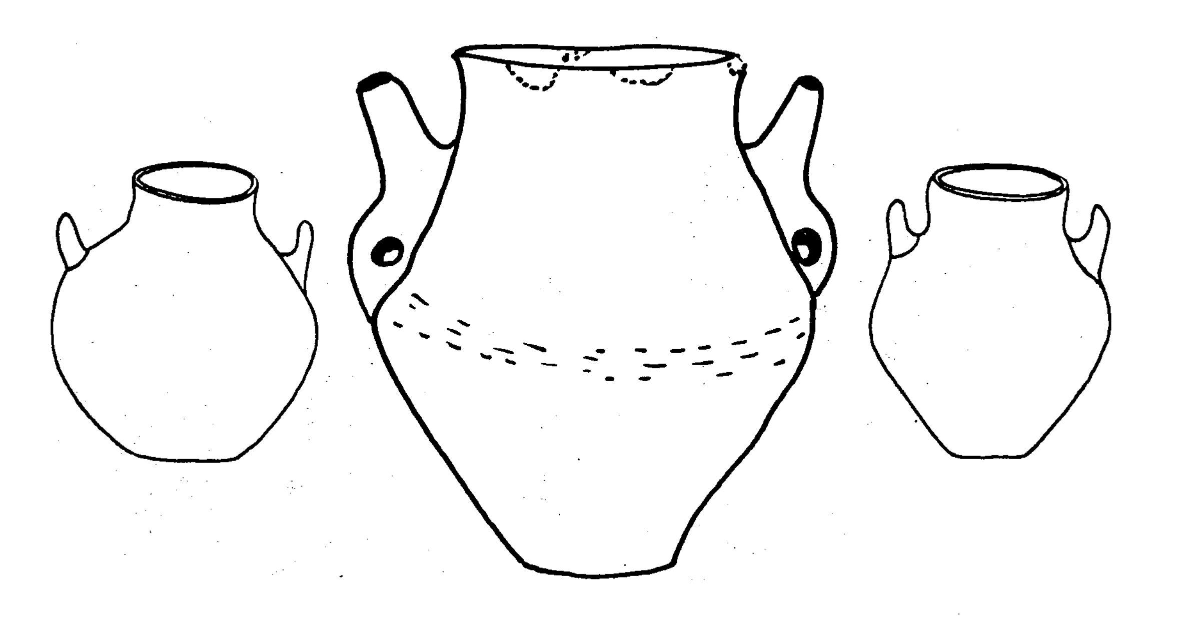


Abb. 89: Phallische Urnen-Anhängsel. V. l. n. r.: Troja (nach Dörpfel[114]); Gran Canaria (nach Foto und persönlicher Mitteilung von Jacques Gossart); Santiago del Estero (nach Wagner[107])

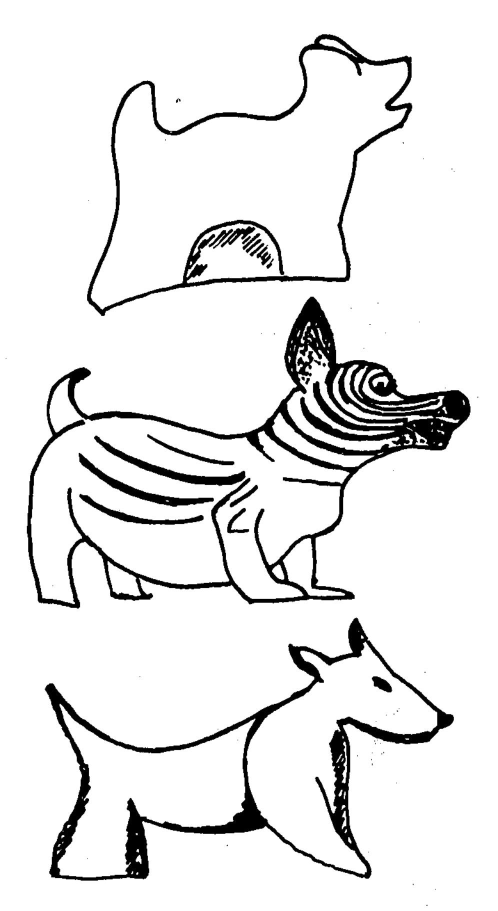


Abb. 90: Kleine Skulpturen von Hunden. V. l. n. r.: Troja (nach Dörpfel[114]); aus dem Land der Olmeken (nach Honoré[75]); Santiago del Estero (nach Wagner[107]). Bei dem Hund olmekischer Herkunft handelt es sich um das eßbare Tier, das es auch auf den Kanarischen Inseln gab und das man noch heute im Nordwesten Argentiniens antrifft

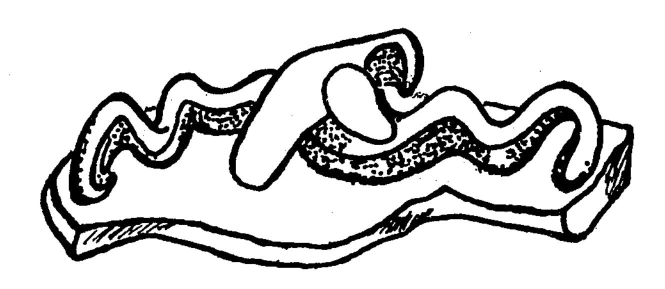


Abb. 91: Kleine Skulptur aus Santiago del Estero: ein Adler beim Ergreifen einer Schlange (nach Wagner[107]). Vergl. Abb. 63

Schlange begegnen (Abb. 91). In bezug auf Südamerika sind sich die Fachleute ohnehin darüber einig, eine unanfechtbare Ähnlichkeit und eine wahrscheinliche Verwandtschaft zwischen den verschiedenen Keramiken der peruanischen Fundstätten anzuerkennen, die wir im fünften Kapitel behandelt haben. Die Verbindung zwischen diesen und derjenigen von Santiago del Estero ist nicht weniger erwiesen. Beschränken wir uns darauf, zwei Beispiele dafür anzuführen: die doppelköpfigen Schlangen von Ica und Nazca (Abb. 92) und eine Schüssel aus Chavín, deren Verzierung in vier Abteilungen und deren Vögel sie außerdem mit der Pueblo-Kultur verbinden (Abb. 93). Einige »Eulenkopf«-Figuren, die bekanntlich die Erd-Mutter in sehr primitiver Form verkörpern, scheinen in Troja, im Südwesten der USA und im argentinischen Nordwesten identisch zu sein (Abb. 94). Andere sorgfältiger geformte und farbige Objekte dieser Art haben in der Ägäis, in Ägypten, bei den Pueblo-Indianern und in Santiago del Estero die gleichen, manchmal angewinkelten Tränen (Abb. 95).

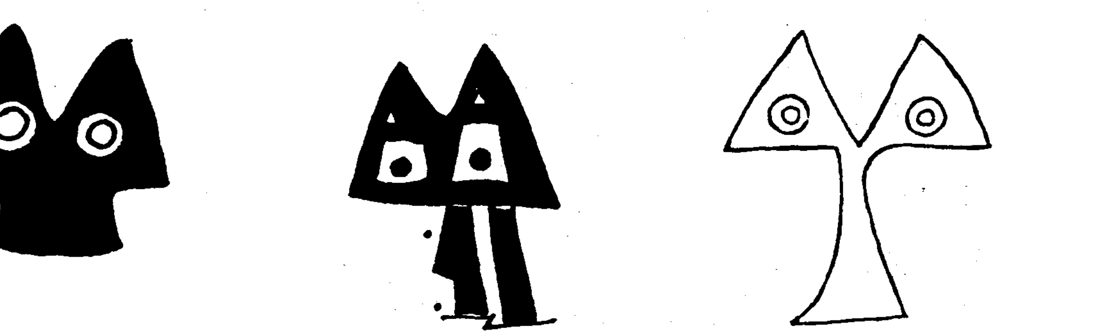


Abb. 92: Doppelköpfige Schlangen. V. l. n. r.: Nazca; Ica; Santiago del Estero (nach Wagner[107])



Abb. 93: Schüssel aus Chavín, in vier Teile gegliedert und mit Vögeln verziert (nach Wagner[107])

Noch kennzeichnender ist auf einer Hohokam-Schüssel und auf einer Vase Böotiens (Foto 24) das Vorhandensein einer Reihe von menschlichen Gestalten, deren Körper nur durch zwei Dreiecke dargestellt und deren Kopf nur skizzenartig angedeutet ist. Diese gleiche Silhouette gibt es auch bei den Pueblo. Und die gleiche wenig herkömmliche Darstellung des Menschen erscheint in Tassili in der Sahara auf den Höhlenmalereien der sogenannten Pferde-Periode, die

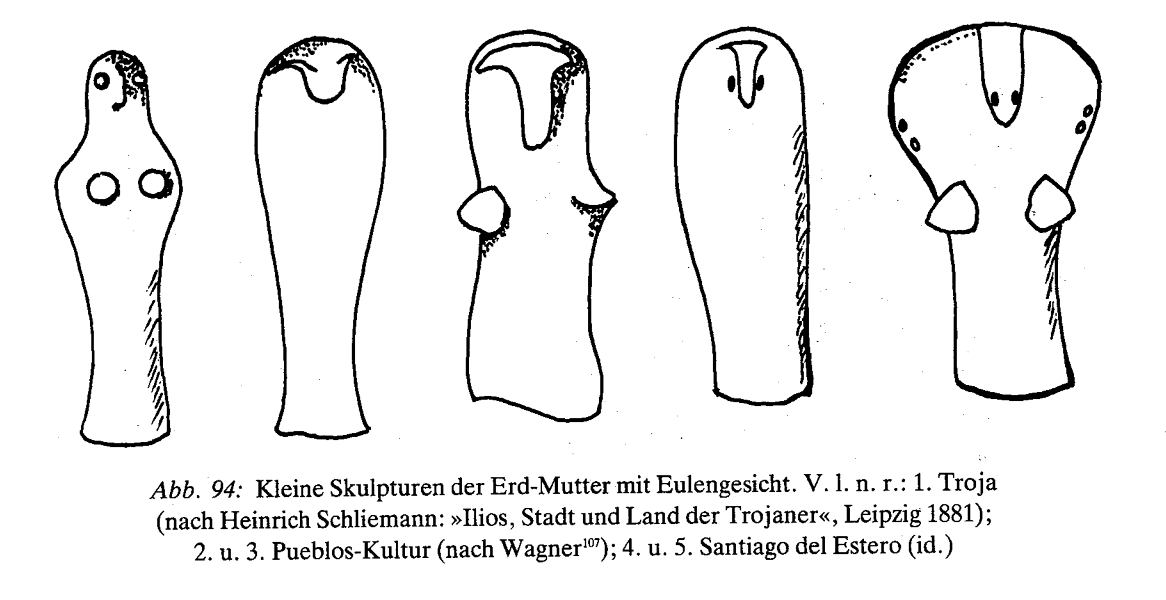


Abb. 94: Kleine Skulpturen der Erd-Mutter mit Eulengesicht. V. l. n. r.: 1. Troja (nach Heinrich Schliemann: »Ilios, Stadt und Land der Trojaner«, Leipzig 1881); 2. u. 3. Pueblos-Kultur (nach Wagner[107]); 4. u. 5. Santiago del Estero (id.)

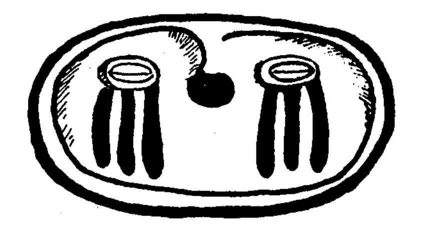



Abb. 95: Augen mit Tränen. Links: Pueblos-Kultur; rechts: Santiago del Estero (nach Wagner[107])




Abb. 96: Menschen in Form des Doppeldreiecks. Links: auf einer Höhlenmalerei vom Tassili, Sahara (nach Henri Lhote[5]); rechts: auf einem Gefäß der Hohokam-Indianer. Vgl. Foto Nr. 24

uns – wie im ersten Kapitel erwähnt – die Hyperboreer der Nordmeervölker zeigen (Abb. 96). Dagegen sind es Croma-gnon-artige Gesichter, die wir – ähnlich merkwürdig stilisiert – auf einer Felswand von Chaupi-Shunga in der Äquatorzone von Alto Napo, einer logischen Station zwischen San Agustín und Chavín, und auf einem der Menhire von El Mollar im argentinischen Tafi-Tal sehen (Abb. 97).

4. Sinnbilder und Inschriften

Wenn noch der geringste Zweifel an der Übertragung einer Kultur von der Alten in die »Neue« Welt durch Menschen, die aus Troja kamen, bestünde, so würde er fraglos durch die mitgebrachten Sinnbilder beseitigt. Es handelt sich nämlich nicht bloß um Formen und Motive, die – einzeln genommen – das Ergebnis einer zufälligen Übereinstimmung sein könnten, was jedoch für ein anthropologisches und kulturelles Ganzes schwerlich gelten dürfte, sondern um überlieferte Zeichen. Emile Wagner und Olimpia Righetti[108] schreiben mit Recht, daß »Völker, die *ihre* Götter mit den gleichen Sinnbildern darstellten, nicht nur Beziehungen miteinander hatten, sondern zu der gleichen Kultur gehörten«. Seien wir noch etwas genauer und sagen wir: ihre Götter oder ihre religiösen Auffassungen. Man könnte zugeben, daß es sich um eine übereinstimmende Erfindung handelte, wenn die verwendeten Zeichen sehr einfach sind, ein Punkt, Strich oder Kreuz etwa, oder wenn sie nur die Vereinfachung eines visuellen Bildes darstellen, zum Bei-

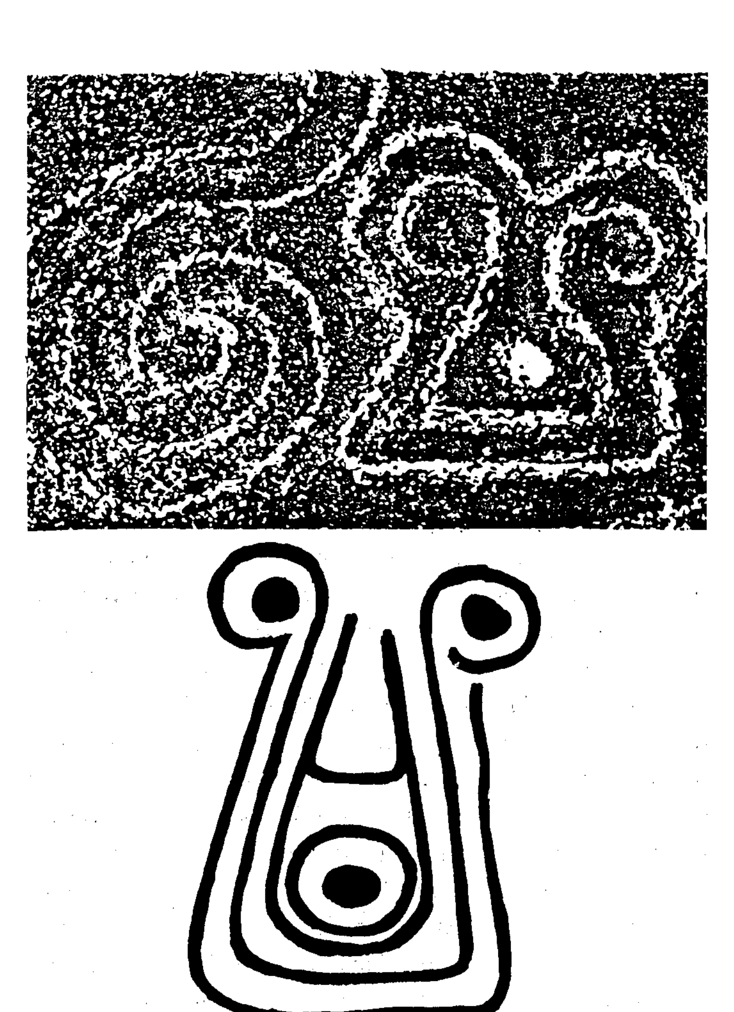


Abb. 97: Stilisierte Gesichter. Oben auf einer Höhlenmalerei vom Alto Napo (Ecuador); unten auf einem Menhir in Tafi del Valle, Nordwesten Argentiniens

spiel den Kreis mit oder ohne Strahlen als Darstellung der Sonne. Aber gewiß nicht, wenn die Beziehung zwischen dem Sinnbild und seiner Bedeutung willkürlich oder doch zumindest derartig abstrahiert ist, daß jedes sofortige Verständnis durch einen Nichteingeweihten ausgeschlossen ist.

Wir haben in unserem vorhergehenden Werk[8] den Fall der Spirale als Symbol des zyklischen Daseins untersucht und einige bildliche Beispiele aus der megalithischen Epoche, der nordischen Bronzezeit, aus Troja, dem Palästina der Philister und aus Santiago del Estero gegeben. Fügen wir zwei weitere aus der »Neuen Welt« hinzu, von denen die eine zur Hohokam-Kultur (Foto 21) gehört und die andere sich an der Seite eines der stilisierten Gesichter von Chaupi-Shunga in Ekuador befindet. Aus der Spirale geht als Ausdruck des gleichen Geheimnisses das Labyrinth hervor. Wir begegnen ihm in Ägypten, auf Kreta, im nordischen Kulturkreis der Bronzezeit und in Santiago del Estero, wie wir unter Hinweis darauf dargelegt haben[8], daß dieses Sinnbild in deutscher Sprache »Trojaburg« genannt wird (schwedisch: *trojeborg*, englisch: *troytown*). Noch viel wichtiger ist die Volute, da dieses spiralförmige Bauelement in der nordischen Mythologie, soweit wir auch zeitlich zurückgehen, die Weltsäule krönt als Darstellung von Atlas, der das Himmelsgewölbe mit seinen ausgebreiteten Armen trug. Man sieht sie in Skandinavien, Sachsen, Griechenland und im Land der Philister[8]. In Hissarlik erscheint sie in einer ganz besonderen Form, der wir am Stützpfeiler eines Grabmals von Tierradentro, an einem Menhir von El Mollar und – etwas komplizierter – an verschiedenen Spinnwirteln von

Santiago del Estero wiederbegegnen (Abb. 98). In dieser letztgenannten Gegend und in Tiahuanacu nimmt sie beim Kopfschmuck der manchmal bärtigen Personen, die die *laurake*[8] tragen, ein klassischeres Aussehen an. Die in diesem Abschnitt gemachten Aufzählungen sind natürlich nicht vollständig. In bezug auf Amerika ist es höchst wahrscheinlich, daß uns beispielsweise ein gründliches Studium der peruanischen Keramik viele andere Darstellungen der fraglichen Figur liefern würde.

Wir müssen uns mit noch einem anderen Sinnbild beschäftigen, nicht bloß wegen seiner Wichtigkeit, sondern auch, weil wir es in »Die Erben Trojas« nur flüchtig behandelt und bildlich dargestellt haben: das Hakenkreuz oder die Swastika. Es handelt sich um ein höchst komplexes Zeichen, von dem man nicht annehmen kann, daß es auf Grund eines plötzlichen Einfalls an verschiedenen Orten und noch dazu mit der gleichen Bedeutung erschien. Der Ursprung dieser Figur geht auf die Jungsteinzeit und noch weiter zurück, da wir sie in Glozel finden, dessen Echtheit 50 Jahre lang dis-



Abb. 98: Nicht identifiziertes Zeichen. V. l. n. r.: Tierradentro, Kolumbien; Tafi del Valle, Nordwesten Argentiniens; Santiago del Estero (Argentinien)

kutiert und schließlich endgültig bestätigt wurde[111] und dessen älteste Stücke aus der Altsteinzeit stammen. Sogar in der Grotte von La Madelaine befindet sich ein solches, allerdings unvollständiges, Zeichen. Die zutreffendste Hypothese über sein Entstehen scheint uns diejenige zu sein, daß es sich um die Schematisierung der vierfachen Spirale handelt, die wir auf einigen megalithischen Baudenkmälern, zum Beispiel in New Grange (Irland) oder auf Malta sehen. Die Umwandlung wird in Abd el-Kourneh, Theben, offensichtlich, die aus der Zeit der XII. Dynastie stammt (Abb. 99). Trotzdem war es nicht in Ägypten, wo sich die etwaige Entwicklung vollzog, denn dort ist die eigentliche Swastika nicht bekannt. Dagegen begegnet man ihr in Libyen, freilich ohne zu wissen, seit wann. Der nordische Kulturkreis liefert uns in der Bronzezeit etwas, das, träfe die Hypothese zu, ein weiterer und noch genauerer Beweis für die

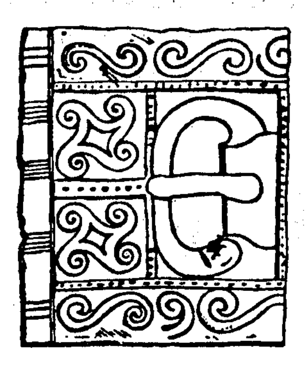


Abb. 99: Swastika bei ihrem Übergang von der vierfachen Spirale zum klassischen Hakenkreuz. Abd el-Kourneh, Ägypten, XII. Dynastie (nach Thomas Wilson[113])



Abb. 100: Aus vier Spiralen geformtes Hakenkreuz in Skandinavien, Bronzezeit (nach Scheuermann: »Woher kommt das Hakenkreuz?«, Leipzig 1933)

Umwandlung der vierfachen Spirale in eine Form (Abb. 100) wäre, die schon deutlich das klassische Hakenkreuz erkennen läßt. Vermerken wir zur Unterstützung dieser Auslegung die Tatsache, daß es in Indien ein heiliges Sinnbild, den *nandavartaya* (Abb. 101) gibt, in dem die Swastika einem Labyrinth eingefügt ist, das, wie wir gesehen haben, der Ausdruck der Spirale als Mysterium ist.

Das Hakenkreuz erscheint auf Begräbnisurnen, Gefäßen

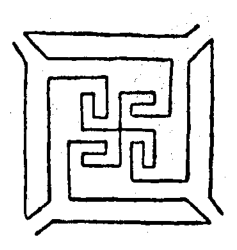


Abb. 101: Indiens geheiligtes Symbol, der *nandâvartaya,* mit einem Hakenkreuz innerhalb eines Labyrinths (nach Wilson[113])

und Spinnwirteln von Hissarlik (Abb. 102), wo Schliemann mehr als 400 solche Fundstücke in den Ruinen der zweiten Stadt ausgrub, die er irrtümlich für diejenigen aus homerischer Zeit hielt. In Wirklichkeit sind sie viel älter. Es war die Stadt, die der Libyer Dardanos und seine äolischen Verbündeten gebaut hatten, nachdem sie das erste – ausschließlich libysche – Troja um das Jahr –2200 erobert und zerstört hatten. Die Äolier waren, wie wir bereits wissen, die Vorhut der Hyperboreer, die den Auftrag hatte, die Hindernisse zu beseitigen, die den Zug der gewaltigen Wagenkolonnen hätten aufhalten können, der zu Beginn des 2. Jahrtausends Persien und Indien zustrebte. Hier haben wir also ein festes Datum. Muß man ihnen, die sich in Griechenland niederließen, ehe sie die Festungsstadt an der Bernsteinstraße angriffen, die Einführung des Hakenkreuzes in Hellas zuschreiben (Foto 24)? Oder sollen wir darin den Einfluß der Phönizier sehen, die damals noch Libyer, später die Verbündeten der Trojaner waren, an deren Seite sie im homerischen Krieg kämpfen sollten, die sich in Böotien ansiedelten, ge-

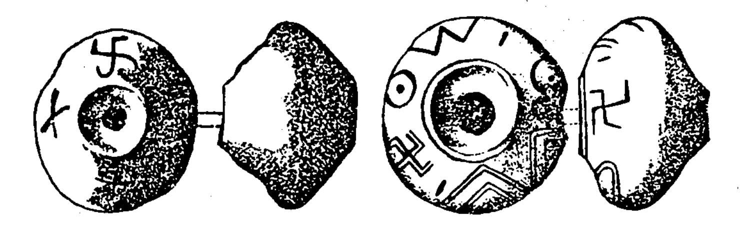


Abb. 102: Hakenkreuz auf trojanischen Spinnwirteln (nach Heinrich Schliemann: *»Ilios, Stadt und Land der Trojaner«,* Leipzig 1881)

nau dort, wo das uns interessierende Sinnbild seine weiteste Verbreitung fand? Wir wissen es nicht, aber keine der beiden Möglichkeiten schließt die andere aus.

Es besteht außerdem keinerlei Zweifel, daß es die aus dem Norden Europas gekommenen Arier waren, die das Hakenkreuz nach Indien brachten. Wir sehen es dort so um das 11. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung, lange nach dem Eintreffen der Eindringlinge. Aber der Orientalist Eugene Burnouf[112], einer der besten Kenner der wedischen Texte, hat keine Bedenken, über die Swastika zu schreiben, daß »die Brahmanen sie seit den ältesten Zeiten benutzten«, lange bevor die großen Gebäude errichtet wurden, auf denen sie erscheint, und lange bevor die heiligen Bücher geschrieben wurden, in denen sie erwähnt wird. Vom Buddhismus übernommen, drang die Swastika mit der neuen Religion nach China und Tibet und dann nach Korea und Japan vor (Abb. 103), ohne deswegen aus Indien zu verschwinden, als dieses den Irrglauben aufgab, da der Brahmanismus das alte Zeichen bewahrt hatte. Das Hakenkreuz tritt also mit außerordentlichem Antrieb um das Jahr –2200 in Troja und wenig später in Indien in Erscheinung, in beiden Fällen eingeführt von Neuankömmlingen aus dem nordischen Kulturkreis. Wir sehen also, daß es ein Irrtum ist, seinen Ursprung nach Troja zu verlegen, wie das Thomas Wilson in einem gewaltigen Werk[113] tut, das etwas veraltet, aber noch keineswegs überholt ist.

Wenn die Einführung der Swastika aus dem nordischen Raum ins Mittelmeerbecken und nach Asien auf diese Weise auch vollkommen nachgewiesen ist, so hat das Symbol



Abb. 103: Japanische Buddha-Statue mit Hakenkreuzen (nach Wilson[113])

doch schon lange vorher bestanden, wie seine doppelte Bedeutung beweist. Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts wurde darüber viel diskutiert, und wir wollen hier nicht auf die Auseinandersetzung zurückkommen, deren Gesichtspunkte Goblet d'Arriella[82] und Wilson[113] lang und breit darlegten. Heutzutage wird der Wert des Zeichens von niemand mehr angezweifelt. Es stellt die Sonne in ihrem sicht-

baren Lauf dar. Es ist daher nicht die Darstellung der manchmal leuchtenden Scheibe, die den stehenden Himmelskörper versinnbildlicht, sondern das Sonnenrad. Es hat daher nichts Überraschendes, das Hakenkreuz in der fraglichen Epoche und danach auf Statuen von Thor, Zeus, Baal, Jupiter Tonans, Jupiter Pluvius und Apollo anzutreffen, und ebensowenig, es im Fernen Osten in Verbindung mit dem Kult der brahmanischen Dreifaltigkeit – Brahma, Wischnu und Schiwa – und mit dem des Feuergottes Agni zu sehen: Das Feuer ist die irdische Vertretung der Sonne, und diese selbst ist der sichtbare Ausdruck des Vaters im Himmel, des höchsten und einzigen Gottes, dessen besondere Verkörperungen alle anderen Götter nur sind.

Dieser oberste Gott ist der der Hyperboreer, die den Himmel nach dem Bild einer patriarchalischen Gesellschaft verstehen, die die Frauen gewiß nicht ausschließt, sie aber den Männern unterordnet. Im Jahr –2200 ist das in Nordeuropa eine relativ junge Auffassung. Sie hatte sich einige 300 Jahre zuvor aus der Verschmelzung ergeben, die die bei der Überschwemmung der angloskandinavischen Ebene in der Heimat verbliebenen – und nicht, wie andere, nach Süden gezogenen – Nordmeer-Menschen mit den Streitaxt-Menschen vollzogen hatten, die aus Südrußland zurückgekehrt waren, wo sie sich vor oder nach der Naturkatastrophe niedergelassen hatten. Die Neuankömmlinge brachten damals ihre Asen mit, ihre patriarchalischen Götter, die mit den Wanen, den matriarchalischen Gottheiten der Erbauer der Großsteingräber, zusammenstoßen und sie schließlich aufsaugen sollten. Diese gleiche Auseinandersetzung ergibt

sich mit dem gleichen Ausgang, als die patriarchalischen Hyperboreer in ein damals von matriarchalischen Libyern besetztes Griechenland gelangen.

Der Zusammenschluß in Troja, wo die beiden Gemeinschaften zusammenleben, ohne sich zu vermischen, wird nie vollständig gewesen sein, und Kybele, die Erd-Mutter der Megalithiker, sollte auch noch in der Zeit des homerischen Krieges gleichzeitig mit Apollo, dem Sonnengott der Äolier, angebetet werden. Schon lange vorher treffen wir das Hakenkreuz auf Urnen und Spinnwirteln der zweiten Stadt Troja an, aber auch auf einer Figur der Kybele (Abb. 104), die es an der Stelle ihres Geschlechtsteils trägt und deren Alter zwar nicht genau bestimmt ist, aber bis weit vor die Einnahme der Festung durch die Achäer zurückgeht[114]. Wir treffen es später auf Darstellungen der Artemis, der Hera und der Demeter wieder, und es hat schon seinen Grund, wenn einige Autoren in ihm das Zeichen der Fruchtbarkeit sehen wollen. Das Sinnbild ist jedenfalls das gleiche, ob es nun von den Megalithikern auf das weibliche oder von den Hyperboreern auf das männliche Prinzip angewandt wird. Aber gerade seine doppelte Anwendung in Troja seit Ende des 3. Jahrtausends beweist seinen doppelten Ursprung, den libyschen und den hyperboreischen. Daraus können wir schließen, daß die Spirale, ohne deswegen zu verschwinden, sich in das Hakenkreuz verwandelte, ehe sich die Menschen des Meeres, die Erbauer der Großsteingräber, und die Männer des Waldes, die künftigen Hyperboreer, voneinander trennten, ja ehe noch sogar die Cromagnon-Menschen nach Norden zogen. Das erklärt das Erscheinen im iranischen



Abb. 104: In Troja fand Schliemann diese kleine Kybele-Statue (Erdmutter), die auf der Scheide ein Hakenkreuz trägt (Zeichnung: Duncan Wagner[107])

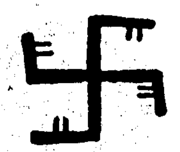


Abb. 105: Swastika aus Luristan, Persien (nach einer persönlichen Mitteilung von Prof. P.-A. Gloor)

Luristan im 4. Jahrtausend eines Zeichens, das der Swastika ähnelt, obwohl es vielfältiger ist (Abb. 105). Man muß es wahrscheinlich den Streitaxt-Menschen zuschreiben, die in die Ebenen des Don zogen und bis in den Kaukasus gelangten.

Als gemeinsames heiliges Zeichen aller Bewohner Trojas konnte das Hakenkreuz in den in Amerika von den Überlebenden der Festungsstadt gegründeten Kulturzentren nicht fehlen. Man begegnet ihm in Libyen, aber dort war es ohne jeden Zweifel schon längst vorhanden, ehe die Flüchtlinge dort möglicherweise Station machten, wobei sie jedenfalls keinerlei Spuren hinterließen. Auf den Kanarischen Inseln erscheint es nicht, aber die Flüchtlinge hielten sich auf den Inseln nur vorübergehend auf, und viele der »teuflischen« Zeichen müssen von den spanischen Geistlichen wie üblich vernichtet worden sein. Dagegen begegnen wir ihm unter den Olmeken in La Venta wieder (Abb. 106). Im Gegensatz zur Spirale (Foto 24) und zum Sonnenkreis (Foto 21) sehen wir es nicht bei den Hohokam, aber das müßte noch genauer untersucht werden. Es kann ihnen nicht unbekannt gewesen sein, denn die Pima, die sich als ihre Nachkommen betrachten, und die Pueblo verwenden das Hakenkreuz bis heute

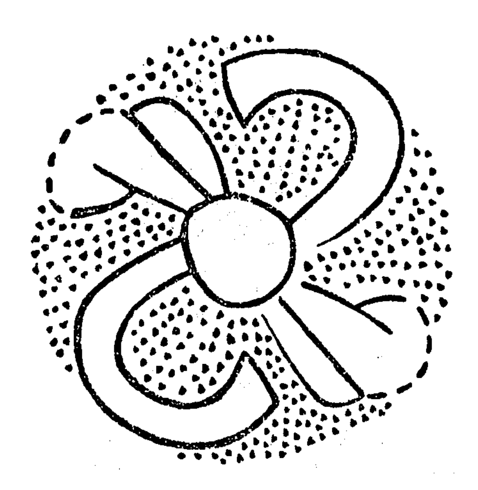


Abb. 106: Hakenkreuz in La Venta, auf olmekischem Gebiet (Zeichnung in Philip Drucker: *»La Venta, Tabasco / A study of Olmec ceramics and art«,* Washington 1952)

auf ihrer Keramik und ihren Webwaren (Abb. 107). Außerdem waren es wahrscheinlich die Olmeken-Kolonien, von denen aus das Zeichen zu den Erbauern der Grabhügel (Mound-builders) in Tennessee und Ohio und zu den Indianern von Arkansas gelangte, die ihre Keramik damit verzieren. Wenn es auch, soviel wir wissen, weder in San Agustín noch in Chavín noch in Paracas noch in Tiahuanacu erscheint, ist es auf unzähligen präkolumbianischen Objekten Perus zu sehen. Auch hier wäre eine gründliche Untersuchung notwendig, um die Zeit seines Erscheinens zu bestimmen, das zumindest in gewissen Fällen auf die Wikinger zurückzuführen sein könnte.

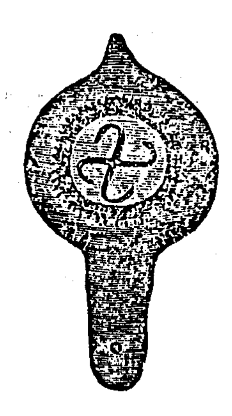


Abb. 107: Hakenkreuz auf einer Trommelschelle der Pima-Indianer im Südwesten der USA (nach Wilson[113])

Diese Graustelle, die sich wohl eher in unseren Forschungen als in den Tatsachen befindet, wird weitgehend überdeckt durch die Darstellungen des Hakenkreuzes in der Kultur von Santiago del Estero. Das heilige Symbol erscheint weder auf Vasen noch Urnen. Dagegen ist es im Überfluß und in verschiedenen Formen auf den Spinnwirteln, die auch in dieser Beziehung mit denen von Troja übereinstimmen, und auf Schüsseln vorhanden. Die Abbildung 108 zeigt es in seiner klassischen Form und als Triskel. Das dritte von links besteht aus Spiralen und das letzte aus spiralförmigen Labyrinthen. Auch die feststehende Sonne, wie bei den Hohokam durch konzentrische Kreise dargestellt, fehlt nicht.

Wir müssen hier noch einmal auf die hyperboreischen Runeninschriften zurückkommen, die wir auf den Kanari-

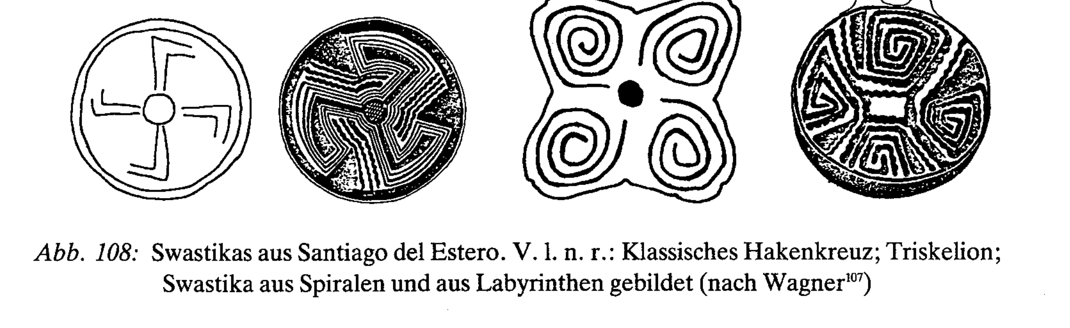


Abb. 108: Swastikas aus Santiago del Estero. V. l. n. r.: Klassisches Hakenkreuz; Triskelion; Swastika aus Spiralen und aus Labyrinthen gebildet (nach Wagner[107])

schen Inseln, in La Venta, San Agustín und Santiago del Estero festgestellt und in Tucumán entdeckt haben[8], um nur diejenigen zu erwähnen, die außerhalb des geringsten Zweifels stehen. Sie alle enthalten Schriftzeichen, die wir in den Futhark-Runenalphabeten der klassischen Epoche wiederfinden und haben die gleiche allgemeine Zusammenstellung wie diejenigen der nordischen Bronzezeit Europas (s. Vergleichstabelle Abb. 109). Die präalphabetischen Inschriften, die aus uns in ihrer Bedeutung unbekannten und außerdem mit Zeit und Ort möglicherweise wechselnden Ideogrammen bestehen, sind also nicht zu übersetzen, machen aber trotzdem offenkundig, daß sie zu ein und demselben Schriftsystem gehören. Nun schließt es die Wahrscheinlichkeitsrechnung aus, daß verschiedene Völker unabhängig voneinander nicht nur dieselben Schriftzeichen, sondern auch dieselbe Art der Zusammenstellung hätten erfinden können, um sich ihre Gedanken mitzuteilen. Wenn wir nur diesen einzigen Beweis für die nordische Herkunft der Olmeken hätten, so würde er ebenso hinreichend genügen wie die libysche Inschrift von Santiago del Estero für den Nachweis der mittelbaren Herkunft jener Megalithiker, deren charakteristische Bauten man heute noch in Amerika sieht.

5. »Inka-Hund« und »Chinesischer Hund«

Wenn wir uns unmittelbar nach dem Kapitel über Sinnbilder und Inschriften mit einem so gewöhnlichen Tier wie dem

Klassische Runen	Santiago del Estero und Córdoba	Ticucho (Tucumán)	Nazca	San Agustín	La Venta	Kanar. Ins.	Hyperboreische Runen Europas
ᛯ			ᚻ				
ᛢ			ᛢ				
ᛟ	ᛞ				ᛟ		
ЧY	ᚴY		Y	Ⴗ	ᚴᚴY		
Ш		ШW		M	Ш		
ᚽ					ᚽ		
ИS	S	ИS		ƨ	5	S	
	‖					‖	‖
U	∩U	Ч		U			U
d◁ᚦ	d	d ᚦᛒ◁					d◁
ᚺλ	λλᚺλ	λλᛣ	ᚺ		λ	λ	λ
↑	1	7					↑
|	|	/		|			/
V	VΛ	ΛV		V		Λ	Λ
	O	O		O		O	O
				ᚳ	ᚳ		
ᚠᚠ			ᚠ				F
ᛚ	ᛚ	ᛚᛚ	ᛚ		ᛚ		ᛚ
>	>					ᑐ	<>

Abb. 109: Vergleichstabelle: Runen-Schriftzeichen aus dem nordischen Kulturkreis (Bronzezeit), von den Kanarischen Inseln, aus dem Land der Olmeken, aus San Agustín, aus Nazca, aus dem »Reich der Ebene« und klassische Runen unserer Zeit.

Hund beschäftigen, sage niemand, wir seien »auf den Hund gekommen«. Denn auch der Hund ist ein Element der Zivilisation und hat mit den Gegenständen des vorhergehenden Kapitels gemein, daß er nicht allein über den Ozean gelangen konnte. Nun waren die Haushunde, die es in Amerika vor der Konquista gab, keineswegs bodenständig. Sie stammten weder vom Fuchs noch vom Kojoten und in den uns interessierenden Fällen auch nicht von irgendeiner der Wildhundrassen ab, deren Vorhandensein in der Altsteinzeit bekannt ist, wie in einem Fall Madeleine Friant und H. Reichlen[115] gründlich nachgewiesen haben.

Wir verdanken Tschudi[116] die erste Beschreibung des von ihm 1844 mit dem Namen *Canis (canis) familiaris* L. *Ingae* eingeordneten Tieres. Das war nicht ganz zutreffend, denn er bezog sich auf Exemplare, die bereits bis zu einem gewissen Grad mit Tieren der von den Spaniern eingeführten Rassen gekreuzt waren. Mumien aus der Inka-Periode erlaubten es Nehring[117], die Klassifizierung 1885 zu berichtigen. Er unterscheidet drei Spielarten des *Canis Ingae,* den *pecuarius* (Schäferhund), den *vertagus* (Stöberhund) und den *molossoide* (Bulldogge). Aber seine Untersuchung berücksichtigt nur die erstgenannte und meistverbreitete Abart, von der Reiss und Stübel in der gleichen Zeit eine hervorragende Zeichnung veröffentlichten, die wir in einer vorhergehenden Arbeit[35] wiedergegeben haben. Das Tier war von mittlerer Größe und hatte lange Beine, einen kleinen Kopf mit spitzer Schnauze und dichtes, hartes Fell von einheitlicher gemsartiger Färbung. Trotzdem mußte man bis 1942 warten, ehe die klassifizierende Untersuchung von

Madeleine Friant und H. Reichlen[115] die Frage nach der Herkunft des *Canis Ingae* beantworten konnte.

Diese Untersuchung umfaßte nicht nur die äußere Erscheinung des Tieres, sondern auch seine anatomischen Kennzeichen, und zwar auf Grund von zwei mumifizierten Exemplaren, eines davon völlig erhalten, die die wissenschaftliche Mission Créqui-Montfort und Sénéchal de la Grange 1905 aus der Atacama-Wüste im äußersten Norden Chiles mitgebracht hatte. Die anatomische Ähnlichkeit des *pecuarius* mit den kleinen Schäferhunden der europäischen Jungsteinzeit erweckte sofort die Aufmerksamkeit der Autoren. Auf dem Weg der Aussonderung gelangten sie zu dem *Canis (canis) familiaris* L. *palustris* Rüt., der in das Ende der Jungsteinzeit, also etwa in das Jahr 2000 vor unserer Zeitrechnung, gehört und von dem zahlreiche Skelette in Bundsö auf der dänischen Insel Alsen gefunden wurden. Die anatomische Übereinstimmung war absolut: allgemeine Ausmaße, gerade Stirn, große Höhe der Schädelhöhle, bemerkenswerte Breite der Gaumenwölbung und Kürze der Kinnbacke, deren unterer Rand einen ausgeprägten Konvexbogen beschreibt. Für eine Spezialistin wie Madeleine Friant, die zum Laboratorium für Vergleichende Anatomie des Naturgeschichtlichen Museums in Paris gehörte, gab es keinerlei Zweifel: der *Canis Ingae pecuarius* stammte unbedingt von einem skandinavischen Schäferhund vom Bundsö-Typ ab.

Es blieb nun bloß noch zu erklären, wie der *Canis palustris* von Dänemark nach Südamerika gelangt sein konnte. Als die Veröffentlichungen von Friant/Reichlen[115] 1950 und von

Friant 1955–1965 erschienen, verfügte man noch nicht über die dafür unerläßlichen Angaben. Trotzdem stellte Madeleine Friant[118] eine Hypothese auf, die der Wahrheit bereits so nahe wie möglich kam: »Alles gestattet anzunehmen, daß die Hunde der Wikinger, über die wir keine näheren Angaben besitzen, die Nachkommen der jungsteinzeitlichen Hunde Skandinaviens waren, besonders derjenigen von Bundsö. Zu Beginn des 11. Jahrhunderts, als die siegreichen Indianer bei den Wikingern beträchtliche Beute machten, bemächtigten sie sich gewiß auch der Hunde, die sie auf ihrem Nomadenleben bis nach Südamerika begleiteten. Und es sind Wikinger-Hunde, denen wir unter der Bezeichnung »Inka-Hunde« gegen Ende des 15. Jahrhunderts, noch vor der Ankunft der Spanier, begegnen.«

Auf der Grundlage dessen, was man in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts über die Kolonisierung Amerikas durch die Wikinger wußte, formuliert, wirkt diese Hypothese wenig wahrscheinlich. Einmal ist durch nichts bewiesen, daß die norwegischen Wikinger, die die Niederlassung Vinland in Nordamerika gründeten, ähnliche Tiere wie den »Moorhund« von Bundsö besessen hätten. Zum anderen ist es ausgeschlossen, daß die Algonkin im heutigen Neu-England, mit denen Leif Eiriksson und seine Brüder zu Beginn des 11. Jahrhunderts und die Nachkommen der ersten Kolonisatoren über verschiedene Jahrhunderte hinweg mal freundschaftliche, dann wieder gewalttätige Beziehungen unterhielten, jemals auch nur die geringste Berührung mit Südamerika gehabt haben. Und es ist schon ziemlich gewagt anzunehmen, ohne dafür auch nur den Schein eines Bewei-

ses zu haben, daß der Wikinger-Hund von Stamm zu Stamm erst nach Mexiko, dann nach Panamá gelangt sei, von wo aus ihn die Flöße der inkaischen Handelsflotte nach Peru gebracht haben könnten.

Wir glauben, mit der Anwesenheit von Schleswiger Wikingern in Tiahuanacu seit dem Jahr 1000, von denen die Inka abstammen, eine befriedigendere Erklärung[35] gefunden zu haben. Indessen beunruhigte uns ein Gesichtspunkt des Problems auch weiterhin: Zwischen der Zeit des *Canis palustris* von Bundsö und der des *Canis Ingae* lag ein Zwischenraum von immerhin 3000 Jahren. Unsere Entdeckung vom Eintreffen der Troja-Flüchtlinge, die zum Teil von Hyperboreern abstammen, jenen Eroberern der Festungsstadt um das Jahr –2200, in Amerika verschaffte uns später die Lösung. Daher eine Berichtigung: Es waren nicht die Wikinger, die den dänischen Schäferhund nach Peru brachten, sondern die eben erwähnten Flüchtlinge, deren Vorfahren aus der auslaufenden Jungsteinzeit und der Bronzezeit sich im östlichen Mittelmeerraum niedergelassen hatten. Das wird auch durch die Identifizierung der Reste von fünf zu dieser Rasse gehörenden Exemplaren in den archäologischen Fundstätten von Santiago del Estero bestätigt, die der Paläontologe Carlos Rusconi[107] durchführte. Es wäre noch ein weiterer Punkt zu klären: Ist dieser Hund derselbe, den die Guanchen benutzten, um ihre Herden auf den Kanarischen Inseln zu hüten? Es scheint so nach den Beschreibungen, die wir davon besitzen. Aber die Gewißheit darüber hängt von einer Untersuchung mittels vergleichender Anatomie ab, die bisher noch nicht gemacht wurde.

Die Hunderasse, von der wir bisher gesprochen haben, ist nicht die einzige, die die Spanier bei der Konquista antrafen. Es war die andere, die ihre Aufmerksamkeit in ganz besonderem Maß erregte. In Amerika einen Schäferhund vorzufinden, der sich für sie, die ja keine Zoologen waren, kaum von denen unterschied, die sie in Europa hatten, war für sie nicht überraschend. Dagegen waren sie wahrscheinlich im ersten Augenblick ziemlich schockiert, als sie feststellten, daß die Indios ein Tier zu ihrer Ernährung züchteten, das wie ein Hund aussah. Garcilaso[91] und Guaman Poma de Ayala[98] berichten, daß die Huanca in Peru diese Sitte beibehalten hätten, obwohl die Inka alle Anstrengungen machten, sie ihnen abzugewöhnen. Trotz ihres anfänglichen Abscheus zögerten die Konquistadoren nicht, diesen merkwürdigen Speisezettel der Eingeborenen zu übernehmen, wenn man dem Chronisten Bibar[119] glauben darf.

Diesen eßbaren Hund gibt es noch heute in Mexiko, wo die Eingeborenen ihn in der Náhuatl-Sprache *ixcuintle* nennen, in der argentinischen Provinz Tucumán, wo er *pila* genannt wird, und im Norden Chiles, wo er als »chinesischer Hund« bekannt ist. Wir konnten ihn, wenn auch nur oberflächlich, von nahem untersuchen. Es ist ein Tier von mittlerer Größe mit kurzen Pfoten, dessen schwarze Haut vollkommen kahl ist, wenn man von einem gelegentlichen Flaum auf dem Schädel und einigen strähnigen Haaren am Schwanzende absieht. Es macht den Eindruck eines verkleinerten Nilpferdes mit kleinem Kopf und spitzer Rattenschnauze. Es ist von abstoßender Häßlichkeit, dazu dumm, langweilig, gefräßig und seinen Herren gegenüber gleichgül-

tig. Es ist tatsächlich zu nichts anderem nütze, als in die Bratpfanne zu kommen . . . Darstellungen von ihm finden sich schon zur Zeit der Olmeken in Mexiko in Gestalt von Keramikfiguren wie auch in Peru, besonders in der Vicus-, Chancay- und Chimor-Kultur. Die Gegend dieses letztgenannten Landes, in dem die Chronisten auf seine Anwesenheit zu Beginn des 16. Jahrhunderts hinweisen, ist die von Jauja im Süden von Huari und damit von Chavín. Stellen wir fest, daß dieser Hund nicht allein von Mexiko nach Peru gelangen konnte. Der jungfräuliche Urwald des Isthmus von Darien, der von Jaguaren und Schlangen wimmelt, stellt ein Hindernis dar, das selbst für den Menschen mit all den Mitteln, über die er heutzutage verfügt, unüberwindlich geblieben ist.

Woher kam dann dieses Tier, das – wir sagten es schon – nicht amerikanisch ist? Es gibt nur zwei andere Länder der Welt, in denen sich ein eßbarer Hund der beschriebenen Eigenschaften befindet: die Kanarischen Inseln, wo er noch zur Zeit der spanischen Eroberung lebte, und China, wo er noch heute vorhanden ist. Handelt es sich in allen drei Fällen um die gleiche Rasse? Offenbar ja, aber wegen des Fehlens einer vergleichenden anatomischen Untersuchung können wir uns nicht dafür verbürgen. Beschränken wir uns daher auf den Hinweis, daß der Hund von den Kanarischen Inseln nicht aus Europa oder Afrika stammt, und bemerken wir, wie unwahrscheinlich es wäre, wenn sich eine so besondere Hunderasse an drei verschiedenen Stellen herausgebildet hätte und dazu überall Gegenstand der gleichen Ernährungsgewohnheiten geworden wäre. Nehmen wir also die

Möglichkeit eines zweifachen Transportes, über den Atlantik und über den Pazifik, an. Aber in welcher Richtung? Schwer zu sagen. Der eßbare Hund könnte nämlich durch die Trojaner von den Kanarischen Inseln nach Mexiko und weiter nach Peru gebracht worden sein, von wo ihn sich die Chinesen geholt hätten, die ja die südamerikanische Westküste lange vor unserer Zeit anliefen[120]. In diesem Fall bliebe, nebenbei bemerkt, die Frage der Herkunft ungeklärt, da die Kanarischen Inseln niemals eine eigenständige Tierwelt gehabt zu haben scheinen. Der umgekehrte Weg dagegen wäre nicht von der Hand zu weisen. Dann hätten die Chinesen das Tier nach Peru gebracht, das von dort ins »Herzland« der Olmeken und weiter auf die Kanarischen Inseln gelangt wäre; das würde allerdings voraussetzen, daß zwischen Mexiko und den Inseln eine Verbindung erhalten geblieben wäre, für die es nicht den geringsten Beweis gibt. Die im Norden Chiles verwendete Bezeichnung »chinesischer Hund« scheint auf den ersten Blick die letztgenannte Hypothese zu stützen. Aber er könnte auch von dem ganz besonderen Interesse herrühren, das dieser Hund im vergangenen Jahrhundert begreiflicherweise unter chinesischen Einwanderern hervorrief, von denen gar nicht wenige (etwa 10000) heute in Peru leben. Wenn es sich um die gleiche Hunderasse handelt, konnten ihre ersten Exemplare jedenfalls nur mit den Schiffen der Troja-Flüchtlinge über den Ozean nach Amerika gelangen.

Wir könnten dem, was wir in dieser und der vorhergehenden Arbeit dargelegt haben, noch viele weitere Elemente des Vergleiches zwischen dem Europa der Jungstein- und Bronzezeit und den Kanarischen Inseln einerseits und den verschiedenen amerikanischen Kulturen, die unmittelbar von dort kommen, andererseits hinzufügen. Da ist zum Beispiel der Kegel, Gegenstand eines Phalluskultes in Troja, Malta, Karthago, dem Raum der Pueblo und Santiago del Estero, wo Emile Wagner 155000 solche Objekte aus Terrakotta und Stein in Fundstätten sammelte, die zeitlich von den Anfängen bis zur Zerfallsperiode reichen. Auch die *boleadora,* die Wurfleine von den Kanarischen Inseln, gehört dazu, die von den Indios in der östlichen Ebene von Santiago del Estero gebraucht wurde und noch heute zur Standardausrüstung des Gauchos der Pampa gehört. Oder – stets in Santiago del Estero – die Errichtung der Häuser auf Erdaufschüttungen. Aber wir wollen auf diese und weitere Einzelheiten hier nicht eingehen, weil wir glauben, daß die kulturelle Abhängigkeit Argentiniens von Troja bereits hinlänglich erwiesen ist. Dagegen ist es angebracht, noch ein wenig bei den Unterschieden zu verweilen, die zwischen den verschiedenen Fundstellen zu verzeichnen sind.

Man konnte natürlich nicht erwarten, daß es überall in Amerika nur reine Nachahmungen der Kultur Trojas und der Ägäis gäbe. Vor allem deswegen, weil deren Ausbreitung über den Ozean hinweg von einer Minderheit vollzogen wurde, deren Zusammensetzung wegen der Wechselfäl-

le des Krieges nicht geplant war, wie das bei einem Unternehmen der Kolonisation der Fall gewesen wäre. Die Kulturträger waren Flüchtlinge, die zum größten Teil zur Führungsschicht der trojanischen Bevölkerung gehörten. Und diese bestand noch dazu aus zwei deutlich voneinander unterschiedenen Parteien, deren jede ihre eigene Kultur bewahrt hatte und enge Verbindungen zur alten Heimat unterhielt, mit der libyschen die einen, mit der hyperboreischen die anderen. In Amerika neigen diese beiden verschiedenen Gruppen der Flüchtlinge dazu, sich zu trennen, ohne jedoch deswegen die gemeinsamen Bande ganz zu lösen. Überall nämlich stellt man das Vorhandensein von Elementen fest, die beiden gehören, jedoch in jeder ihrer Niederlassungen mit dem deutlichen Vorherrschen des einen oder anderen.

Die physischen und menschlichen Verhältnisse der Umwelt stellten einen weiteren Umstand der verschiedenartigen Entwicklung dar. In den Sümpfen des Golfes von Mexiko, im wüstenartigen Gebiet von Arizona, in den Bergen Kolumbiens und Perus, im subtropischen Urwald von Santiago del Estero und im Mittelmeerklima des Mittelgebirges von Córdoba konnte man nicht in gleicher Weise leben. Andererseits hatten auch die Indios dieser so verschiedenen Gegenden weder dieselben Gebräuche noch die gleichen Neigungen. Von den Neuankömmlingen unterworfen und teilweise von ihrer Kultur »beleckt«, bewahrten sie doch ihre eigenen Kennzeichen, die das gemeinsame schöpferische Werk um so stärker beeinflußten, als sie ihren Umweltbedingungen gut angepaßt waren. Vergessen wir schließlich nicht, daß wir dazu neigen, lange Entwicklungsvorgänge

global zu behandeln. San Lorenzo und La Venta erstreckten sich über rund 800 Jahre und andere Zentren des »Herzlandes« noch über weitere fünf oder sechs Jahrhunderte des Verfalls, bei San Agustín dauerte es 2200 Jahre, bei Chavín mindestens 1800, Tiahuanacu 2200 und beim Reich der Ebene sogar 2500 Jahre. Was dabei überraschen muß, sind nicht die von uns festgestellten örtlichen und zeitlichen Abweichungen, sondern vielmehr das grundsätzliche Bestehenbleiben der eingeführten Kultur über zweieinhalb Jahrtausende hinweg. Dieses Bestehenbleiben ist überall sichtbar, aber merkwürdigerweise stärker als in den übrigen Zonen in Santiago del Estero ausgeprägt, dem vom ursprünglichen Ausgangspunkt am weitesten entfernten Gebiet.

Als die Trojaner im Golf von Mexiko an Land gingen, waren sie die Träger einer Kultur, die die im Aussterben begriffene, aber immer noch vorhandene der Jungsteinzeit ebenso umfaßte wie die schon voll entwickelte der Bronzezeit. Es ist nur natürlich, daß sie in ihren neuen Niederlassungen von vornherein auf die Techniken der Jungsteinzeit zurückgriffen, die außer den theoretischen Kenntnissen, die einige von ihnen besaßen, nichts weiter erforderten als reichliche Arbeitskräfte, die die Eingeborenen stellten. Wir sehen sie daher in Mexiko nicht nur an gewaltige Erdarbeiten und Wasserbauvorhaben gehen, die dazu bestimmt sind, ihr »Herzland« bewohnbar zu machen, sondern auch in den Bergen Großsteingräber errichten, die viel primitiver sind als diejenigen, die sie aus der Ägäis kannten und von denen einige an die Baudenkmäler auf den Kanarischen Inseln erinnern, die sie dort bei ihrem Aufenthalt hatten beobach-

ten können. Zu dieser ersten Periode muß auch die im südlichen Ausläufer des Chaco Canyon gebaute astronomische Uhr gehören. Das gilt auch für den künstlichen Hügel und die einfacheren Hügelgräber von San Agustín. Die Grabmäler von Tierradentro und die Hohlpyramiden von Chavín stehen in Verbindung nicht nur mit den unterirdischen Begräbnisstätten im französischen Marnetal, die den Flüchtlingen nicht unbekannt waren, da eine Miniatur von Santiago del Estero eine getreue Nachahmung einer Statue der Erdmutter ist, die eine jener Grabstätten ziert, wie auch zwei weitere Menhir-Skulpturen aus dem Languedoc[8] nachgebildet sind, sondern auch mit den Wohnungen und Palästen, die in den Fels der Kanarischen Inseln geschlagen wurden. Die Menhir-Skulpturen von Tucumán im Nordwesten Argentiniens entsprechen derselben Eingebung. Andererseits ist die Keramik der ersten Epoche sowohl in San Lorenzo und La Venta als auch in Santiago del Estero und wahrscheinlich überall lediglich für den Hausgebrauch und von wenig entwickelter Machart.

In einer zweiten Phase, nachdem erst einmal die von der Niederlassung aufgeworfenen grundlegenden Probleme gelöst waren, erschienen die Bildhauerei und Malerei. Die Nachkommen der Einwanderer haben die Techniken wiedergefunden, die ihren Vätern nicht unbekannt waren, die diese aber, vielleicht abgesehen nur von einigen Ausnahmen, nie angewandt hatten. Entsprechend ausgebildete einheimische Kunsthandwerker gehen ans Werk und geben den Motiven der europäischen Überlieferung, zum Beispiel dem Medusenhaupt, ihre eigene Auslegung und treiben

deren Sinnbilder in Statuen mit einem Stil, der von demjenigen der Alten Welt völlig verschieden ist. In ihren Händen nimmt die Töpferei oft prächtige Zierformen an. Überall ist die Eingebung die gleiche und leicht erkennbar unter den örtlichen und zeitlichen Abwandlungen. Den besten Beweis dafür finden wir in der außerordentlichen Ähnlichkeit zwischen der Keramik des nordamerikanischen Südwestens und derjenigen des argentinischen Nordwestens. Es sind dies zwei Gegenden, in denen sich die Bemalung von Gefäßen auf Kosten der – fast nicht vorhandenen – Bildhauerkunst ganz besonders entwickelte.

Wir haben soeben einen doppelten Fall von Spezialisierung erwähnt. Überall waren – global betrachtet – die grundlegenden Gegebenheiten dieselben, aber nicht alle Neuankömmlinge waren in der Lage, sie in ihrer Gesamtheit zu nutzen, und jeder hatte in jedem Fall seine Eigenheiten. Dasselbe war bei den Nachkommen der Fall. Weder die Bildung noch die Neigungen der Libyer und der Hyperboreer waren die gleichen, und die Eignung der Eingeborenen war je nach Rasse verschieden. So kam es im Lauf der Jahrhunderte hier oder da zu der bevorzugten Entwicklung der Bildhauerei, der Höhlenmalerei oder der Keramik. Aus dem gleichen Grund entwickelten sich auch die Gebräuche verschieden. Die Hohokam verbrannten – unter hyperboreischem Einfluß – ihre Toten, wie das auch vielleicht die Bewohner von Chavín taten, wenn man die wenigen menschlichen Knochenreste bedenkt, die in diesem Gebiet trockenen Klimas gefunden wurden. In San Agustín wurden die Leichname in Hügelgräbern beigesetzt, in Tierradentro

wurde ein Sekundärbegräbnis in Urnen vorgenommen. In Paracas und teilweise auch in Tiahuanacu wurde die Mumifizierung, eine von den Libyern bei den Ägyptern aufgenommene kulturelle Anleihe oder die Nachahmung eines kanarischen Brauches, zumindest bei Angehörigen der Aristokratie angewendet. Mit anderen Worten: Jede Gruppe wählte auf allen Gebieten einen Teil der gemeinsamen Erbschaft, deren Rest vergessen oder – wie im Fall der Metallverhüttung – nur zeitweilig außer acht gelassen wurde.

In Troja wie im ganzen Raum der Ägäis wurden Gold, Silber, Kupfer und Bronze verarbeitet. Wir finden jedoch bei den Olmeken keine Spur einer solchen Betätigung. Die einzig mögliche Erklärung dafür ist, daß sich in der Gruppe der Flüchtlinge kein in dieser Richtung spezialisierter Handwerker befand. Die an der Küste Amerikas gelandeten Trojaner, in ihrer Mehrzahl Aristokraten, Großkaufleute und Seefahrer, hatten logischerweise keine Lust, ein Verfahren neu zu entdecken, um es den Eingeborenen zu vermachen, von dem sie nur das Ausgangsmaterial und das Enderzeugnis kannten. Es handelte sich dabei um ein Verfahren, von dem die Eingeborenen im Gegensatz zu demjenigen der Keramik keine Ahnung hatten. Deshalb trat die Metallverhüttung in Mexiko erst in Erscheinung, nachdem dort im Jahr 967 unserer Zeit der Jarl Ullman mit seinen Wikingern eingetroffen war[64].

In Südamerika scheinen die Dinge anders verlaufen zu sein. Der Zeitpunkt der Herstellung von Goldschmuck aus den Gräbern von San Agustín und den Tempeln von Chavín sowie der Gegenstände aus Kupfer, die in den Ruinen von

Tiahuanacu gefunden wurden, könnte früher liegen. Die Bearbeitung der Metalle einschließlich der Bronze mag auf den in anderer Beziehung unbestreitbaren kulturellen Einfluß der Chinesen zurückzuführen sein, die schon vor dem Beginn unseres Zeitalters mit Peru Handel trieben. Aber es ist sehr schwierig, auf diesen Einfluß auch irgendein megalithisches Bauwerk zurückzuführen oder gar die Verwendung zwecks Zusammenfügung der riesigen Felsblöcke der Mauern von den gleichen starken Kupfer- oder Bronzekrampen, wie sie in Mykene zum gleichen Zweck gebraucht wurden. Es gibt also Gründe für die Annahme, daß die Nachkommen der Trojaner, vielleicht mit Hilfe der von den Asiaten ausgebildeten einheimischen Handwerker, eine Technik wiedererfanden, an die sie sich auf Grund ihrer Überlieferung eine Erinnerung bewahrt hatten. In Santiago del Estero lieferten die Ausgrabungen Emile Wagners mehr als 200 Stücke aus Metall, der größte Teil aus Bronze, eine kleinere Anzahl aus Kupfer und einige aus Silber. Diese Gegenstände sind identisch mit den in Tiahuanacu und in Peru gefundenen. Wurden sie von dort eingeführt? Die Tatsache, daß alle aus Fundstätten der letzten Epoche stammen, erlaubt trotz des Fehlens von Goldschmuck eine solche Annahme. Es ist jedoch auch nicht ausgeschlossen, daß nur das Vorbild vom Altiplano kam. Jedenfalls kannte das Reich der Ebene Metall nur in seiner letzten Periode.

Die archäologischen Daten, die den einheitlichen Ursprung der verschiedenen Niederlassungen beweisen – sie reichen, geographisch gesehen, vom nordamerikanischen Südwesten bis zum argentinischen Nordwesten – sind als

solche höchst bezeichnend. Sie erhalten jedoch ihre volle Bedeutung erst, wenn wir sie unter dem anthropologischen Gesichtspunkt des Problems betrachten. Wir wissen, daß die trojanischen Flüchtlinge aus Libyern vom Cromagnon-Typ und aus Hyperboreern nordischer Rasse bestanden. Die Bildhauerei der Olmeken zeigt uns außer Indianern Gestalten, die für die einen wie die anderen vollkommen repräsentativ sind. Unter den Pueblo-Indianern hat die von Hrdlička durchgeführte Untersuchung von Skeletten, die durch Cottevielle-Giraudet vervollständigt wurde, das Vorhandensein von eindeutig indianischen Brachyzephalen und von Dolichozephalen ergeben, deren sämtliche Kennzeichen diejenigen von Cromagnon-Menschen sind. In San Agustín-Tierradentro sehen wir Darstellungen von Eingeborenen und nordischen Menschen, in denen sich der nordische Biotyp und derjenige des Cromagnon miteinander vereint haben. In Tiahuanacu weisen die 20 Gräber, deren Knochenreste untersucht wurden, auf die Anwesenheit von Cromagnon-Menschen, in zwei Fällen mit nordischem Einfluß, von Indios und Mestizen hin. In Santiago del Estero haben wir selbst durch Messungen festgestellt, daß Eingeborene mit Cromagnon-Menschen zusammenlebten. Nur in Chavín wurden Daten dieser Art nicht gefunden. In allen anderen Fundstätten stimmen die anthropologischen mit den kulturellen Tatsachen überein. Wenn es eine Graustelle gibt, so wird diese erklärt oder wettgemacht durch die Tatsache, daß im Südwesten Nordamerikas, wo es keine Knochenreste gibt, die Hohokam ihre Toten nach Art der Hyperboreer verbrannten und daß wir in Santiago del Estero,

wo gleichfalls keine Knochenreste zu finden sind, Runen-Inschriften entdeckten. Die verschiedenen Fundstätten gehören also ohne jede Frage zu dem gleichen Ganzen, dessen unmittelbarer Ursprung »olmekisch« und dessen mittelbarer trojanisch ist.

Die verschiedenen Kulturen, die aus dem Erscheinen der anfänglichen Gruppe entstanden, entwickelten sich, wie wir gesehen haben, im Zuge eines tausendjährigen Vorganges in gleichen Phasen: schwierige Niederlassung unter vorübergehender Rückkehr zum Neolithikum, schöpferische Blüte und langer Verfall, für den nur die anthropologisch bewiesene Rassenmischung verantwortlich ist. Aber überall traten in dem Augenblick, als die kulturbringende Minderheit verschwand, die von dieser gebildeten Eingeborenen die Erbschaft an. In Mexiko setzte Teotihuacán auf seine Art das Werk der »Olmeken« fort, das auch auf die Maja von bleibendem Einfluß war. Aber bei Ankunft Ullmans und seiner Wikinger traten die Tolteken zur Ablösung an, indem sie eine neue Kultur der Synthese schufen, die viel von der alten hatte und die im Zustand des Verfalls bei Beginn des 15. Jahrhunderts nicht mehr als ihr eigener Schatten war. Im nordamerikanischen Südwesten verschwanden die Hohokam, wie man glaubt, sehr schnell, während die Pueblo-Indianer bis zur Ankunft der Spanier und noch darüber hinaus in einer Mittelmäßigkeit stehenblieben, die jedoch ihre einstige Größe noch erkennen läßt. In Kolumbien erhoben sich auf den Ruinen von San Agustín die Chibcha und die Muysca, auch sie dank dem kulturellen Antrieb einer neuen europäischen Wanderungswelle, die

der später in den Rang eines Gottes erhobene weiße König Bóchica verkörpert. In Peru geschah es gleichfalls dank den in Tiahuanacu angesiedelten Wikingern und später ihren Nachkommen, den Inka, daß die trojanische Kultur, die noch nicht ganz verschwunden war, eine glanzvolle Auferstehung feierte. In den Bergen Argentiniens setzten nach dem Untergang des Reiches der Ebene die Calchaquí auf ihre Art das Werk derjenigen fort, deren Schüler sie gewesen waren, während in Córdoba die Comechingones die Überlieferungen, die Lebensweise und die Technik der Höhlenmalerei und der Eisenverhüttung bewahrten, die sie den Trojanern und den Wikingern verdankten. Aber überall handelte es sich dabei nur um ein Überleben. Die wundervollen Reste der alten Hochkulturen Amerikas brachen ohne Glanz und ohne Gloria unter den grausamen Schlägen zusammen, die ihnen die Banden christlicher Plünderer versetzten.

LITERATURVERZEICHNIS

[1] Homer: *Odyssee*, Gesg. IV, 1.

[2] Coon, Carleton S.: *The Living races of man*, New York, 1965.

[3] Verneau, René: *Les Grottes de Grimaldi*, in *Anthropologie*, Bd. I, Heft 1, Monaco, 1906–1919.

[4] Colin-Simart: *Découverte archéologique de la France*, Paris, 1957.

[5] Lhote, Henri: *A la Découverte des fresques du Tassili*, Paris, 1960. Span. Ausg.: *Hacia el descubrimiento de los frescos del Tassili*, Barcelona, 1961.

[6] Diodor (von Sizilien): *De Bello vandalico*.

[7] Fusté, Miguel: *Anthropologie des populations néolithiques du Levant espagnol*, in *Bericht über den V. Internationalen Kongreß für Vor- und Frühgeschichte*, Hamburg, 1958.

[8] Mahieu, Jacques de: *Die Erben Trojas*, Tübingen, 1982.

[9] Diodor (von Sizilien): *Bibliotheca*, III, 52, 56.

[10] Herodot: *Hostoriae*, IV, 1979.

[11] Humboldt, Alexander von: *Cristóbal Colón y el descubrimiento de América*, span. Ausg. Madrid, 1926.

[12] Spanuth, Jürgen: *Die Philister*, Osnabrück, 1980.

[13] Chamla, Marie-Claude: *Le Peuplement de l'Afrique du Nord de l'épi-paléolithique à l'époque actuelle*, in L'Anthropologie, Bd. 82, Nr. 3, Paris, 1978.

[14] Spanuth, Jürgen: *Die Atlanter*, Tübingen, 1976, franz. Ausg.: *Le Secret de l'Atlantide*, Paris, 1977.

[15] Coon, Carleton S.: *Tribes of the Rif*, in Harvard African Studies, Bd. 19, Cambridge, 1931. Cline, W. B.: *Anthropometric notes on the natives of Siwah oasis*, in *Varia Africana, Harvard African Studies*, Bd. 10, Cambridge, 1932. Kidder, Coon & Briggs: *Contribution à l'anthropologie*

des Kabyles, in *l'Anthropologie*, Bd. 59, Nr. 1–2, Paris, 1955. Briggs, L. C.: *The Living race of the Sahara*, in *Peabody Museum papers*, Bd. 28, Nr. 2, Cambridge, 1958.

[16] Thom, Alexander: *Megalithic sites in Britain*, Oxford, 1967; *Megalithic lunar observatories*, Oxford, 1971. Hawkins, Gerald S.: *Stonehenge decoded*, New York 1965, franz. Ausg.: *Soleil sur Stonehenge*, Paris, 1977. Müller, Rolf: *Der Himmel über dem Menschen der Steinzeit*, Berlin, 1970.

[17] Flinders Petrie, W. M.: *The Formation of the alphabet*, in *British School of Archaeology in Egypt, Studies Series*, Bd. III, London, 1912. *The Origin of the alphabet*, in *Scientia*, Reihe II, Bd. 13, Bologna, 1918.

[18] Heyerdahl, Thor: *Ra*, span. Ausg., Barcelona, 1972.

[19] Plinius: *Naturalis historia*, 1. VI, XXIII.

[20] Fusté, Miguel: *Nota informativa acerca de los restos humanos exhumados en la sepultura nº XI de la necrópolis de Los Millares*, in Almagro M. y Arriba, A.: *El Poblado y la necrópolis megalítica de Los Millares*, Madrid, 1963.

[21] Carcía Sánchez, M.: *Restos humanos procedentes de los dólmenes de Gorafe (Granada)*, in *Archivo de prehistoria levantina*, Valencia, 1961.

[22] Vernau, René: *La Race de Cro-Magnon, ses migrations, ses descendants*, in *Revue d'anthropologie*, Paris, 1886.

[23] Schetelig, in *Archiv für Anthropologie*, Bd. VIII, Berlin, 1974 (zit. von Fusté[20]).

[24] Jacques, Victor: *L'Ethnologie préhistorique dans le sudest de l'Espagne*, in *Bulletin de la Societe d'anthropologie de Bruxelles*, Brüssel, 1889.

[25] Jacques, Victor: Brief vom 26. Juli 1887 an unbekannten Empfänger in Freiburg (Schweiz), Kantonal- und Universitäts-Bibliothek Freiburg.

[26] Kervran, Louis: *Localisation de l'iceberg du récit de Brandan*, in *Revue des deux Mondes*, 1. September 1969. *Les Cassitérides*, in *La Revue Maritime*, Juli 1971.

[27] Maréchal, J. R.: *Zur Frühgeschichte der Metallurgie*, Lammersdorf, 1962.

[28] Strabo: *Geographia*, III, 1.

[29] Schulten, Adolf u. Pericot, L.: *Avieno, Ora maritima. Fontes Hispaniae antiquae*, 2. Ausg., Barcelona, 1955. *Tartessos*, 2. Ausg., Madrid, 1943.

[30] Maluquer de Motes, Juan: *Tartessos, la ciudad sin historia*, Barcelona, 1970.

[31]. Peña Guzmán, Solano: *La Ruta del ámbar*, Buenos Aires, 1970.
[32] Apollonios (von Rhodos): *Argonautica*, IV, 538.
[33] Sallust: *De Bello Jugurthae*, 18.
[34] Gloor, Pierre-André: persönliche Mitteilung vom 27. November 1982.
[35] Mahieu, Jacques de: *Der weiße König Ipir*, Tübingen, 1978.
[36] Herodot: *Historiae*, IV, 42.
[37] El Edrisi: *Africa*.
[38] Carrera, Angel: *Balsas de junco en el bajo Lucus*, in *Revista del instituto de antropologia de la Universidad de Tucuman*, Bd. I, Tucumán (Argent.), 1938.
[39] Bartholomäus, Karl: *Astronomische Betrachtung zur Reiseroute des Odysseus*, Düsseldorf, 1976.
[40] Homer: *Odyssee*, XII.
[41] Kervran, Louis: *Brandan, le grand navigateur celte du VIe siècle*, Paris, 1977.
[42] Osuna Saviñón, Manuel de: *Compendio de historia de las Canarias*, Las Palmas de Gran Canaria, 1844–45.
[43] Les Sieurs des Isles. *Discours sur la première découverte des Canaries par Lancelot de Maloisel*, Caen, 1632.
[44] Boutier, Pierre: Handschrift im Britischen Museum, London, Egerton Found Nr. 2709 (1404). Gravier, Gabriel: *Le Canarien, livre de la conquête et conversion des Canaries (1402 à 1422) par Jean de Béthencourt, publié d'après le manuscrit original*, Rouen, 1874.
[45] Ciampi, Sebastiano: *Monumenti d'un manoscritto autografo di Messer Gio. Bocaccio da Certaldo, trovati ed illustrati*, Florenz, 1827.
[46] Wölfel, Dominik Josef: Leonardo Torriani, *Die kanarischen Inseln und ihre Urbewohner*, Leipzig, 1940. 2. Ausg., Hallein, 1979.
[47] Verneau, René: *Rapport sur une mission scientifique dans l'archipel canarien*, in *Archives des missions scientifiques*, XI, Paris, 1887.
[48] Fischer, Eugen: *Zur Frage nach den Urbewohnern der kanarischen Inseln*, in *Tagungsber. d. Deutsch. Anthropol. Ges.*, Berlin, 1926.
[49] Schwidetzky, Ilse: *Die vorspanische Bevölkerung der kanarischen Inseln – Anthropologische Untersuchungen*, Göttingen, Berlin, Frankfurt, o. J.
[50] Fusté, Miguel: *Survivance du type de Cro-Magnon parmi les populations préhistoriques et actuelles de l'archipel canarien*, in *Bericht über den V. Internationalen Kongreß für Vor- und Frühgeschichte*, Hamburg, 1958.

[51] Hooton, Ernest A.: *The Ancient inhabitants of the Canary*, in *Harvard African Studies*, I. Cambridge, 1923.

[52] Fusté, Miguel: in *Actas del V° congreso panafricano de prehistoria y de estudo del Cuaternario*, 1960.

[53] Schwarzfischer, F. und Liebrich, K.: *Serologische Untersuchungen an prähistorischen Bevölkerungen, insbesondere an altkanarischen Mumien*, in *Homo*, 14, Bonn, 1963.

[54] Roberts, D. F.; Evans, M.; Ikin, E. W.; Mourant, A. E.: *Blood groups and the affinities of the Canary Islanders*, in *Man*, 1, Washington, 1966.

[55] Schwidetzky, Ilse: *Groupes sanguins et histoire des populations aux les Canaries*, La Laguna (Teneriffa), 1970.

[56] Wölfel, Dominik Josef: *Monumenta linguae canariae*, Graz, 1965.

[57] Bury, Jacques: *Le Royaume de Saba et sa reine légendaire*, in *Kadath*, Nr. 51, Brüssel, 1983.

[58] Bernáldez, Andrés: *Crónica de los reyes católicos* (circa 1500), Granada, 1856.

[59] Berthelot, Sabin: *Antiquités canariennes*, Paris, 1879.

[60] Cobineau, Graf Arthur de: *Histoire des Perses*, Paris, 1869.

[61] Kahl-Furthmann, G.: *Wann lebte Homer?*, Meisenheim (Glan), 1967.

[62] Noguier, Antoine: *Histoire tholosaine*, Toulouse, 1556.

[63] Gorce, Maxime: *Les Pré-écritures et l'évolution des civilisations*, Paris, 1974.

[64] Mahieu, Jacques de: *Des Sonnengottes große Reise*, Tübingen, 1972.

[65] Swadesh, Morris: *The Language of the archaeological Huaxtecs*, Washington, 1953.

[66] Soustelle, Jacques: *Les Olmèques*, Paris, 1979.

[67] Bernal, Ignacio: *The Olmec world*, Berkeley, 1969.

[68] Imbelloni, José: *La Segunda Esfinge indiana*, Buenos Aires, 1956.

[69] Wuthenau, Alexander von: *Unexpected faces in ancient America*, New York, 1980.

[70] Gay, Carlo: *Paleolithic and megalithic traits in the Olmec tradition of Mexico*, in *Almogaren*, II, Hallein, 1971.

[71] Soustelle, Jacques: *L'Art du Mexique ancien*, Paris, 1966.

[72] Verheyden, Ivan: *Le Casse-tête olmèque*, in *Kadath*, Nr. 21, Brüssel, 1977.

[73] Ibarra Grasso, Dick Edgar: *Argentina indígena*, Buenos Aires, 1971.

[74] Gossart, Jacques: *Un calendrier mégalithique au Nouveau-Mexique*, in *Kadath*, Nr. 43, Brüssel, 1981.

[75] Hrdlička, Aleš: *Catalogue of Human crania in the United States National Collection – The Pueblos. Proceedings of the United States National Museum*, Bd. 78, Nr. 2, Washington, o. J. (circa 1932).

[76] Saint-Hilaire, Goeffroy: *Classification anthropologique*, in *Memoires de la societe d'anthropologie de Paris*, Bd. I, 1861.

[77] Verneau, René: *»Cherokees«* in *le nouveau larousse illustré*, Bd. II, Paris, 1891.

[78] Quatrefages, Armand de: zit. von Boule, Marcellin: *Les Hommes fossiles*, 2. Ausg., Paris, 1923.

[79] Cottevieille-Giraudet, Rémy: *Les' Peaux-Rouges dolichocéphales de l'Est américain – Caractères physiques, affinités paléoeuropénnes*, in XV° *Congres International d'anthropologie et d'archeologie prehistoriques, IV° session de l'institut international d'Anthropologie (Portugal)*, Paris, 1931.

[80] Cottevieille- Giraudet, Rémy: *Les Sources de l'art et de quelques coutumes des Indiens Peaux-Rouges*, in s. 79).

[81] Stirling, W.: *Wheeled toys from Tres Zapotes*, in *Amerindia*, Nr. 1, Montevideo, 1962.

[82] Coblet d'Arviella, Graf: *La Migration des symboles*, Brüssel, etwa 1895, 2. Ausg. Brüssel, 1983.

[83] Camby, Raymond: *San Augustín, énigmatique nécropole des Andes*, in *Kadath*, Nr. 36, Brüssel, 1980.

[84] Preuss, K. Th.: *Arte monumental prehistórico*, span. Ausg., Bogotá, 1974.

[85] Spécial Chavín, *Kadath*, Nr. 48, Brüssel, 1982.

[86] Vásquez de Espinoza, Antonio: *Compendium and description of the West Indies*, Washington, 1942.

[87] Lumbreras, Luis; Conzález, Chacho; u. Lietaer, Bernard: *Un Temple acoustique au XIX° siècle avant J. C.*, in *Kadath*, Nr. 48, Brüssel, 1982.

[88] Varcárcel, Luis F.: *Historia general del Perú*, Lima-Buenos Aires, 1964.

[89] Antuñez de Mayolo, Santiago: *La divinidad en la cultura Chavín y Tiahuanaco*, zit. in *Kadath*, Nr. 48, Brüssel, 1982.

[90] Flornoy, Bertrand: *Voyage en haut Amazone*, Rio de Janeiro, 1945.

[91] Garcilaso de la Vega, Inca: *Comentarios reales*, Madrid, 1722.

[92] Heyerdahl, Thor: *American Indians in the Pacific*, London, Oslo, Stockholm, 1952, Bildtafel XXXVI, 9.

[92a] Ebenda Bildtafel XXXVI,3.

[93] Trotter, Milfred: *Hair from Paracas Indian mummies*, in *American Journal of Physiology and Anthropology*, vol. I, 1943.

[94] Allison, Marvin J. et al: *ABO blood groups in Peruvian mummies*, in *American Journal of Physiology and Anthropology*, Bd. 44, 1979.

[95] Stewart, T. D.: *Skeletal remains from Paracas*, Peru, in *American Journal of Physiology and Anthropology*, Bd. I, 1943.

[96] Mahieu, Jacques de: *Des Sonnengottes Todeskampf*, Tübingen, 1973.

[97] Burns Glynn, William: *La Escritura de los incas*, in *Boletin de Lima*, Nr. 12, 13 und 14, Lima, 1981.

[98] Ayala, Felipe Guaman Poma de: *Nueva Crónica y buen gobierno*, Paris, 1936.

[99] Mahieu, Jacques de: *Drakkares en al Amazonas*, Buenos Aires, 1977. dt. Ausg., *Des Sonnengottes heilige Steine*, Tübingen, 1975.

[100] Ponce Sanjinés, Carlos: *Importancia de la cuenca paceña en el período precolombino*, in *Khana*, Nr. 39, La Paz, 1967.

[101] Mahieu, Jacques de: *Die Templer in Amerika*, Tübingen, 1979.

[102] Cieza de León, Pedro: *La Crónica del Perú*, Buenos Aires, 1941.

[103] Créqui-Montfort, Graf de: *Fouilles de la mission scientifique française à Tiahuanaco*, in *Actes du XIV° congres international des americanistes*, Paris.

[104] Chervin, Arthur: *Anthropologie bolivienne*, Bd. III, *Craniologie*, Paris, 1908.

[105] Gloor, Pierre-André: *Méthode de Bertillon*, in *Archives suisses d'anthropologie generale*, Nr. 45, Genf, 1981.

[106] Dawson, W. R.: *Mummification in Australia and in America*, in *Journal of the Royal Anthropology Institute*, Bd. LVIII, London, 1928.

[107] Wagner, Emil R. y Duncan L.: *La Civilización chaco-santiagueña*, Buenos Aires, 1934.

[108] Wagner, Emil u. Righetti, Olimpia L.: *Archéologie comparée*, Buenos Aires, 1946.

[109] Kate, Herman ten: *Anthropologie des anciens habitants de la région calchaquie*, in *Anales del museo de la Plata*, Bd. I, La Plata, 1896.

[110] Imbelloni, José: *Síntesis antropológica*, in *Relaciones de la sociedad Argentina de antropologia*, Buenos Aires, 1940.

[111] Torchet, Nicole; Ferryn, Patrick; Gossart, Jacques: *L'Affaire de Glozel*, Paris, 1978.

[112] Burnouf, Eugène: *Des Sciences et des religions*, Paris, 1872.

[113] Wilson, Thomas: *The Swastika*, Washington, 1894.

[114] Dörpfel, Wilhelm: *Troja und Ilion*, 1902. 2. Ausg. Osnabrück, 1968.

[115] Friant, Madeleine u. Reichlen, H.: *Deux chiens préhistoriques du désert d'Atacama* (Chili), in *Travaux de l'Institut français d'etudes Andines*, Lima, 1950.

[116] Tschudi, J. J. von: *Untersuchung über die Fauna Peruana*, St. Gallen, 1844–46.

[117] Nehring, A.: *Über alt-peruanische Hundemumien und über Rassebildung bei den sogenannten Inca-Hunden*, in *Verk. der Berliner Anthropologischen Gesellschaft, Berlin, 1885.*

[118] Fraint, Madeleine: *Le Chien des Incas précolombien et la découverte de l'Amérique*, in *L'ethnographie*, nouvelle série, Nr. 58–59, Paris, 1964–65.

[119] Bibar, G. de: *Crónica y relación copiosa y verdadera de los reinos de Chile*, Faksimile-Ausg., Santiago de Chile, 1966.

[120] Mahieu, Jacques de: *Wer entdeckte Amerika?*, Tübingen, 1977.



BILDTAFELN

(Querformatige Abbildungen sind jeweils von rechts zu betrachten)



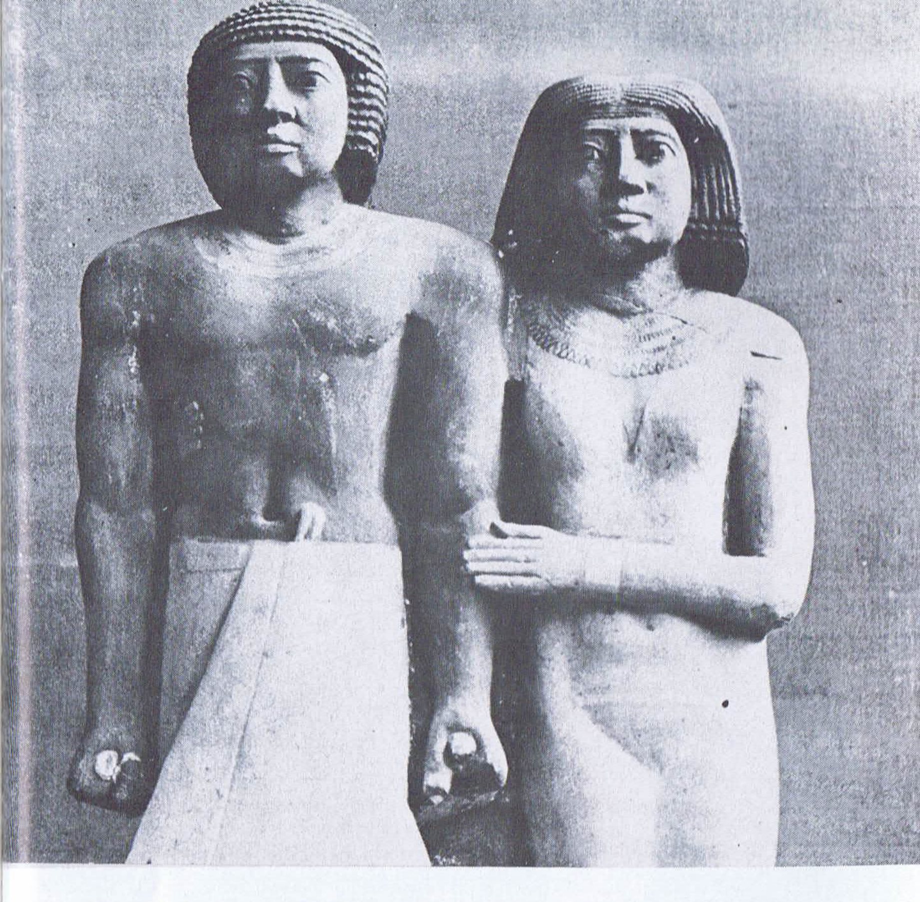


Foto 1: Altägyptische Skulpturen mit äußeren Kennzeichen von Cromagnon-Menschen im Museum von Kairo



Foto 2: Mumie des Pharao Ramses II. mit blondem Haar
(Foto: »Sciences et Avenir«, Paris)



Foto 3: Römisches Mosaikbild mit der Darstellung libyscher Gefangener vom Cromagnon-Typ in der Gerichts-Basilika von Tipasa, Mauretanien (Foto: Gabriel Camps: »Berbères, aux Marges de l'Histoire«, Toulouse 1980)

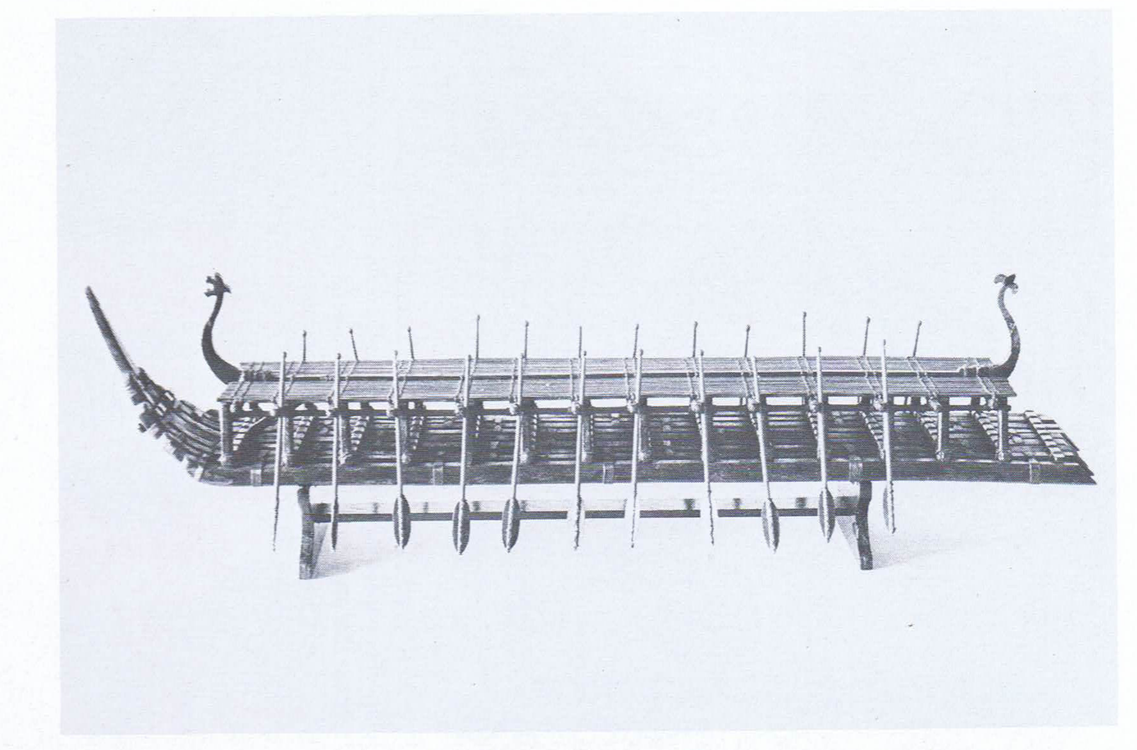


Foto 4: Nordisches Floß der Bronzezeit (etwa −2500) mit aufgebautem Deck.
Modell von G. Sager nach Höhlenzeichnungen in Schweden, Norwegen und Dänemark
(Museum der argentinischen Kriegsmarine, Buenos Aires)

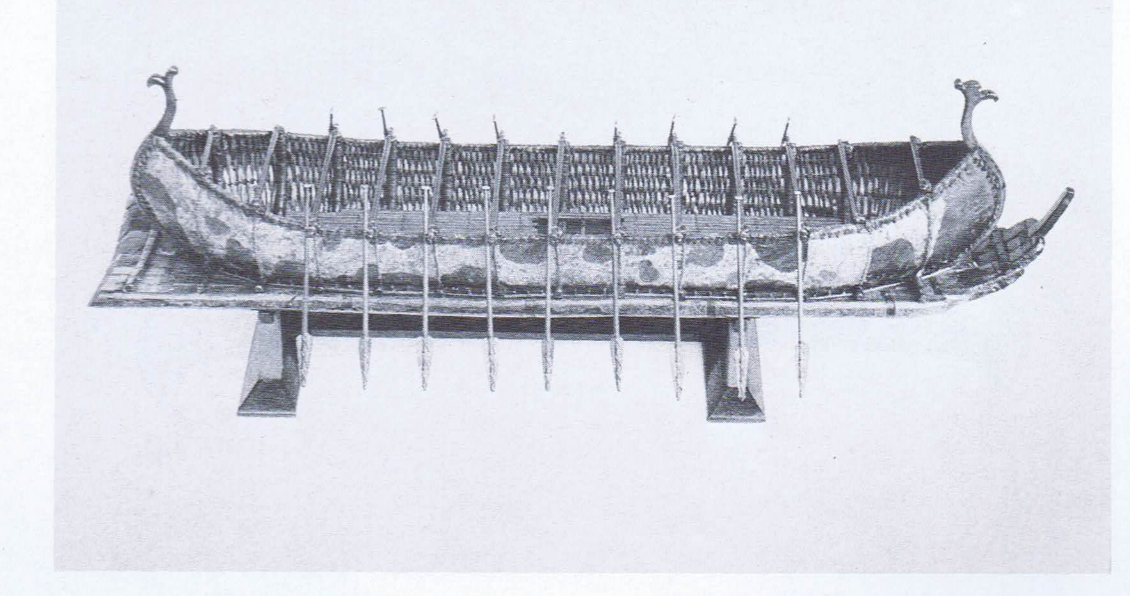


Foto 5: Nordisches Floß der Bronzezeit mit äußerer Hülle aus Leder.
Modell von G. Sager nach Höhlenzeichnungen in Schweden, Norwegen und Dänemark
(Museum der argentinischen Kriegsmarine, Buenos Aires)

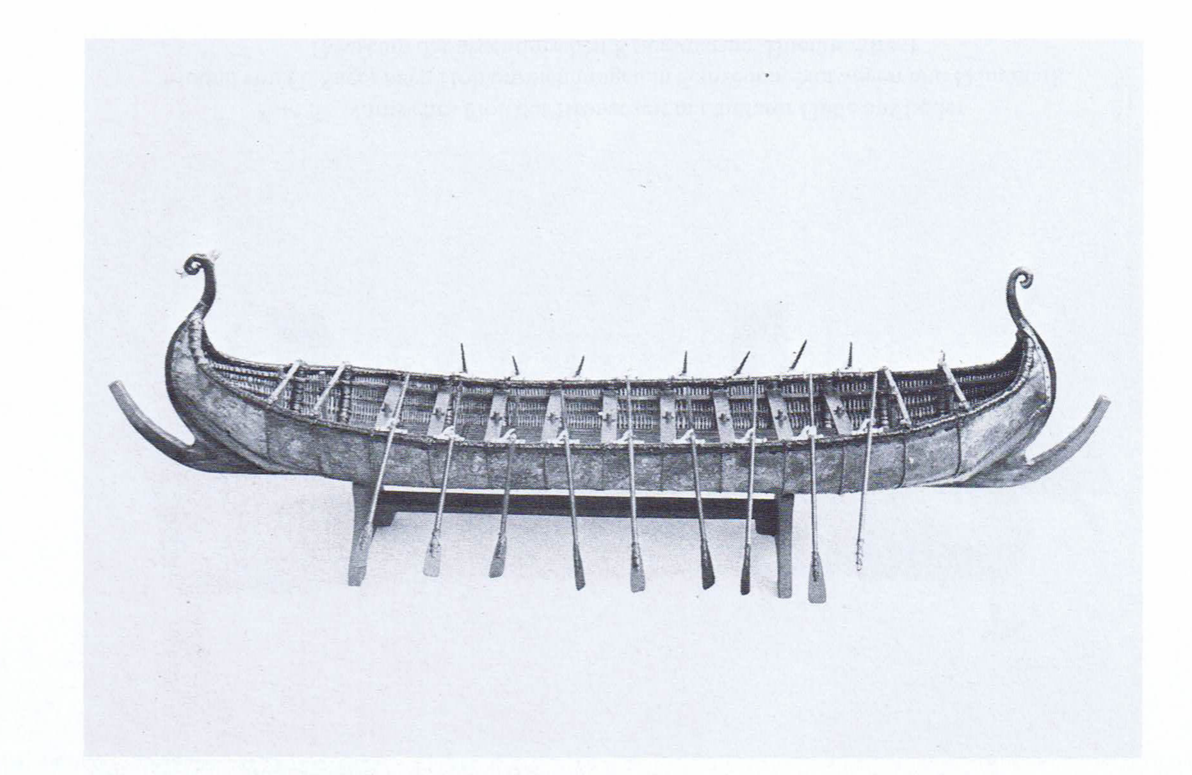


Foto 6: Nordisches Lederboot mit Kiel der Bronzezeit. Modell von G. Sager nach Höhlenzeichnungen in Schweden, Norwegen und Dänemark Museum der argentinischen Kriegsmarine, Buenos Aires)



Foto 7: Schaukampf zwischen zwei jungen, blonden Kanariern vom Cromagnon-Typ. Auch die Zuschauer sind blond (Aquarell von Leonardo Torriani in Wölfel[46])

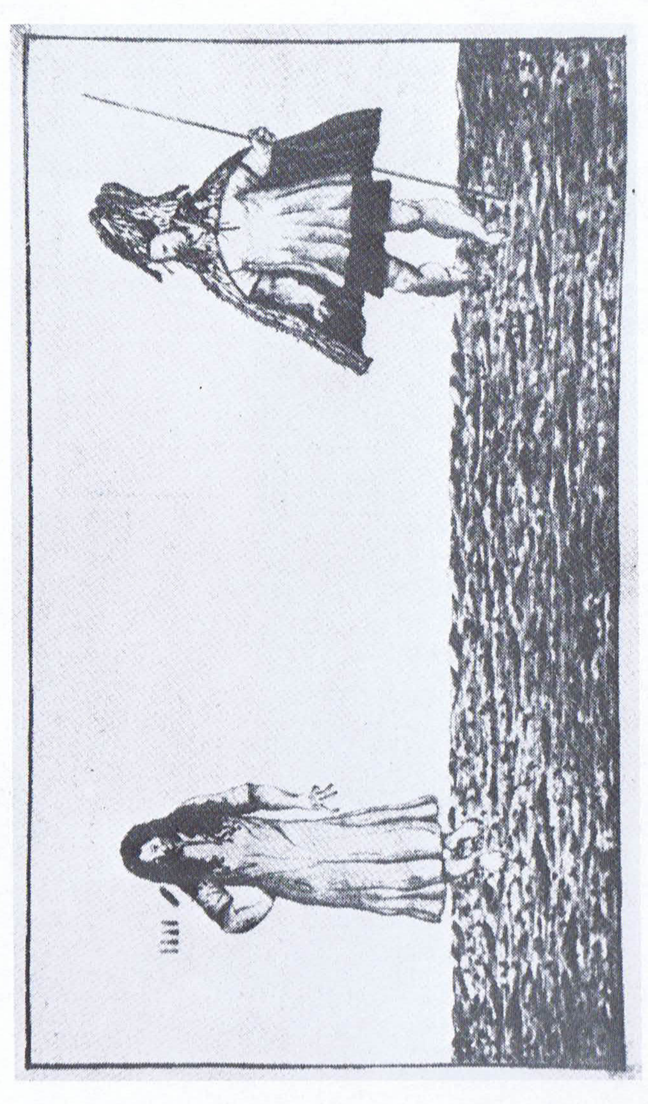


Foto 8: Bewohner von Gran Canaria vom Cromagnon-Typ (Aquarell von Leonardo Torriani in Wölfel[46])

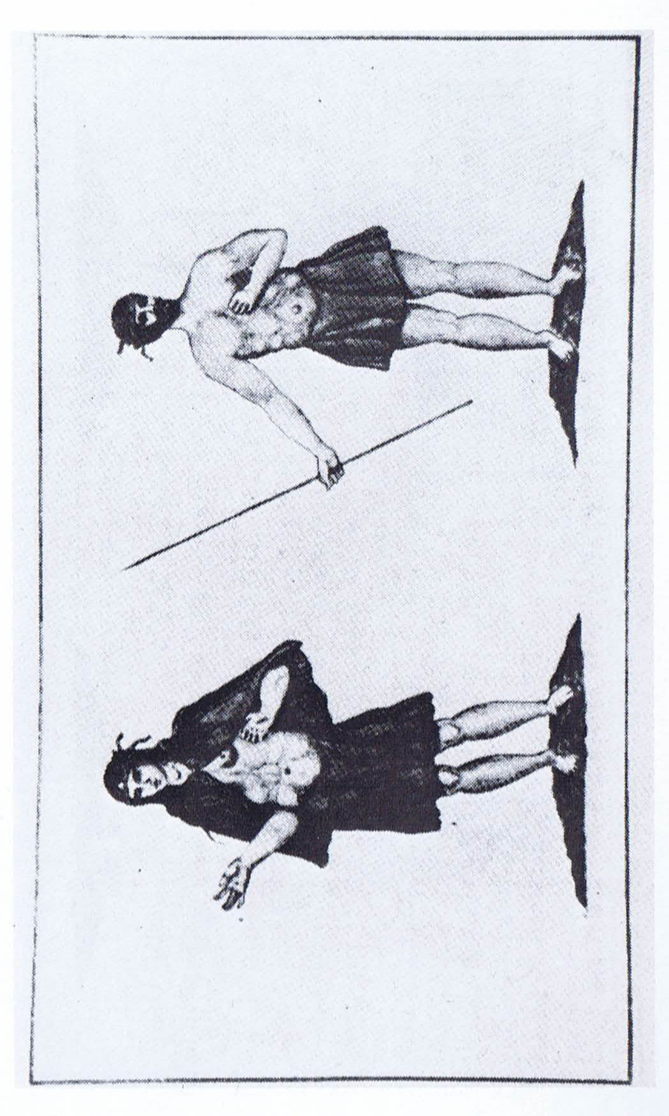


Foto 9: Bewohner von La Gomera vom Typ der kräftigen Mittelmeer-Menschen (Aquarell von Leonardo Torriani in Wölfel[46])



Foto 10: Bewohner der kanarischen Insel Hierro vom Typ der kräftigen Mittelmeer-Menschen, vielleicht mit einigen cromagnonartigen Zügen (Aquarell von Leonardo Torriani in Wölfel[46])

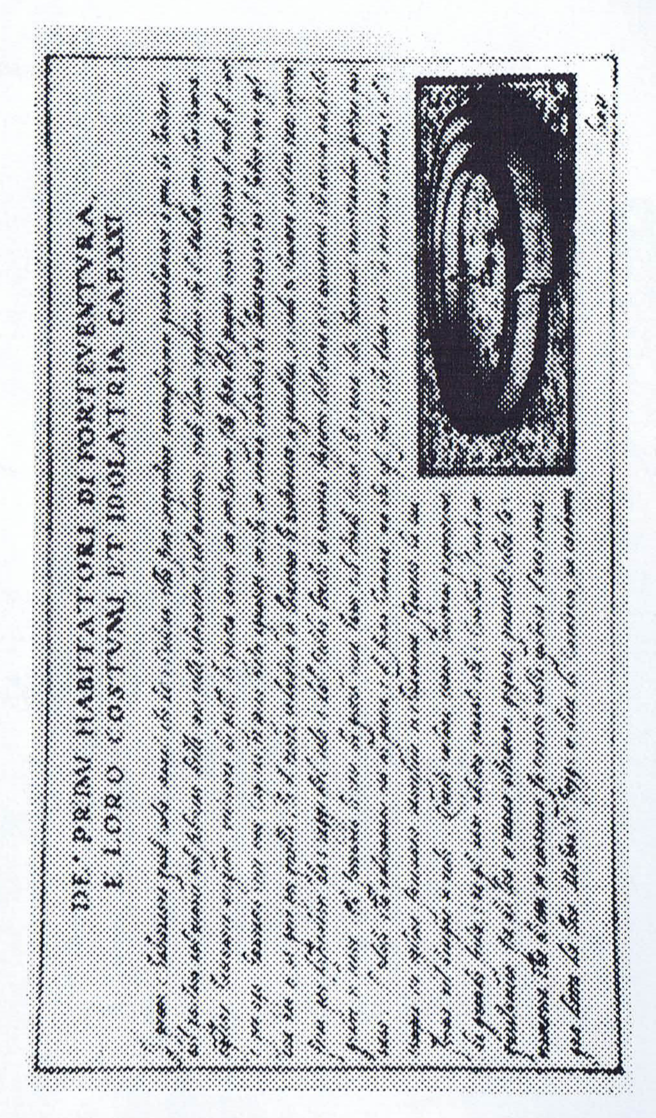


Foto 11: Seite aus dem Manuskript von Leonardo Torriani mit Zeichnung des Labyrinths von Fuerteventura (Bibliothek Coimbra, Portugal)



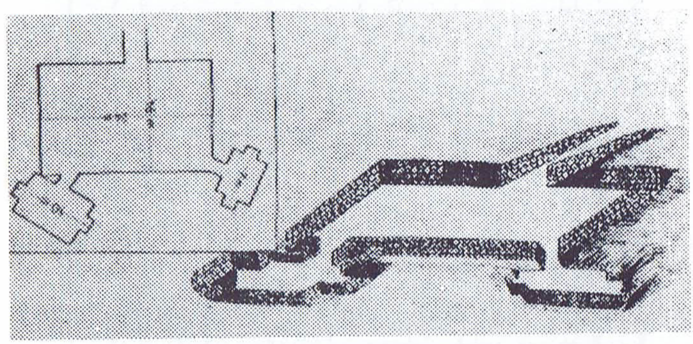
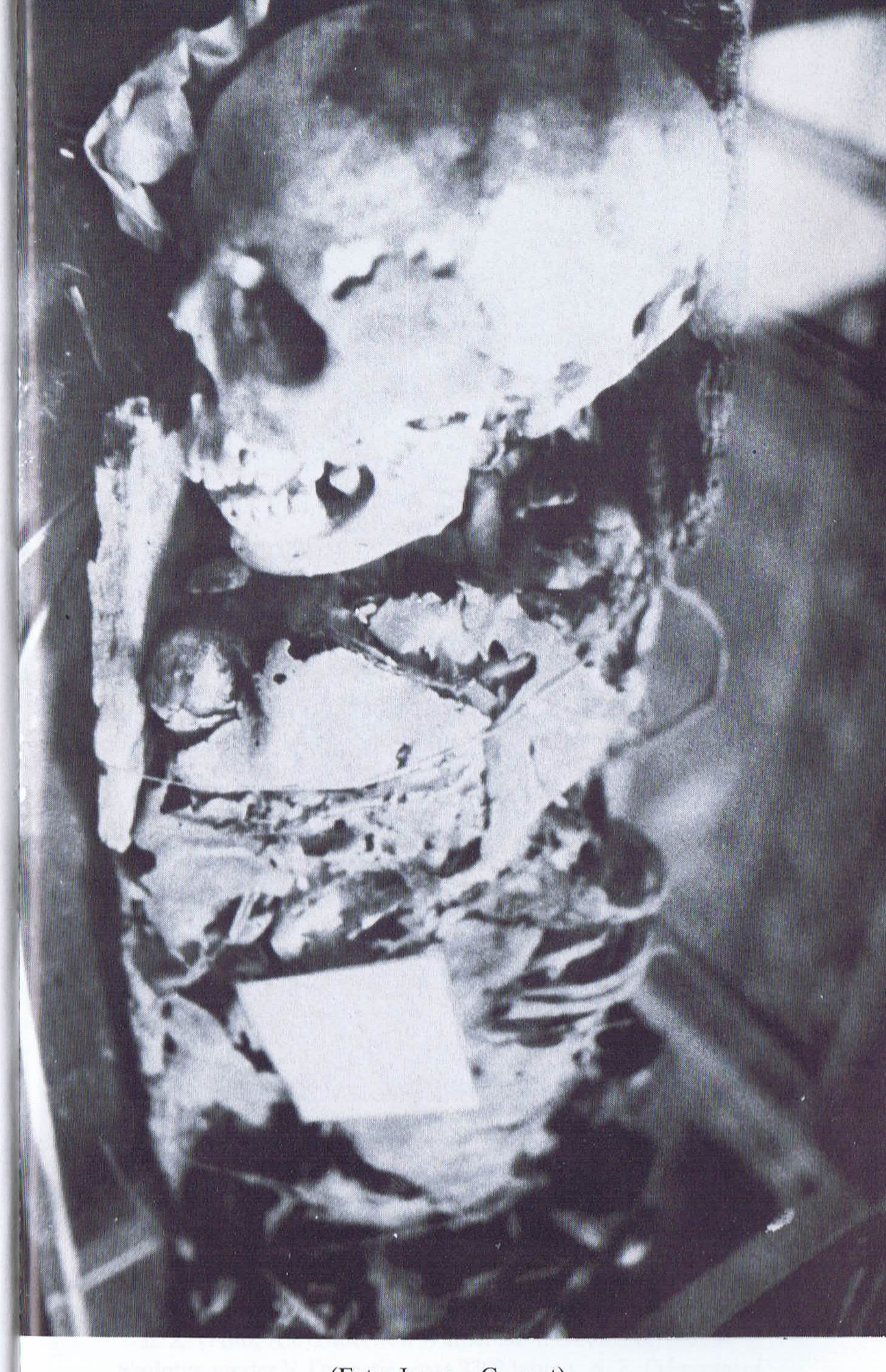


Foto 12: Kanarische Megalithe. Oben das Tor der Festung Bentaiga auf Gran Canaria (Foto: Wölfel[46]).
Unten: Plan des »goro« (Gericht) von Barranco de la Aldea, Tirajana, Gran Canaria (Zeichnung von Grau Bassas und Mas, Kanarisches Museum, Las Palmas, Gran Canaria)

Foto 13: Mumie eines Guanche vom Cromagnon-Typ. Kanarisches Museum, Las Palmas, Gran Canaria



(Foto: Jacques Gossart)

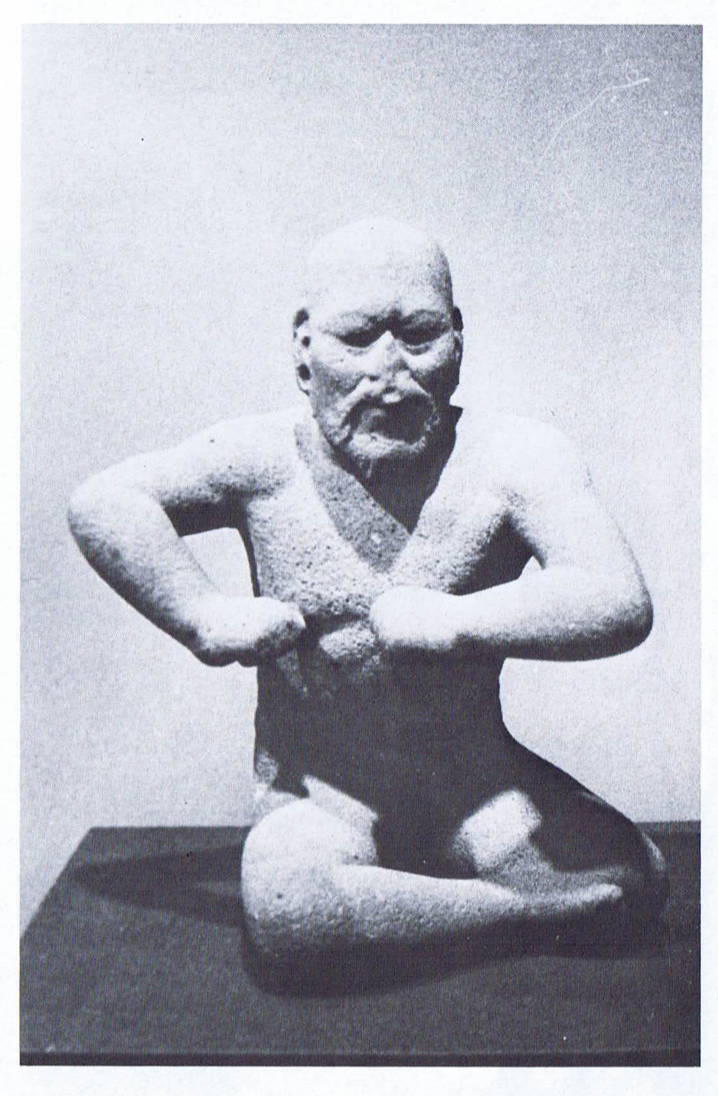


Foto 14: »Der Kämpfer«, Olmeken-Statue mit anthropologischen Kennzeichen eines Cromagnon-Menschen



Foto 15: Frauentypen der Cromagnon-Rasse. Unten: Kopf aus Xoxhipala im Staat Guerrero, Mexiko, etwa aus dem Jahr 1100 v. d. Z. (Foto: Alexander von Wuthenau[69]). Oben: Ägyptische Skulptur aus der V. Dynastie, etwa 2300 Jahre v. d. Z. (Museum of Fine Arts, Boston)

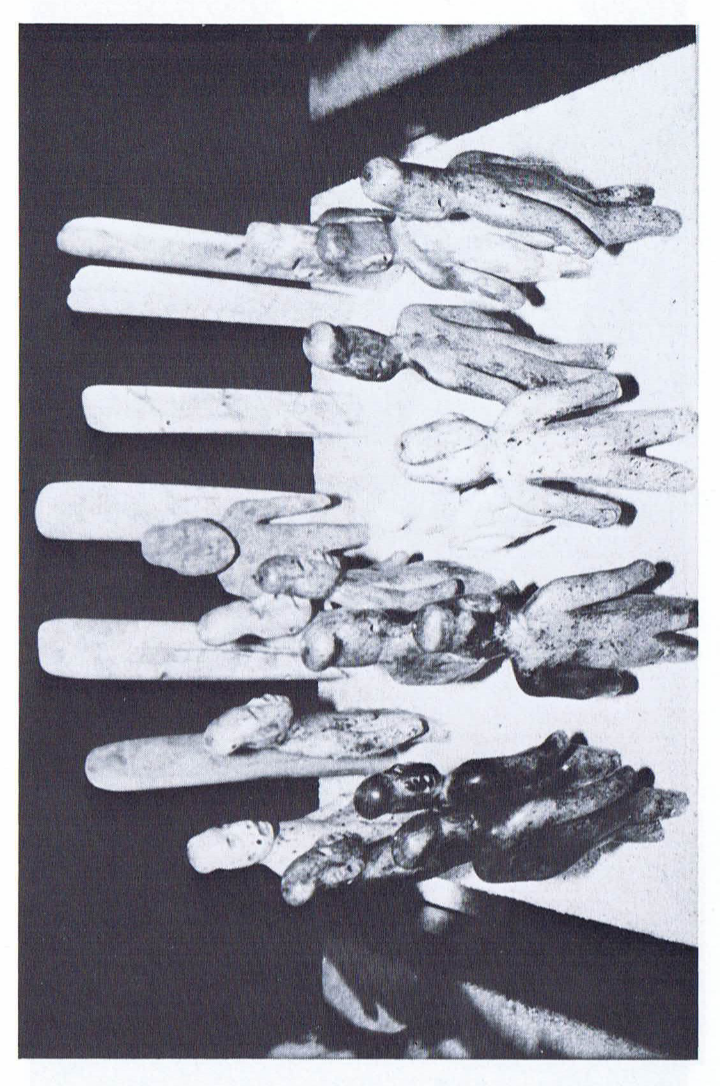


Foto 16: Zeremonie vor Säulen. Olmekische »Opfergabe«, La Venta



Foto 17: Olmeken-Statue mit Entenschnabel und Inschriften. San Andrés Tuxla, Staat Veracruz, Mexiko. (Foto: Pierre Honoré[75])

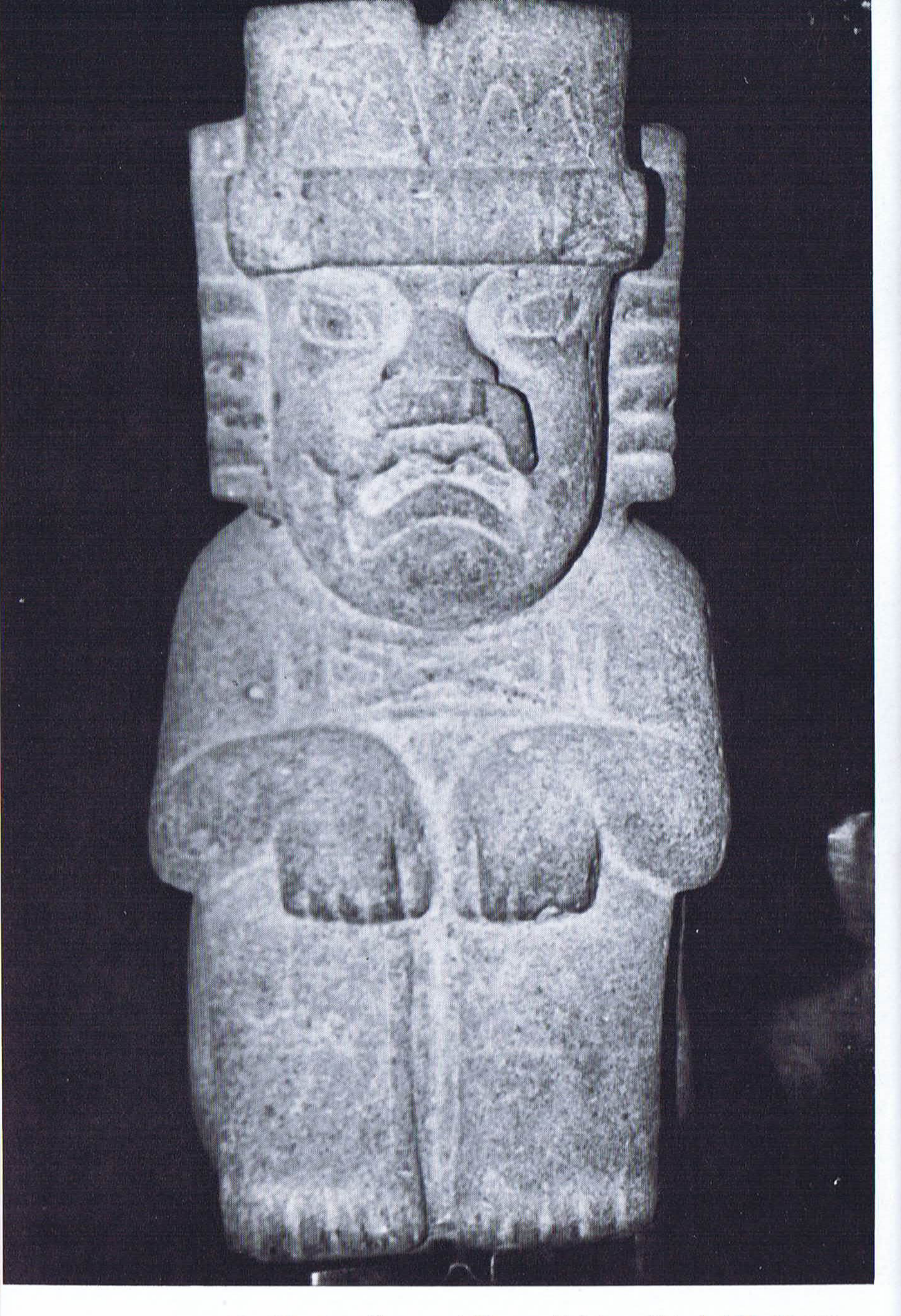


Foto 18: Olmeken-Statue mit Runen-Zeichen. Vergl. Abb. Nr. 52



Foto 19: Megalithisches Hügelgrab in San Agustín
(Foto: Raymond Camby)



Foto 20: Megalithisches Hügelgrab mit Statuen. San Agustín
(Foto: Raymond Camby)



Foto 21: Hohokam-Keramik, die derjenigen von Santiago del Estero (Argentinien) ähnelt oder mit ihr manchmal sogar identisch ist (mit Genehmigung des Arizona State Museum, Universität Arizona, Tuscon, USA.)



Foto 22: Kopf einer Mumie nordischen Typs (Paracas, Peru). Man beachte die naturblonden Haarsträhnen (Foto: Museo Nacional de Antropología y Arqueología, Lima, Peru)



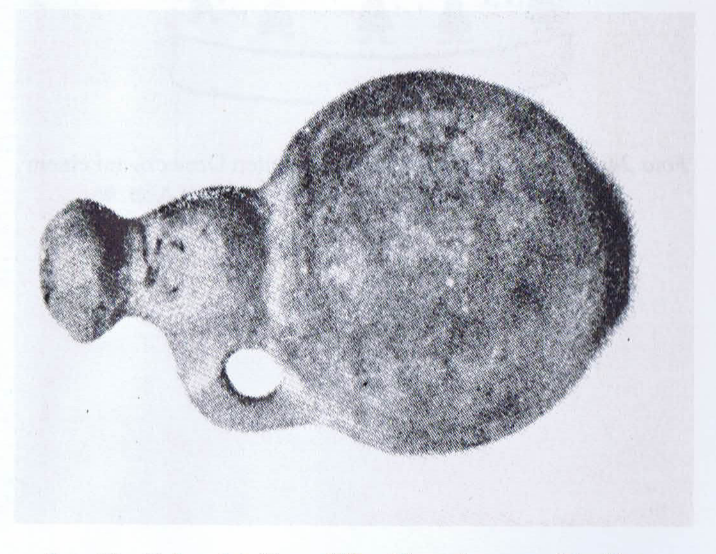


Foto 23: Gebauchte Tongefäße. Oben eines vom Rio Tinto, Spanien, aus der Zeit des Königreiches Tartessos (Foto: Maluquer de Motes[30]). Unten eines aus Ticucho in der argentinischen Provinz Tucumán, gefunden am gleichen Ort wie die hyperboreischen Runen-Inschriften, etwa aus dem Jahr 1200 v. d. Z.



Foto 24: Gestalten in Form eines doppelten Dreiecks auf einem Gefäß aus Böotien. Vergl. mit Foto 21 und Abb. 96

de Mahieu

Die Flucht der Trojaner



JACQUES DE MAHIEU wurde 1915 in Paris geboren. Nach dem Studium der Philosophie, der Politischen- und Wirtschaftswissenschaften erwarb er im Rahmen seiner weiteren Universitätslaufbahn folgende Titel und Ämter:

Doktor der Politischen Wissenschaften;
Doktor der Wirtschaftswissenschaften;
Ehrendoktor der Medizinischen Fakultät;
Professor der Universität Buenos Aires;
Honorarprofessor der National-Universität Cuyo, Mendoza, Argentinien;
Berater der Anthropologischen Fakultät, Buenos Aires.

Als Rektor des Instituts für Menschheitsgeschichte wandte sich Professor de Mahieu in den letzten Jahren der gründlichen Erforschung eines faszinierenden Themas zu: Der Besiedlung Nord- und Südamerikas und Gründung der Reiche und Hochkulturen der Tolteken, Mayas, Quichuas und Inkas durch die Wikinger. Krönung seiner Arbeit war die Durchführung mehrerer Expeditionen zu einem der letzten Stämme »weißer Indianer«, Nachfahren der Wikinger, die heute noch im paraguayischen Urwald leben. Das Ergebnis seiner Reisen und Forschungen hat er in sieben Werken, die inzwischen in vier Sprachen erschienen sind, vorgelegt.

GRABERT-VERLAG-TÜBINGEN

Das Bild der europäischen Vorgeschichte hat sich in den letzten Jahren erheblich gewandelt. Der Verfasser umreißt das faszinierende Geschehen im Mittelmeerraum im zweiten vorchristlichen Jahrtausend, schildert erstmalig die Flucht der Trojaner über Karthago und die Kanarischen Inseln nach Mittel- und Südamerika und belegt aus eigenen Forschungen die Gründung der amerikanischen Hochkulturen durch Weiße 2500 Jahre vor Kolumbus. Ein erregendes Kapitel der Vorzeit erscheint in ganz neuer Sicht.

ISBN 3-87847-077-0



Die Flucht der Trojaner

